

60 Jahre Bundesrepublik 20 Jahre Mauerfall 10 Jahre step21

Von Angela Merkel



Bundeskanzlerin
Angela Merkel

2009 ist für Deutschland ein denkwürdiges Jahr: Vor 60 Jahren wurde die Bundesrepublik gegründet, vor 20 Jahren fiel die Mauer. Seit 60 Jahren ist die Achtung der Menschenrechte im Grundgesetz verankert. Das Jubiläumsjahr 2009 ist wahrlich ein Grund zur Freude und zum Feiern. Es lässt uns bewusst werden, welch unermessliches und keinesfalls selbstverständliches Geschenk es ist, in Frieden und Freiheit leben zu dürfen.

Denn es bleibt unvergessen: Über Jahrzehnte hinweg teilten Mauer und Stacheldraht unser Land, bevor die Deutsche Einheit vor bald 20 Jahren endlich Wirklichkeit werden konnte. Der Fall des Eisernen Vorhangs hat nicht nur die unnatürliche deutsche Teilung beseitigt, er hat uns auch näher an unsere östlichen Nachbarländer rücken lassen. Ohne diese Öffnung hätten wir vor fünf Jahren keine Osterweiterung der Europäischen Union feiern können. Und ohne diese Öffnung würden dem Redaktionsteam der [Weiße Flecken]-Zeitung polnische und tschechische Redakteurinnen und Redakteure fehlen.

Seit nunmehr zehn Jahren unterstützt die Initiative step21 Kinder und Jugendliche, sich zu verantwortungsbewussten Persönlichkeiten zu entwickeln. Mit spannenden Projekten regt sie an, gegen Unrecht, Diskriminierung und Gewalt aufzustehen – und für Wahrheit einzustehen. So haben für die dritte neue Ausgabe der [Weiße Flecken]-Zeitung Jugendliche aus vier Ländern „weiße Flecken“ in der Geschichte ihrer Heimat erforscht. Für die große Mühe beim Recherchieren und Schreiben danke ich den Nachwuchsjournalisten sehr herzlich.

Allen, die sich in der Initiative für Toleranz und Verantwortung engagieren, wünsche ich auch weiterhin für ihr vorbildliches Wirken viel Erfolg.



Auf dem Weg

Von Sonja Lahnstein



Sonja Lahnstein,
Initiatorin und Geschäftsführerin von step21

Vor gut zehn Jahren haben junge Menschen den Namen unserer Initiative bestimmt. step21: Mit kleinen, bewussten Schritten das 21. Jahrhundert gestalten. Damals konnten wir nicht ahnen, wie treffend dieser Name das Herz und das Programm un-

Fortsetzung auf Seite 2



Gemeinsame Lektüre der NS-Zeitung *Der Stürmer* während eines „Heimabends“ der Hitler-Jugend. Aufgenommen vermutlich im August 1937. Foto: Wolff & Tritschler, Quelle: ullstein bild

Das Recht, Mensch zu sein

60 Jahre Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen – eine Rückbesinnung

Von Ina Ho Yee Bauer, Julia Grabińska, Jakub Kavánek und Johanna Schröder

Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte feierte im Dezember 2008 ihren 60. Geburtstag. Aber wer gratulierte? Wer brachte Geschenke?

Wenige. Viele Zeitungen haben darüber berichtet, doch bei uns Jugendlichen hat das Jubiläum fast niemand bemerkt. Interessieren die Menschenrechte die heutige Gesellschaft nicht mehr? „Es geht uns doch gut“, hören wir häufig, „und wenn etwas passiert, dann sollen sich Politiker darum kümmern.“ 60 Jahre Frieden in Westeuropa haben uns anscheinend zu bequem gemacht, um über den Tellerand zu blicken.

Bei der Arbeit für step21 [Weiße Flecken] recherchierten wir, was sich zur NS-Zeit in unserer Heimat ereignete. Eins ist allen Schicksalen gemeinsam: Grundlegende Menschenrechte wurden verletzt.

Jeder weiß, dass es so etwas wie Menschenrechte gibt, aber nur wenige, dass diese 1948 feierlich verabschiedet wurden. Die Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen verpflichteten sich damals, die in der Menschenrechts-Charta formulierten Rechte zu achten, um Gräueltaten wie jenen des Dritten Reiches für immer vorzubeugen. Eine echte Errungenschaft – denn ein Blick in die Geschichte zeigt uns, wie wichtig die Menschenrechte für Demokratie, Menschenwürde und Frieden sind.

Vom Herbst 1938 an musste sich jeder Jude auf dem Gebiet des Deutschen Reichs mit zweitem Vornamen Israel oder Sara nennen. Diese öffentliche Kennzeichnung war nur der Anfang einer endlosen Reihe von Schikanen, an deren Ende die grausame Ermordung im Konzentrationslager stand. Ein ganz anderes Leben wartete auf die Kinder, die in den Lebensborn-Heimen geboren wurden. Dank ihrer

„arischen Rasse“ sollten sie zur Elite des Deutschen Reiches ausgebildet werden. Hier zeigt sich die klare Einteilung der Bevölkerung in der NS-Zeit in „gute“ und „lebensunwerte“ Menschen. Als direkte Reaktion auf diese menschenverachtende Ideologie heißt es deshalb im Artikel 1 der Menschenrechtserklärung: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ In Artikel 3 wird betont, dass „jeder das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person“ hat.

Der Großteil von uns kann heute ohne Angst aus dem Haus gehen und sein Leben frei bestimmen. Was uns selbstverständlich erscheint, ist auch in Europa hart erstritten worden. Noch vor 20 Jahren wäre es nicht einfach ge-

Baburova in Moskau auf offener Straße erschossen. Sie hatte für die regierungskritische Zeitung *Novaya Gazeta* geschrieben. Ihr Fall ist keine Ausnahme: Weltweit wurden allein 2008 rund 60 Journalisten getötet, viele Hunderte festgenommen oder bedroht. Dies sind nur die offiziellen Zahlen – die Dunkelziffer liegt um ein Vielfaches höher.

Wohin die Unterdrückung der Meinungsfreiheit führen kann, lehren uns die Erfahrungen aus dem Dritten Reich. Die NSDAP kontrollierte alle Medien und verfolgte Andersdenkende, um die Bevölkerung gleichzuschalten. Artikel 19 der Menschenrechtserklärung garantiert deshalb, dass jeder „das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung“ hat.



Redakteure aus Deutschland, Polen, Tschechien und Österreich üben sich spielerisch in den verschiedenen Sprachen. [Weiße Flecken]-Konferenz in Hamburg, November 2008. Foto: Bente Stachowske

wesen, tschechische, österreichische, polnische und deutsche Jugendliche für ein Projekt wie step21 [Weiße Flecken] zusammenzubringen.

Doch Unterdrückung und Ungerechtigkeit finden weiter statt, und die Mutigen, die dagegen kämpfen, leben gefährlich: Erst im Januar 2009 wurde die russische Journalistin Anastasia

Die Beispiele zeigen, dass die Formulierungen der Menschenrechtserklärung zeitlos sind, ihre Inhalte immer aktuell – zumindest in der Theorie. Denn obwohl sie die Grundlage für einen demokratischen Rechtsstaat darstellen, werden die Menschenrechte im Schulunterricht kaum diskutiert. Muss es denn wirklich erst wieder zu einer

„MIT EUCH KUMMERLN WERDEN WIR NOCH AUFRÄUMEN!“

März 1938: Wie zwei Schüler in Wien und Oberösterreich den „Anschluss“ Österreichs erlebten.

Mehr dazu auf Seite 5

DAS ENDE JEDER HOFFNUNG

Mit der Reichenberger Synagoge verbrennt am 10. November 1938 mehr als nur ein Gebäude.

Mehr dazu auf Seite 8/9

KONEC VŠEM NADĚJÍM

S libereckou synagogou shoří dne 10. listopadu 1938 víc než jen budova.

Více k tématu na straně 8/9

DIE WILLKÜR DER WÄCHTER

Folter und Exekutionen gehören zum Alltag im KZ Fort VII bei Posen. Die Zeitungen schweigen...

Mehr dazu auf Seite 16/17

SAMOWOLA STRAŻNIKÓW

Makabryczne tortury i egzekucje na porządku dziennym w Forcie VII w Poznaniu. Gazety milczą...

Więcej na stronach 16/17

DIE SCHRECKLICHEN TAGE VOR DER BEFREIUNG

Um die Spuren der Verbrechen zu verwischen, werden Tausende Häftlinge aus dem KZ Sachsenhausen im Frühjahr 1945 auf einen Todesmarsch geschickt.

Mehr dazu auf Seite 27

durch einen Unrechtsstaat verursachten Katastrophe wie dem Zweiten Weltkrieg kommen, damit uns der Wert von Menschenrechten bewusst wird?

Den Wert von Menschenrechten bewusst machen

Eigentlich müssen wir nur unsere Augen öffnen, denn Diskriminierung findet täglich statt. Dabei kann das Recht auf Gleichheit und Menschenwürde sowohl von staatlichen Institutionen wie auch von einzelnen Mitgliedern oder Gruppen innerhalb der Gesellschaft untergraben werden. In Deutschland steigt die Zahl der Angriffe auf Ausländer, in Tschechien ist den Roma oft der Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung verweigert. Es gibt schwere Folterverurteilungen in Österreichs Gefängnissen, und in Polen herrscht weiter ein Klima der Intoleranz gegenüber Homosexuellen.

Wenn Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wenn der Einzelne nicht mehr gleich an Würde und Rechten sein darf, wenn er nicht Individuum ist, sondern Objekt – dann ist er dem Staat oder der Gesellschaft schutzlos ausgeliefert und wird leicht Opfer von Diskriminierung und Unterdrückung. Irgendwann hört er auf, Mensch zu sein.

Wir dürfen uns nicht damit zufrieden geben, dass die Menschenrechte auf dem Papier existieren, wir müssen für sie eintreten! Auch muss jeder Mensch wissen, welche Rechte ihm niemand nehmen darf. Unsere Geschichte hat noch viele „weiße Flecken“, in denen Menschenrechte verletzt wurden und werden. Diese Zeitung zeigt uns, dass wir aus der Geschichte lernen, uns für unsere Demokratie einsetzen und die Gesellschaft verbessern können – dafür bieten uns die Menschenrechte einen ersten und wichtigen Anhaltspunkt.

Vom „Akt der Barbarei“ zum Akt der Menschlichkeit

Zur Genese von Menschenrechts- und Völkermordkonvention aus den Erfahrungen des Holocaust

Von Michael Naumann

Wer über die Geschichte der Menschenrechtskonvention im 20. Jahrhundert spricht, muss sich dem nationalsozialistischen Völkermord an Europas Juden zuwenden.

Mit der Ermordung des Judentums und der Eroberung der slawischen Länder bis zum Ural sollten die Deutschen ohne fromme Gewissensnot hundert Millionen Menschen ausrotten, aber auch behinderte Deutsche und andere „Untüchtige“ in der Heimat skrupellos beseitigen können. Das Judentum – als Religion und als lebendige Menschengruppe – sollte niemals wieder den deutschen Tötungswillen „zersetzen“. Auch deshalb hatte Hitler zuerst die Entfernung der Juden aus dem deutschen Machtbereich und schließlich ihre physische Vernichtung beschlossen.

Adolf Hitler verstand sich selbst keineswegs als größten Verbrecher oder maßlosesten Übertreter des jüdisch-biblichen Gesetzes der Lebensheiligkeit, sondern als dessen planmäßiger Beseitiger. Er hätte bei einem denkbaren militärischen Sieg ein Recht auf Völkerbeseitigung geschaffen und somit die gültige Völkerrechtsordnung umgeworfen. Zumindest die ersten Versammlungen der Vereinten Nationen scheinen ihn genau so verstanden zu haben. Bekanntlich haben sie im Dezember 1948 den Opfern des Holocaust in nur zwei Tagen zwei wegweisende Denkmäler errichtet, und zwar durch internationale Gesetze mit völkerrechtlich bindender Kraft. Allerdings fehlten die dazugehörigen Sanktionsmechanismen. Der Internationale Gerichtshof in Den Haag soll diese Lücke füllen.

Ein neuer alter Anspruch

Dem historischen nationalsozialistischen Schritt zur Abschaffung des Tötungsverbots wurde am 10. Dezember 1948 in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte als höchstes Prin-

reich. Vor Hitler-Deutschland hatte er nach London fliehen können. Mit seinem Text änderte er nicht umgehend den Lauf der Welt, aber er formulierte den Anspruch auf eine neue Epoche, also auf eine ethische Erneuerung der zivilisierten Gemeinschaft aller Staaten. Denn nunmehr unterstanden nicht nur die Deutschen von Neuem dem Gebot „Du sollst nicht töten“, sondern alle Völker der Erde.

Ihr zweites Denkmal für die Opfer des Holocaust errichteten die Vereinten Nationen am 9. Dezember 1948, einen Tag vor der Menschenrechtserklärung. Die Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes führt in Artikel 2 die Ausrottungsverfahren der Nationalsozialisten minutiös als Beispiele auf, eine bestimmte Gruppe teilweise oder ganz zu zerstören.

Diese Eliminationsverfahren wurden nun wiederum nicht allein den Deutschen, sondern der ganzen Menschheit verboten. Nirgendwo sollte sich noch einmal ein Staat oder ein Diktator ein Recht auf Völkermord anmaßen. Was Cassin für die Menschenrechtserklärung leistete, schaffte Raphael Lemkin (1900–1959) für die Völkermordkonvention. Der polnische Jurist und Jude askenasischer Herkunft war vor Hitler-Deutschland über Stockholm und London in die Vereinigten Staaten in Sicherheit gebracht worden. Im Jahre 1943 hatte er für die polnische Exilregierung in London dem Menschheitsverbrechen erstmals den Namen „ludobójstwo“ (Völkermord) gegeben. Im Jahre 1944 transponierte er den polnischen Terminus ins Englische als „genocide“. Bis dahin behalt man sich mit dem 1915er-Terminus „crimes against humanity“.

Dass Lemkins Völkermordkonvention im Jahre 1948 in der UNO einstimmig verabschiedet wurde, hatte einen Preis. Es sind „nationale, ethnische, rassische oder religiöse Gruppen“ gegen Tötungen zu schützen. Politische und ökonomische Opfergruppen werden nicht erwähnt. Millionen im



Eine muslimische Bosnierin kniet weinend am Grab eines Verwandten während der Gedächtnisfeier am 20. September 2003 für 107 identifizierte Opfer des Massakers von Srebrenica. Während des Bosnienkrieges wurden dort im Juli 1995 circa 8.000 Bosniaken ermordet. Der Internationale Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (UN-Kriegsverbrechertribunal) sowie der Internationale Gerichtshof in Den Haag klassifizierten das Massaker später als Völkermord. Foto: ullstein bild

im amazonischen Regenwald Brasiliens fünfzehn Naturvölker. Hier wurden die Cinta Larga z. B. von 10.000 auf 500 Menschen reduziert. Ein kleines Volk, aber bei einer 95-prozentigen Auslöschung bleibt es in seinem Leiden auf furchtbare Weise unerreicht.

Warum konnte das Völkermorden scheinbar so ungehemmt weitergehen?

Die UNO von 1945 hat sich sehr schnell in eine Völkergemeinschaft verwandelt, in der totalitäre und autoritäre Regime eine mächtige Minderheit stellten. Wichtige Entscheidungen konnte ohnehin nur der fünfköpfige Sicherheitsrat treffen. Man würde es sich jedoch zu leicht machen, verweise man nur auf die Präsenz von Diktaturen in diesem Gremium. Frankreich und England steckten lange in blutigen Kolonialkriegen. Die USA wiederum

bis im Juli 1998 ein permanenter Internationaler Strafgerichtshof der Vereinten Nationen gebilligt wurde. Der Zusammenbruch des Kommunismus hat dabei beschleunigend gewirkt. Immer noch steht es jedoch miserabel um die Verhütung von Völkermord. Der Genozid an den Tutsis im Frühjahr 1994 wurde von der ganzen Welt zugelassen – „eyes wide shut“. Sechsmal bat der UN-Kommandeur in Ruanda darum, das Morden mit einer größeren Truppe verhindern zu dürfen und wurde jedes Mal abgewiesen. Schätzungsweise 800.000 Menschen wurden zwischen dem 6. April und 5. Mai 1994 regelrecht abgeschlachtet. Aber damals wurde im Sicherheitsrat bewusst der Euphemismus „civil war“ verwendet, wahrscheinlich, weil man bei der Diagnose „genocide“ gemäß der eigenen Normen hätte handeln müssen.

Buchstaben und Geist der bahnbrechenden Konventionen und Holocaustverträge von 1948 sind in Politik und Gesellschaft auch der demokratischen Staaten weitgehend unbekannt geblieben. Dass ihre Verbreitung eine kulturpolitische und pädagogische Aufgabe erster Ordnung darstellt, wird noch kaum erfasst. An welchen Schulen verlangt man schon, dass die Völkermordkonvention und die Menschenrechtserklärung wenigstens dem Wortlaut nach bekannt sein müssen?

Das Vermächtnis des Genozids

Im Holocaust wurde die Entmenschlichung von Politik zum terroristischen Ereignis. Ihre historische Reflexion kann nicht die Vergangenheit bewältigen; denn Vergangenheit bleibt vergangen. Das Vermächtnis des Genozids besetzt vielmehr unsere Gegenwart mit der zentralen Frage: Was ist die Würde des Menschen, wenn nicht diejenige seines Lebens? Wie ist es vor genozidalen Anschlägen der Zukunft zu schützen? Aus der Erinnerung des Holocaust müssen die richtigen Antworten für zukünftige Politik und Gesellschaft erwachsen. Die Menschenrechts- und die Völkermordkonvention weisen den richtigen Weg. ↪



DR. MICHAEL NAUMANN, Mitherausgeber der Wochenzeitung *Die Zeit*. Foto: Nicole Sturz für *Die Zeit*

Auf dem Weg

Von Sonja Lahnstein

Fortsetzung von Seite 1
rer Arbeit widerspiegeln würde. Fast 900.000 Kinder und Jugendliche sind bisher in über 300 Projekten diese Schritte gegangen. Sie haben damit einen klaren Weg in Richtung zu mehr Toleranz und Verantwortung aufgezeigt und ihn mit bunten Meilensteinen geschmückt. Sie haben den Namen step21 mit Leben erfüllt.

Kein anderes Projekt von step21 demonstriert dies besser als die [Weiße Flecken]-Zeitung mit ihrer dritten Ausgabe und einem Netzwerk von inzwischen über 200 Jugendlichen aus vier Ländern. step21 [Weiße Flecken] ist ein wahrer Treffpunkt für Jugendliche aus dem Herzen Europas, die sich trotz geschichtlicher, kultureller und sprachlicher Unterschiede für eine gemeinsame Sache stark machen. Sie überschreiten Grenzen und begegnen sich an verschiedenen Orten. Sie treffen sich in ihren Heimatstädten mit den wenigen verbliebenen, oft vergessenen Zeitzeugen und deren Nachkommen, denen sie ein Forum geben. Sie füllen die weißen Flecken der Geschichte mit ihren gut recherchierten Reportagen. Vor allem aber tragen sie diese Geschichten mit der gemeinsamen [Weiße Flecken]-Zeitung in die Öffentlichkeit und in ihre Umgebung zurück. Sie erreichen damit viele Tausende mehr: Eltern, Lehrer, Nachbarn, Mitschüler bis hin zu den professionellen Kollegen der lokalen Presse.

Dabei gilt es, auch manchen Konflikt zu bewältigen, eigene Positionen zu erarbeiten und zu formulieren, offen zu sein und über die jeweils anderen Länder, ihre Geschichte und Identitäten wirklich etwas lernen zu wollen. Das ist nicht immer einfach, doch am Ende steht die Erfahrung, dass uns grundsätzlich viel mehr verbindet als trennt. Am Ende steht auch die [Weiße Flecken]-Zeitung, die alle Mitwirkenden und uns von step21 mit Stolz erfüllt.

step by step, Schritt für Schritt die gemeinsamen europäischen Werte für die junge Generation erlebbar machen – das ist das Ziel von step21. Unseren bisherigen Förderern danken wir von ganzem Herzen, dass wir wichtige Etappenziele bis heute erreichen konnten. Der Weg ist aber noch lang und wird auch in Europa immer wieder durch ausgrenzende, fremdenfeindliche und nationalistische Tendenzen behindert. Auch im Namen der engagierten Kinder und Jugendlichen hoffen wir darum auf weitere Unterstützung, um unseren Weg fortsetzen zu können. ↪

Sonja Lahnstein



Die Vorsitzende der UN-Menschenrechtskommission Eleanor Roosevelt mit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte im November 1949 in Lake Success im US-Bundesstaat New York. Foto: ullstein bild

zip entgegengestellt: „Jedermann hat das Recht auf Leben!“ (Artikel 3). Im 2. Satz der Präambel wurde der Holocaust, der „Akt der Barbarei“, als unmittelbarer Anlass für die Erklärung kenntlich gemacht. Der eigentliche Verfasser der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte war René Samuel Cassin (1887–1976), ein sephardischer Jude und Jurist aus Frank-

20. Jahrhundert in den marxistisch-leninistischen Staaten getöteter Eigentümer rückten so nicht ins Blickfeld.

Seit der Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 sind mindestens einhundert genozidale Akte nachweisbar. Die Tutsi, die Bosnier, die Kurden, die Timorer und Chinesen Indonesiens sowie die Dinka, Naga und Nuba Sudans sind sogar mehrfach betroffen; allein

haben sich erst 1989 entschließen können, die UN-Völkermordkonvention von 1948 zu ratifizieren. 45 Jahre lang scheiterten die Vereinten Nationen daran, die Konvention auch nur teilweise umzusetzen. Erst von 1993 an wurden für die Bestrafung der Verbrechen in Jugoslawien und – später – Ruanda spezielle Gerichtshöfe geschaffen. Es dauerte sogar ein halbes Jahrhundert,

step21 [Weiße Flecken]

70 Jugendliche, 9 Monate, 15 Geschichten

IDEE

Weiße Flecken – das sind Geschichten, die während der NS-Zeit nicht erzählt werden durften. Die Erinnerung an sie ist für immer verloren, wenn die Zeitzeugen, die von Brno bis Zabrze, von Klagenfurt bis Mainz die NS-Zeit hautnah miterlebt haben, nicht von ihnen berichten. Auf Initiative von step21 interviewen Jugendliche die letzten Zeitzeugen, durchstöbern Archive und stellen Fragen, die nie zuvor gestellt wurden. Das Ergebnis sind selbst recherchierte Antworten, redaktionell zusammengefasst in der nunmehr dritten Ausgabe der step21 [Weiße Flecken]-Zeitung.



INITIATIVE
FÜR TOLERANZ UND
VERANTWORTUNG

step21 [Weiße Flecken] – das sind 70 Jugendliche aus vier europäischen Ländern. Aufgeteilt in 15 Redaktions-teams forschen sie in ihren Heimatorten Ereignissen nach, die in der NS-Pressenotgeschwiegen oder durch hetzerische Propaganda verfremdet wurden, und leisten mit diesen kritischen Rückblenden gemeinsame Aufklärungsarbeit. Mit den persönlichen Geschichten ermutigt die junge Redaktion ihre Leser länderübergreifend dazu, sich historisch bewusst für Demokratie, Menschenrechte, Pressefreiheit und verantwortlichen Journalismus einzusetzen – für Werte, die auch heute vielerorts wieder gefährdet sind.

step21 [Weiße Flecken] – das ist eine Zeitung, die Grenzen überschreitet; ein Projekt, das verbindet. Seit zehn Jahren motiviert step21 junge Menschen mit Projekten wie diesem zu verantwortlichem und tolerantem Handeln. Denn sie sind die Generation, die in einem zusammenwachsenden Europa die Zukunft gestalten wird.

Organisiert durch step21, wurden die Nachwuchsredakteure von professionellen Journalisten, Historikern und Fotografen unterstützt. In Workshops gaben diese Coaches das nötige Werkzeug an die Hand: Entstanden sind journalistisch anspruchsvolle Artikel, die unter die Haut gehen. Prominente Rückendeckung erhielt das Projekt von 18 Persönlichkeiten aus Medien, Wissenschaft und Kultur, die das Engagement der Jugendlichen mit ihrer Patenschaft in die Öffentlichkeit

trugen. Ermöglicht wurde das Projekt durch die großzügige Unterstützung von BILD hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“, der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucorius, vom Zukunftsfonds der Republik Österreich, der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit und vom Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds. Kooperationspartner sind das Zentrum KARTA in Warschau und Živá paměť in Prag, die die polnischen und tschechischen Teams bei Recherchen und der Suche nach Zeitzeugen unterstützten.

VERLAUF

Juli–September 2008

Startschuss: Den Erfolg der [Weiße Flecken]-Zeitungen 2006 und 2008 in bester Erinnerung, sucht step21 für die dritte Ausgabe in erstmals vier Ländern nach Jugendlichen mit Begeisterung für Journalismus und Spürsinn für Geschichte.

Oktober 2008

Auf dem Schreibtisch bei step21 stapeln sich die Bewerbungen. Darin stecken großes Engagement und viele gute Ideen der jugendlichen Verfasser. Es wird hin und her überlegt. Die Auswahl fällt schwer.

15. Oktober

Die neue Redaktion steht! 70 Jungjournalisten tauchen in die Geschichte ihrer Heimatorte ein, im Gepäck einen umfangreichen Projektleitfaden, große Neugier und Motivation.

28. November–1. Dezember 2008

Drei Tage lang Workshops und Diskussionen: Die 70 Jungredakteure reisen zur [Weiße Flecken]-Konferenz nach



Jan (17) aus Liberec beim Lesen historischer Zeitungen im Archiv

Hamburg. Die Coaches vermitteln ihnen das nötige Know-how für die Redaktion ihrer Zeitung.

Dezember 2008–Februar 2009

Die Arbeit läuft auf Hochtouren: Die Jugendlichen recherchieren in Archiven und Dokumentationsstätten, inter-

viewen Experten und Zeitzeugen. Bald stehen erste Textentwürfe.

19.–23. Februar 2009

Redaktionskonferenz in Stubice: Je ein Teamvertreter reist in die polnische Kleinstadt gegenüber Frankfurt (Oder). Mit Blick auf den Grenzfluss feilen sie im Collegium Polonicum mit versierten Journalisten und Historikern an den Zeitungsseiten. Weitere Jugendliche schreiben den Leitartikel und machen sich im Grenzort auf die Suche nach Geschichten zur polnisch-deutschen Nachbarschaft.

März–April 2009

Endspurt: Text-Feinschliff und Bildauswahl – die Schlussredaktion ist mehr als gründlich. Auch aus Aachen, Ostrava und Olkusz haben Jugendliche Beiträge nach Hamburg geschickt. Obwohl sie nicht teilnehmen konnten ...

Mai 2009

Layout, Übersetzungen, letzte Korrekturen. Seite für Seite nimmt die neue Zeitung Gestalt an. Die Aufregung steigt.

17. Juni 2009

Druckfrisch: 30.000 Exemplare der Zeitung step21 [Weiße Flecken] liegen in der Lüneburger Druckerei – daneben 3.000 tschechische und polnische Extrablätter.

30. Juni 2009

Das große Finale: Nach neun Monaten konzentrierter Arbeit stellen die Nachwuchsjournalisten ihre Zeitung in Berlin vor. Erste Leserin ist Bundeskanzlerin Angela Merkel. Im Gespräch mit den Jugendlichen erfährt sie einiges über deren Erlebnisse. Zusammen mit den Botschaften, prominenten Paten, Coaches, Tutoren, Zeitzeugen, Förderern und über 100 weiteren Jugendlichen wird das Projekt gefeiert.

Die step21 [Weiße Flecken]-Zeitung kann ab sofort bei step21 bestellt werden. Schulen, Gedenkstätten und Interessierte aus Deutschland, Österreich, Polen und Tschechien erhalten Exem-

plare. Pädagogen können Klassensätze mit einem extra konzipierten Belegheft bestellen, das vielschichtigen Unterricht und Projektarbeit rund um [Weiße Flecken] ermöglicht. Wer selbst auf die Suche nach „weißen Flecken“ gehen will, bekommt von step21 den umfassenden Leitfaden. ↩



Salome (18) aus Berlin und Elisabeth (16) aus Krems beim ersten Kennenlernen während der [Weiße Flecken]-Konferenz in Hamburg, November 2008. Foto: Bente Stachowske

INHALT

Das Recht, Mensch zu sein

Leitartikel von Ina Ho Yee Bauer, Julia Grabińska, Jakub Kavánek und Johanna Schröder 1

60 Jahre Bundesrepublik – 20 Jahre Mauerfall – 10 Jahre step21 von Bundeskanzlerin Angela Merkel 1

Auf dem Weg von Sonja Lahnstein 1

Vom „Akt der Barbarei“ zum Akt der Menschlichkeit von Michael Naumann 2

Über step21 [Weiße Flecken] mit Teamlandkarte 3

HISTORISCHER HINTERGRUND

Nationalsozialistische Propaganda und ihre Wirksamkeit von Norbert Frei 4

DIE REDAKTIONSTEAMS UND IHRE THEMEN

Der „Anschluss“ – Wien & Oberösterreich 5

Novemberpogrom 1938 – Zabrze (pl/dt) 6/7

Novemberpogrom 1938 – Liberec (cz/dt) 8/9

Zwangsarbeit – Greifswald & Szczecin (pl/dt) 10/11

Okkupation der Sudetengebiete – Klášterec n. O. (cz/dt) 14/15

Konzentrationslager Fort VII – Poznań (pl/dt) 16/17

Erich Boltze im KZ Sachsenhausen – Berlin 18

Der Lebensborn e. V. – Mainz & Wiesbaden 19

Der Ausschluss jüdischer Schüler – Klagenfurt 20

Das Schicksal von Dr. Bamberger – Rendsburg 21

Gestapo-Gefängnis im Kaunitz-Kolleg – Brno (cz/dt) 22/23

Edelweißpiraten – Köln 24

Das Massaker von Stein – Krems 25

Kriegsende in Scharnitz – Innsbruck 26

Todesmarsch im Belower Wald – Pritzwalk 27

RECHTSEXTREMISMUS HEUTE

Ferien im Führerbunker von Andrea Röpke 30

Gegen Roma, Israel und „Bombenterror“ der Alliierten von Ondřej Čákl 31

VERMISCHTES

Redaktionskonferenz in Stubice: Grenzgeschichten von Milan Neuzil und Katharina Preisner 12/13

Coaches von step21 [Weiße Flecken] 12/13

Gastbeiträge aus Aachen, Olkusz und Ostrava 28/29

Paten und Förderer von step21 [Weiße Flecken] 32/33

Länderübergreifend die Zukunft gestalten von Marion Horn (BILD hilft e. V. „Ein Herz für Kinder“) 32

Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen von Martin Salm (Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“) 32

Wertschätzung des geschriebenen Wortes von Markus Baumanns (ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucorius) 33

Ehemalige [Weiße Flecken]-Redakteure berichten 34

Unvergessliche Erfahrungen von Malgorzata Kalarus 35

Grüßworte der Botschafter Polens, Tschechiens und Österreichs 35

Dank an Zeitzeugen und Unterstützer 35

Momentaufnahmen: 9 Monate Projektarbeit 36

Impressum 36



Unsere step21 [Weiße Flecken]-Teams

Uniformierung des Bewusstseins – Nationalsozialistische Propaganda und ihre Wirksamkeit

Von Norbert Frei

Propaganda: Diesen Begriff hielten viele sprachbewusste Menschen nach dem Ende des Dritten Reichs für nicht länger benutzbar. Noch heute reden Politiker im Wahlkampf lieber von Werbung. Tatsächlich war das Instrumentarium moderner Propaganda für die Nationalsozialisten von zentraler Bedeutung.

Der Weg der NSDAP zur „Propagandabewegung“

Mit dem Parteieintritt Adolf Hitlers im September 1919 begann die NSDAP, aus dem konturlosen Vielerlei rechter Gruppierungen des nachrevolutionären Deutschland herauszutreten. Hitler verfügte schon zu Beginn seiner politischen Karriere über präzise Vorstellungen von den Möglichkeiten, die das Instrumentarium moderner Propaganda bereithielt. Er war es, der die Splitterpartei NSDAP 1920 zum kaum finanzierbaren Erwerb eines eigenen Parteiblattes drängte und Wert auf unverwechselbare Parteisymbole legte. *Völkischer Beobachter*, rote Hakenkreuz-Standardarten und SA waren bewusst gewählte und gezielt einzusetzende Mittel der Propaganda. Freilich waren es nur Zutaten eines Rezepts, in dessen Mittelpunkt der spektakuläre öffentliche Auftritt des wirkungsvollsten Redners der Partei stand. Veranstaltungen der *Hitler-Bewegung*, wie die NSDAP bald genannt wurde, galten in den frühen 1920er-Jahren als besonderes Erlebnis. Hitler vermittelte seiner noch mitgliederschwachen Partei mit kühnen Großveranstaltungen samt Marschmusik, Fahnen schmuck, SA-Aufmarsch und Bierdunst rasch das Image einer dynamisch-kämpferischen, unverbrauchten und zukunftssträchtigen Bewegung. Mit seinen wohlinszenierten Reden gelang es dem gewieften Demagogen, politische Stimmungen und Mentalitäten in organisierte Kampfbereitschaft und Durchsetzungswillen zu verwandeln, aus bloßen Gesinnungsgenossen entschlossene Aktivisten zu formen.

Bis zum gescheiterten Putsch 1923, besonders aber seit der Wiedegründung der NSDAP 1925, wurden jene

ten. Zu Heiligabend 1928 erließ Heinrich Himmler allgemeine Richtlinien für Propagandaaktionen, nach denen die Bevölkerung eines Gaues zunächst allein durch die zahlenmäßige Massivität von NSDAP-Veranstaltungen zu beeindrucken sei – je nach Gaugröße galten 70 bis 200 Veranstaltungen in sieben bis zehn Tagen als Richtgröße.

Ein 1928 am oberbayerischen Ammersee gestarteter Fernschulkurs für Parteiredner etablierte sich innerhalb eines Jahres zur offiziellen Rednerschule der NSDAP, die bis 1933 rund 6.000 Propagandisten ausgebildet haben soll.

Am ehesten vergleichbar war die *Aktionspropaganda* der NSDAP mit dem großstädtischen Auftreten der Kommunisten. Doch verfügten die Nationalsozialisten über kein auch nur im Ansatz vergleichbares theoretisches Fundament. Um einen festen Kern nicht näher begründeter Antihaltungen (Antisemitismus, Antimarkismus, Antiparlamentarismus, Antiliberalismus) gruppierten sich wenige, von Opportunismus diktierte, keineswegs widerspruchsfreie Programmaussagen. Die NSDAP war keine Programmpartei, sondern eine Propagandabewegung. Hitler selbst formulierte es so: Nicht „geistige Waffen“, sondern „fanatische Entschlossenheit“ seien es, die den Weg zum Ziel ebneten.

Die aggressiv inszenierte Propaganda war die eine Seite, die andere eine propagandistisch herausgestellte Aggressivität. Für Hitler gehörten Propaganda und Terror zusammen, wie schon eine Denkschrift von 1922 zeigt: „Der Ausbau der Propagandaorganisation bedeutet die günstige Vorbereitung des späteren Erfolges. Was durch Papierkugeln zu gewinnen ist, braucht dereinst nicht durch stählerne gewonnen zu werden.“

Gleichschaltung der Massenmedien

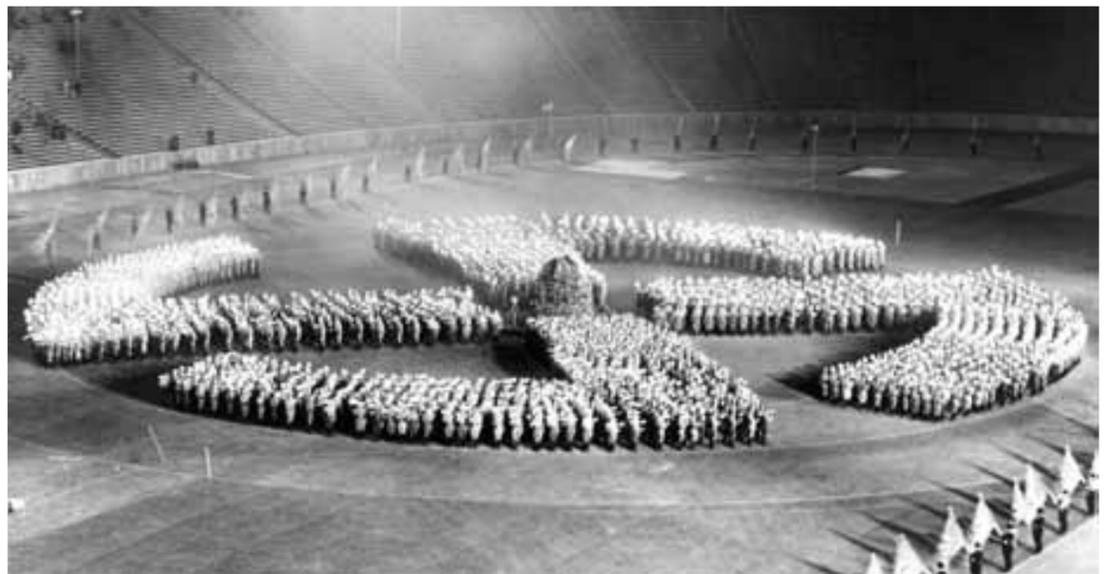
Nachdem Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt worden war, nahm die nationalsozialistische Propaganda neue institutionelle Formen an. Staatliche Eingriffe in die Presse, schon in der Früh- und Endphase der Republik keine Seltenheit,

der regionalen Rundfunkgesellschaften durchgesetzt. Sein ehrgeiziges Ziel bestand darin, mit der Billigkonstruktion des Volks- und Kleinempfängers innerhalb weniger Jahre annähernd eine Vollversorgung zu erreichen: Bis Kriegsbeginn hatten 70 Prozent der Haushalte ein Radio. Namentlich vor und bei wichtigen außenpolitischen Entscheidungen – etwa dem Anschluss Österreichs 1938 – oder bei innenpolitischen Großveranstaltungen wie den Reichsparteitagen in Nürnberg diente der Rundfunk der Erzeugung massenhafter Anteilnahme. Der propagierte „Gemeinschaftsempfang“ solcher Übertragungen in Gaststätten, kommunalen Gebäuden und auf öffentlichen Plätzen verstärkte den gewünschten Effekt.

Neben Rundfunk und Presse stellten Film, Theater, Buchproduktion, wie überhaupt das gesamte Kulturleben, die Künste und das Erziehungswesen weitere wirkungsvolle Instrumente einer oft geschickt beiläufigen Propaganda dar. Und was bis 1933 die Großveranstaltungen einer Massenpartei waren, fand nun seine gesteigerte staats-offizielle Fortsetzung im sogenannten NS-Feierjahr mit schulfreiem Führergeburtstag, germanisierenden Sonnwendfeiern, dem Heldengedenken des 9. November und vielem anderen.

Im Bereich der Presse führte die brutale Ausschaltung der kommunistischen und sozialdemokratischen Zeitungen, deren enteigneter Verlage sich die NS-Gaupresse parasitär bemächtigte, und dann die schrittweise Eroberung der bürgerlichen Privatverlage bis Kriegsende zu einer beispiellosen ökonomischen Konzentration. Mit einem Marktanteil von zuletzt 82,5 Prozent verfügte die NSDAP unter dem Dach des Verlags Franz Eher Nachfolger GmbH über den größten Pressekonzern der Welt.

Über Intensität und Ausmaß der publizistischen Lenkung im Dritten Reich abstrakt eine Vorstellung zu vermitteln, ist schwer möglich. Exemplarisch sei auf die Monopol-Nachrichtenagentur DNB hingewiesen, für die es kein Thema gab, das nicht in Form von Anweisungen oder Sprachregelungen hätte behandelt werden können.



Wohlinszenierte Propaganda: Generalprobe von 2.500 SA-Männern für die Sonnwendfeier im Berliner Olympia-Stadion am 20. Juni 1938, Foto: ullstein bild

„Feindliche Meldungen über deutsche Friedensfühler oder Kompromissabsichten sind keine Themen für die deutsche Öffentlichkeit. Das Wort ‚Frieden‘ muss in diesen Tagen höchster Kraftanstrengung aus dem Vokabularium der deutschen Nachrichtennetze gestrichen werden“ – so lautete beispielsweise eine Presseanweisung am 7. April 1945. Bis zum Zusammenbruch des Dritten Reichs wurden insgesamt 50.000 bis 80.000 solcher Anweisungen von Berlin aus an die Zeitungsredaktionen gegeben – ein Indiz für die Bedeutung, die die Nationalso-

mit dem Instrumentarium von Indoktrination und Propaganda nicht *alles* möglich war. Eine einfache Antwort auf die Frage nach der Wirksamkeit der nationalsozialistischen Propaganda gibt es nicht. Nimmt man jedoch das zusätzliche Kriterium ihres konkreten politischen Erfolgs hinzu, so zeigt sich gerade auf dem schließlich alles überlagernden Gebiet der Außenpolitik: Solange das Regime dort Erfolge vorweisen konnte, also bis etwa 1942, hatte Goebbels leichtes Spiel. Als die Kriegswende jedoch offensichtlich geworden war und die Wirklichkeit der Bomben-

angriffe auf deutsche Städte die Siegespropaganda zunehmend ad absurdum führte, zerfiel der Mythos vom „Führer“ ziemlich rasch. Dem Bemühen des Regimes, die Deutschen von allen nicht nationalsozialistisch kontrollierten Quellen abzuschotten, stand in nicht geringen Teilen der Bevölkerung das bewusste Suchen solcher Informationen gegenüber. Den während des Krieges überall angeschlagenen und von den Medien permanent wiederholten Propagandaparolen widersetzte sich überdies eine breite Gerüchekommunikation, die einem auch von den Nationalsozialisten nicht auszurottbaren menschlichen Austauschbedürfnis entsprach. Und schließlich gab es in jeder Phase des Regimes Widerstandsgruppen, die Flugzettel und Broschüren verbreiteten. Insgesamt zeigt selbst die Geschichte der Propaganda und Zensur im Dritten Reich, dass es wohl *strukturell* nicht möglich ist, totalitäre Massenkommunikation in einem umfassenden Sinn auf Dauer zu stellen.

Wirksamkeit und Grenzen der NS-Propaganda

Was Hitler in „Mein Kampf“ mehrfach niedergelegt hat, war schon seinerzeit keine neue Erkenntnis und gehört heute zum Vulgärwissen über Propaganda: die simple Tatsache, dass die Botschaft auf ihren Kern reduziert, einfach formuliert und ständig wiederholt werden muss, um von möglichst allen verstanden und schließlich befolgt zu werden. Die Einhaltung des Grundschemas stand dabei nie infrage: dass es nämlich Gut und Böse *per se* auf der Welt gibt, dass dies exakt zu trennen ist und dass dazu allein die Bewegung bzw. das Regime der Nationalsozialisten in der Lage sei. In Bezug auf die innere Verfassung des Dritten Reichs etwa bedeutete das: hier Volksgemeinschaft, dort Gemeinschaftsfremde. Ein auf Dynamik und Kampf basierendes System brauchte den inneren und – im Sinne der Lebensraumideologie – den äußeren Feind. In der Logik des totalitären Anspruchs lag die Notwendigkeit der permanenten Sichtbarmachung, Abgrenzung und Ausmerzungen von Minderheiten. Die Absicht dieser *Uniformierung des Bewusstseins* fand ihren Ausdruck in dem Versuch der totalen Regie des öffentlichen Lebens.

Wir wissen mittlerweile mehr über die Grenzen der Indoktrination. Lageberichte über die Stimmung in der Bevölkerung, erstellt von Partei- und Staatsstellen, ergeben ein recht differenziertes Bild über die verschiedenen Meinungen zur Politik des Regimes. Dort immer wieder gebrauchte Begriffe wie „Meckerertum“, „Miesmacher“ oder „Kritikaster“ verdeutlichen, dass

angriffe auf deutsche Städte die Siegespropaganda zunehmend ad absurdum führte, zerfiel der Mythos vom „Führer“ ziemlich rasch. Dem Bemühen des Regimes, die Deutschen von allen nicht nationalsozialistisch kontrollierten Quellen abzuschotten, stand in nicht geringen Teilen der Bevölkerung das bewusste Suchen solcher Informationen gegenüber. Den während des Krieges überall angeschlagenen und von den Medien permanent wiederholten Propagandaparolen widersetzte sich überdies eine breite Gerüchekommunikation, die einem auch von den Nationalsozialisten nicht auszurottbaren menschlichen Austauschbedürfnis entsprach. Und schließlich gab es in jeder Phase des Regimes Widerstandsgruppen, die Flugzettel und Broschüren verbreiteten. Insgesamt zeigt selbst die Geschichte der Propaganda und Zensur im Dritten Reich, dass es wohl *strukturell* nicht möglich ist, totalitäre Massenkommunikation in einem umfassenden Sinn auf Dauer zu stellen.

Zusammengestellt aus:

NORBERT FREI: *Nationalsozialistische Presse und Propaganda*, in: MARTIN BROZAT, HORST MÖLLER (HRSG.): *Das Dritte Reich – Herrschaftsstruktur und Geschichte, Vorträge aus dem Institut für Zeitgeschichte*, München 1983, S. 152–175, und: NORBERT FREI, JOHANNES SCHMITZ: *Journalismus im Dritten Reich*, München 1999



PROF. DR. NORBERT FREI, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Pate von step21 [Weiße Flecken]



Erzeugung massenhafter Anteilnahme: Bis Kriegsbeginn verfügten 70 Prozent der deutschen Haushalte über ein Radio. Propagandaaplatat um 1935, Foto: ullstein bild

inneren Strukturen ausgebaut und systematisiert, die es erlauben, Hitlers Partei als *Propagandabewegung* zu charakterisieren: In Gauleitungen und Ortsgruppen wurde ein dichtes Netz sogenannter Propagandazellen gefloch-

wurden nun zur Regel. Der Reichstagsbrand am 27. Februar wurde dann der willkommene Anlass zur völligen Ausschaltung der Kommunisten und ihrer Presse. Aber auch die sozialdemokratischen Zeitungen wurden massiv behin-



„Mit euch Kummerln werden wir noch aufräumen!“

Der „Anschluss“ Österreichs im März 1938 aus Sicht zweier damaliger Schüler aus Wien und Oberösterreich

„An diesem Abend brach die Hölle los. (...) Die Luft war von einem unablässig gellenden, wüsten, hysterischen Gekreische erfüllt, (...) das tage- und nächtelang weiterschritt. (...) Hier war nichts losgelassen als die dumpfe Masse, die blinde Zerstörungswut, und ihr Hass richtete sich gegen alles durch die Natur oder den Geist veredelte. Es war (...) ein Begräbnis aller menschlichen Würde.“

CARL ZUCKMAYER ÜBER DEN 11. MÄRZ 1938: „ALS WÄR'S EIN STÜCK VON MIR“

Ein warmer Märztag im Jahr 1938. Franz und seine Freunde liegen auf der Wiese; schon barfuß, ganz ungewöhnlich für diese Jahreszeit. Es ist sonnig, über ihnen der Frühlingshimmel – und viele Flugzeuge.

Später laufen die Kinder zur Hauptstraße. Als ob die Hundertschaften von Fliegern über den Köpfen der Leute nicht schon genug Aufregung bedeuteten, marschieren an den unzähligen Schaulustigen am Wegesrand Soldaten vorbei. Die Zuschauer sind neugierig, viele jubeln und schwenken Fahnen.

Die erfreut klingenden Gespräche der erstaunten Erwachsenen, die sich über einen „friedlichen Anschluss“ unterhalten, sagen den Burschen nicht viel. Sie wissen nur, dass Österreich jetzt von Hitler regiert wird, dass plötzlich neue Lehrer an der Landschule unterrichten und dass kein Kreuz mehr vorne an der Wand des Klassenzimmers hängt.

Stattdessen hängt an dieser Stelle jetzt ein Bild des „Führers“. Und das ist nur eine der Veränderungen im Schulalltag: Nicht nur viele Lehrer sind ihnen unbekannt, auch das neue Morgenritual, das sofort am allerersten Schultag nach dem „Anschluss“ eingeführt wurde: der „Heil Hitler“-Gruß, allmorgendlich und streng wie ein Gebet.

Franz Steinböck ist Sohn eines Müllers, aufgewachsen im elterlichen Betrieb und in ländlicher, katholischer Umgebung. Heute erinnert er sich zurück an diese Tage des „Anschlusses“.

Er denkt an den neuen Oberlehrer von damals, dessen Familie auf einmal wichtige Funktionen innehatte: „Die Frau saß während der Gottesdienste in der Kirche und notierte die Worte des Pfarrers“ – um zu überprüfen, ob dieser auch nichts Regimekritisches predigte. „Von einem Tag auf den anderen hatte sich das gesamte Gefüge geändert.“

Etwas 200 Kilometer östlich von Franz Steinböck lebt Walter Winterberg in Wien. 1938 ist er 14 Jahre alt und stammt aus einer Wiener Arbeiterfamilie, sein Vater ist überzeugter Sozialdemokrat und Betriebsrat bei der Eisenbahn. Religiös ist die Familie Winterberg – im Gegensatz zur christlichen Müllersfamilie Steinböck – nicht; sie glauben an sozialistische sowie die humanistischen Ideale des Freidenkerbundes. Walter besucht die Freidenkerschule als Alternative zum Religionsunterricht. Die Kirche lehnen die Winterbergs ab, insbesondere nach dem vom österreichischen Klerus mitgetragenen austrofaschistischen Putsch im Februar 1934. Die Geschehnisse bekam der damals Zehnjährige gut mit: Das erste Verbot der Austrofaschisten war – auf Wunsch der Kirche – jenes gegen den Österreichischen Freidenkerbund, der auch nach dem „Anschluss“ verboten blieb. Mittels Notverordnung war kurze Zeit davor schon die KPÖ (Kommunistische Partei Österreichs) verboten worden, später auch die wesentlich stärkere und einflussreichere SPÖ (Sozialistische Partei Österreichs). Schon früh hegte Walter Sympathien für die Kommunistische Partei, die in den folgenden Jahren illegal weiter bestand und im Untergrund arbeitete.

Ebenfalls im Untergrund operierte vor dem Anschluss die österreichische NSDAP. Die sogenannten „Illegalen“ terrorisierten unter anderem die jüdische und antifaschistisch eingestellte Bevölkerung, vorwiegend mit Sprengstoffanschlägen oder dem organisierten „Aufmischen“ von Versammlungen und Veranstaltungen. Sie unternah-



Die Volks-Zeitung aus Wien vom 14. März 1938, Quelle: Österreichische Nationalbibliothek



Die Titelseite (Montage) der Volks-Zeitung aus Wien vom 15. März 1938, jetzt mit Hakenkreuz. Quelle: Österreichische Nationalbibliothek

men sogar einen Putschversuch gegen das Regime, der aber fehlschlug. Zwischen dem 1. Juni 1933 und dem 10. März 1938 fielen in Österreich Hunderte Menschen der nationalsozialistischen Gewalt zum Opfer.

Die illegale, zugleich aber von Berlin unterstützte NSDAP wurde von großen Teilen der österreichischen Bevölkerung akzeptiert, wenngleich auch wegen ihres terroristischen Auftretens gefürchtet. Die „Illegalen“ waren sowohl in der Stadt als auch in ländlichen Regionen perfekt organisiert. Gerade auf dem Land arbeiteten viele ärmere, in der damaligen österreichischen Ständepyramide untergeordnete Menschen – etwa die Knechte – für die illegale NSDAP. Franz Steinböck erinnert sich an Kommentare und Gespräche im Bekanntenkreis der Eltern. „Die Nazis waren von den ‚bessergestellten‘ Bevölkerungskreisen verachtet, wahrscheinlich auch gefürchtet.“

Nährboden fanden die Nationalsozialisten aber in allen Bevölkerungsschichten. Bauern und Beamte schlossen sich den „Illegalen“ an – auch Lehrer, wie Steinböck erzählt. „Ein Hauptschullehrer schmuggelte mit seinem Motorrad Nazizeitungen über die Grenze – wenn man ihn erwischte hätte, wäre er mit dem Tod bestraft worden.“ Er wurde nicht entdeckt. Das nationalsozialistische Regime gab ihm prompt nach dem Anschluss Österreichs einen höheren Posten.

Ab dem 12. März 1938 blieben die Wiener Schulen für zwei Wochen geschlossen. In dieser Zeit strukturierte die neue Führung die Schulen um. Fünf von Walters Lehrern wurden entlassen; einige, weil ihnen ihre jüdische Abstammung zum Vorwurf gemacht wurde, einer aufgrund seiner Ehe mit

einer Jüdin. Die Grundlage hierfür waren die rassistischen Nürnberger Gesetze, die mit dem „Anschluss“ auch in Österreich galten.

Noch heute erinnert sich Walter Winterberg gut an seinen ersten Schultag nach dem „Anschluss“. Er stellte fest, dass sämtliche seiner Mitschüler und Lehrer bereits vor dem Anschluss Mitglieder von nationalsozialistischen Organisationen gewesen sein mussten – nun sichtbar an ihren Kleidern, den Uniformen sämtlicher NS-Vereinigungen. Er betrat sein Klassenzimmer. Ein Mitschüler in Hitler-Jugend-Uniform rief ihm zu: „Mit euch Kummerln* werden wir schon noch aufräumen!“ (*Wienerisch für Kommunist)

HINTERGRUND

DER „ANSCHLUSS“ ÖSTERREICHS

Mit dem „Anschluss“ bezeichnet man die Tage vom 12. und 13. März 1938, in denen die deutsche Wehrmacht in Österreich einmarschierte bzw. die österreichische Regierung dem „Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ zustimmte. Schon vor dem Frühjahr 1938 war eine breite Bevölkerungsmehrheit für den Zusammenschluss der beiden Länder. Die 1933 an die Macht gekommenen Austrofaschisten hatten zunächst versucht, dies zu verhindern, indem sie die österreichische NSDAP und ihre Zeitungen verboten. Diese versuchten am 25. Juli 1934 einen – allerdings vergeblichen – Putsch.

In den folgenden Jahren griff die NS-Führung in Berlin immer erfolgreicher in die österreichische Politik ein: NS-Zeitungen wurden wieder zugelassen, Vertraute der Nationalsozialisten in die Regierung aufgenommen. Das am 12. Februar 1938 von Adolf Hitler und dem österreichischen Bundeskanzler Kurt Schuschnigg geschlossene Berchtesgadener Abkommen hob das Parteiverbot für österreichische Nationalsozialisten auf. Schuschnigg musste weitere wichtige politische Ämter mit Nationalsozialisten besetzen. Auf Druck von Berlin trat er schließlich am 11. März 1938 zurück.

Schon am folgenden Tag marschierte die Wehrmacht unter dem Jubel großer Teile der Bevölkerung in Österreich ein. Hitler hielt am 15. März 1938 eine Rede vor 250.000 begeisterten Menschen am Wiener Heldenplatz.

Viele Angehörige der im austrofaschistischen Ständestaat benachteiligten Schichten traten schon vor dem „Anschluss“ der NSDAP bei, die in den Jahren ihrer Illegalität extrem gewalttätig agierte – vor allem gegen Juden und Angehörige linker Parteien. Während die österreichische NSDAP mit ihrer Brutalität große Angst in der Bevölkerung verbreitete, wurde der deutschen Mutterpartei von zahlreichen Österreichern Sympathie entgegengebracht.



Existierte schon in den Jahren 1933 bis 1938 im Österreichischen „Ständestaat“ durch die Vorzensur de facto keine freie Presse, änderten sich die Verhältnisse nach dem „Anschluss“ im März 1938 radikal. Ähnlich wie 1933 im Deutschen Reich ging das NS-Regime ganz offen gegen die Freiheit der Presse vor, schloss Redaktionen, entließ oder verhaftete politisch oppositionelle und jüdische Journalisten. Um den Anschein einer möglichst unveränderten Zeitungslandschaft zu wahren, verschwanden aber nur wenige Zeitungen wie *Die Stunde*, *Der Wiener Tag* und *Der Morgen* sofort von der Bildfläche. Andere Blätter stellen die jubelnden Menschenmengen in den Vordergrund und die Inszenierung der „Wiedervereinigung“. Links die Titelseite der illustrierten *Wiener Bilder* vom 20. März 1938. Quelle: Österreichische Nationalbibliothek



Der Schülerschein von Walter Winterberg. Quelle: Privatbesitz

TEAM „HINTERFRAGEN. DURCHLEUCHTEN!“



Von links: Ina Ho Yee Bauer (17), Bettina Zellinger (16), Doris Hofinger (16), Elisabeth Postl (16) und Max Strohmeier (18)

Wir stellen das Team *hinterfragen. durchleuchten!* aus Wien und Oberösterreich. Die Distanz von 300 Kilometern zwischen unseren Heimorten nutzten wir zu unserem Vorteil: Bei den Recherchen zum „Anschluss“ achteten wir vor allem auf die Unterschiede zwischen ländlichen Regionen und (groß)städtischer Umgebung während jenes historischen Vorgangs im Frühjahr 1938.

Die Arbeit für step21 [Weiße Flecken] war für uns etwas ganz Besonderes – nicht nur auf journalistischer, sprich handwerklicher Ebene. Durch die Konferenzen lernten wir viele tolle Leute kennen, ihre Ansichten, ihre Heimat und ihr Heimatgefühl, ihre persönliche Geschichte – ein Aspekt, der für unsere Identifikation mit dem Projekt ganz maßgeblich war.

KOMMENTAR

Diskussionen um den „Opfermythos“

Lange Zeit nach Ende des Zweiten Weltkriegs bestand die offizielle Haltung der österreichischen Politik darin, jegliche (Mit-)Verantwortung für die Gräueltaten des Naziregimes von sich zu weisen und Österreich schlicht als Opfer der nationalsozialistischen Barbarei zu sehen. Man sei eine Nation der Opfer – und lediglich der Opfer – gewesen, lautete die generelle Grundhaltung in Politik und Öffentlichkeit. Bis heute stellt der „Anschluss“ die Basis für kontroverielle Diskussionen über den Opfermythos dar.

Rund 50 Jahre verstrichen seit dem Ende des NS-Regimes, bis der damalige Bundeskanzler Franz Vranitzky als

erster Vertreter des „offiziellen Österreich“ die bloße Opferrolle zu hinterfragen begann. Er war der erste österreichische Politiker, der auch von Tätern im eigenen Land sprach und folglich mit der im Stillschweigen getroffenen Übereinkunft der politischen Lager Österreichs brach, heikle historische Themen (zu denen auch der österreichische Bürgerkrieg von 1934 zählt) totzuschweigen oder nur zögerlich aufzuarbeiten.

Dieses Eingeständnis der Mitschuld kam erstaunlich spät angesichts der Tatsache, dass die Zwiespältigkeit der Rolle Österreichs bereits in der Moskauer Deklaration von 1943 – ein von den alliierten

Mächten verfasstes Strategiepapier – aufgezeigt und dadurch international anerkannt wurde. Lediglich Österreich selbst ging jahrzehntlang von einer einzigen Warte aus und ließ die andere, unangenehmere, bis 1991 unbeachtet.

Der Opfermythos hatte auch insofern direkte politische Auswirkungen auf das Nachkriegsösterreich, als dass die Entnazifizierung hierzulande nicht in einem annähernd vergleichbaren Ausmaß stattfand wie in Deutschland. Diese mangelnde Bereitschaft zur Aufarbeitung führte mitunter dazu, dass Nazi-Verbrecher im Nachkriegsösterreich noch massiver als in Deutschland hochrangige Positionen in Staat und Wirtschaft bekleiden konnten und ihre Verbrechen ungesühnt blieben.

Zrozumiałe oburzenie?

„Noc Kryształowa“ w Hindenburg O.S. w świetle prasy

Wzrost nastrojów antysemickich w górnośląskim Hindenburg (dzisiaj Zabrze) od momentu dojścia Hitlera do władzy w 1933 roku stawał się coraz wyraźniejszy. W tym czasie gmina żydowska należąca do Rzeszy miasta liczyła 1154 osoby. W następnych latach bogatsi Żydzi, widząc, że ich sytuacja stale się pogarsza, zaczęli emigrować za granicę. W sierpniu 1938 roku wprowadzono dla ludności żydowskiej obowiązek noszenia drugiego imienia – mężczyźni Izrael, kobiety Sara. W ten sposób zostali oni „oznaczeni”. Eskalacja tych prześladowań nastąpiła w tzw. „Noc Kryształową”.

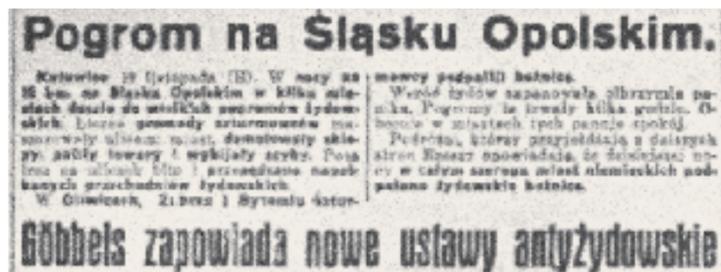
Systematyczne niszczenie własności żydowskiej

9 listopada 1938 r. około godziny 23 kierownik zabrzańskiego okręgu NSDAP Alfred Jonas otrzymał od wrocławskiego kierownictwa SS rozkaz i instrukcję przeprowadzenia tzw. „Judenaktion”. Jak donosi raport Socjaldemokratycznej Partii Niemiec na emigracji z listopada 1938 r., akcję przeprowadziło SS. Policja miała się „nie mieszać”, a jedynie „trzymać z daleka ciekawskich gapiów”.

Około godziny 4 rano mieszkańcy miasta usłyszeli huk. Krótko po tym synagoga na dawnej Schechestrasse (dziś ulica Brysza) stała w płomieniach. Następnie zaczęto akcję niszczenia wszystkiego co żydowskie. Ulica po ulicy około 40 trup SS płądowało prywatne mieszkania i sklepy, kradnąc wszystko, co wartościowe, resztę niszczone.

Następnego dnia rano Hitlerjugend w towarzystwie SS wysadziło w powietrze resztki synagogi. Chwilę później na miejsce akcji przywiezio-

no transport żydowskich chłopców i dziewcząt. Ich zadaniem było wybieranie metalu z gruzu i załadowanie go na policyjną ciężarówkę. Dodatkowo gminę żydowską obciążono kosztami rozbioru ruin.



Polski *Illustrowany Kurjer Codzienny* w wydaniu z 12 listopada 1938 r. szczegółowo donosi o brutalnych akcjach antyżydowskich nie tylko na Śląsku, ale i w dalszych terenach Rzeszy. Źródło: Biblioteka Śląska w Katowicach. // *Der polnische Illustrierter Kurier Codzienny* (*Illustrierte Tageskurier*) aus Kraków – 1938 noch nicht von Deutschen besetzt – berichtet in der Ausgabe vom 12. November 1938 unter dem Titel „Pogrom im Opperlner Schlesien“ detailliert von den brutalen antijüdischen Aktionen in Schlesien und im gesamten Reichsgebiet. Quelle: Schlesische Bibliothek in Katowice

W wyniku wydarzeń „Nocy Kryształowej” w Zabrzu zostało aresztowanych 350 Żydów w wieku od 20 do 60 lat, którzy najpierw zatrzymani zostali w szkole żydowskiej, a 10 listopada wywiezieni transportem do odległego o 600 kilometrów obozu koncentracyjnego w Buchenwaldzie.

Bez nagłówek w niemieckiej prasie

Niemiecka prasa dostała jasne wytyczne od urzędów propagandowych: artykuły mają być krótkie, bez szczegółów, bez nagłówek na pierwszej stronie, bez zdjęć. „Tu i tam wybito kilka szyb, synagogi same się zapaliły.” Komentarze miały się ograniczyć do stwierdzeń

nie, że „zrozumiałe oburzenie ludu dało odpowiedź na zamordowanie dyplomaty.”

Der Oberschlesische Wanderer, urzędowy organ narodowych socjalistów, 11 listopada pisze w powyższym to-

nie. W artykule pt. „Zatrzymano ponad 500 Żydów” czytamy o „zdecydowanej obronie ludności górnośląskiej przed Żydostwem”. Sklepy zostały „demonstracyjnie zniszone” przez „oburzony tłum”, lecz „nie doszło do płądowania”, a „synagoga w Hindenburgu stała nagle w płomieniach i doszczętnie spłonęła tak, że został tylko otaczający ją mur.”

Dalej czytamy, że mężczyźni żydowscy w wieku od 20 do 60 lat zostali prewencyjnie zatrzymani i wzięci w „areszt ochronny”, gdyż na ulicach tysiące ludzi demonstrowało przeciwko „klisce żydowskiej”. Gazeta zaniża faktyczną liczbę zatrzymanych Żydów do 114. Nie wspomina nic o ich późniejszym wywozie do Buchenwaldu.

O pogromach informowały także media w wolnej jeszcze wtedy Polsce – lecz zdecydowanie bardziej drastycznie. Informację o przebiegu „Nocy Kryształowej” w Hindenburgu, który leżał na polskiej granicy i przez polską prasę nazywany był Zabrze, znajdujemy w *Illustrowanym Kurjerze Codziennym* z dnia 12 listopada, wydawanym w Krakowie. W artykule „Pogrom na Śląsku Opolskim” czytamy o „wielkich pogromach żydowskich”. „Liczne gromady szturmowców maszerowały ulicami miast, demolowały sklepy, paliły towary i wybijały szyby. Poza tym na ulicach bito i przepędzano napotkanych przechodniów żydowskich.” W tekście znalazła się także wzmianka o spaleniu świątyni m. in. także w Zabrzu i doniesienia od przyjeżdżających z dalszych stron Rzeszy o podobnych wydarzeniach „w całym szeregu miast niemieckich”. Opis wydarzeń „Nocy Kryształowej” w różnych miastach Rzeszy wypełnia prawie całą stronę *Kurjera*. Pojawia się też informacja o planach wysiedlenia Żydów z Rzeszy do 1940 roku.

Ratunek emigracja

W następstwie wydarzeń „Nocy Kryształowej” zakazano druku prasy żydowskiej. Na ich miejscu ukazywał się *Jüdisches Nachrichtenblatt*, który wydawano pod ścisłą kontrolą Ministerstwa Propagandy Rzeszy i Gestapo. W ostatnim przed zamknięciem wydania *Jüdische Rundschau* z 8 listopada 1938 r. niemalże całą pierwszą stronę wypełnia problematyka migracji Żydów. Czytamy m. in. o problemach na granicy w Kolumbii, która utrudnia Żydom imigrację do tego kraju. W kolumnie obok znajdujemy apel o umożliwienie Żydom osiedlenia się w Wielkiej Brytanii i innych państwach na całym świecie. W obliczu wydarzeń następnego dnia strona tytułowa gazety nabiera charakteru dramatycznego wołania o pomoc.

ROZMOWA ZE ŚWIADKIEM HISTORII

Pozbawiony godności

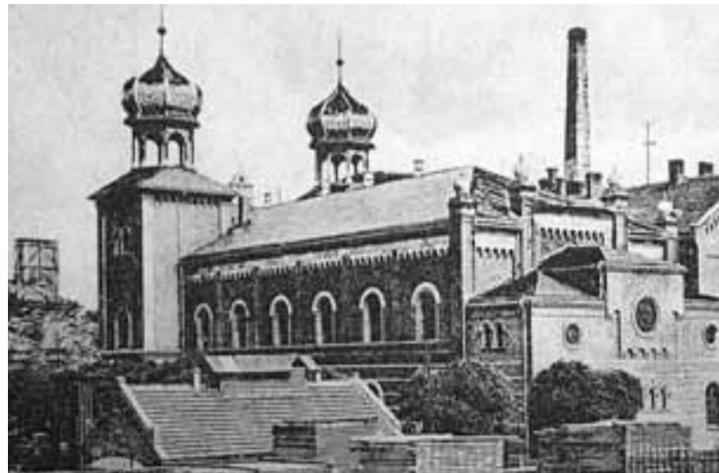
„Pamiętam to dokładnie, jakby wydarzyło się wczoraj: rabin wychodzi z synagogi w otoczeniu niemieckich mundurowych i przeraźliwie krzyczy” – wspomina 76-letni dziś Klaus Kula, mieszkaniec Zabrza. „Jako pięcioletnie dziecko nie wiedziałem, o co chodzi. Później ojciec wytłumaczył mi zachowanie tego kapłana. Chciał ratować swą brodę przed ścięciem, czyli pozbawieniem go godności wobec Boga.”

Jest noc ze środy na czwartek, o godzinie 4 słychać huk w mieście. Zabrzańska synagoga staje w płomieniach. Tłum gapiów zbiera się w okolicy. Policja ma rozkaz nie interweniować. Pod synagogę zostaje przyprawiony 68-letni rabin dr Saul Katz i zostaje zmuszony, aby przyglądać się jak płonie jego świątynia. Aby go poniżyć SS-mani obcinają mu brodę. Ma ponad 60 lat, nie kwalifikuje się więc do grupy mężczyzn, którzy zostali aresztowani i wywiezieni do obozu koncentracyjnego. Jednakże rabin chce zostać razem ze swoją wspólnotą i 30-letnim synem. Wszyscy oni zosta-

na tych terenach od wieków w wielokulturowym społeczeństwie.

„Jako młody chłopiec bawiłem się z żydowskimi dziećmi”, opowiada nasz rozmówca. „Czasem jadłem w ich domu kolację i spędzałem wieczory, ponieważ moi rodzice pracowali do późna w zakładzie fryzjerskim. Pewnego dnia mama zabroniła mi zbliżać się do Żydów. Nie rozumiałem tego, ponieważ dla mnie byli to bardzo przyjaźni ludzie, a religia przecież nie mogła oznaczać, że są gorsi. Było to bardzo bolesne, jednak ze względu na bezpieczeństwo nie utrzymywałem już z nimi kontaktu.”

Gdy płonęła synagoga w „Kryształowej Noc” w Zabrzu znalazło się kilka osób, które odważyły się głośno krytykować tę zbrodnię nazistów. Zostały one natychmiast aresztowane. Jednakże ogół społeczności biernie przyglądał się temu wydarzeniu, a dzień później według doniesień prasy niemieckiej ponad tysiąc mieszkańców demonstrowało w mieście, wnosząc antyżydowskie hasła. „Ojciec często



Synagoga zabrzańska w 1915 roku. Źródło: Muzeum Miejskie w Zabrzu // Die Hindenburger Synagoge 1915. Quelle: Stadtmuseum in Zabrze

na nazajutrz wywiezieni transportem do Buchenwaldu.

Tej nocy nazistom udaje się ostentacyjnie zwrócić większość mieszkańców miasta przeciwko ich żydowskim sąsiadom, ludziom, którzy mieszkali

wspominał pochod aresztowanych”, mówi pan Kula. „Hitlerowcy wyśmiewali się i bili wygnańców. Bolesna była też reakcja Polaków, którzy pluli na Żydów i widać było, że tak naprawdę cieszą się z ich odejścia.”

KOMENTARZ

„Noc Kryształowa” czy „pogromy listopadowe”?

Od wydarzeń „Nocy Kryształowej” minęło już ponad 70 lat i wydawałoby się, że jest to temat na tyle znany, że został już gruntownie historycznie zbadany. Na temat wydarzeń tej Nocy w większych miastach Rzeszy jak np. w Berlinie czy Monachium można rzeczywiście znaleźć wiele dokumentów, jednakże jeśli chodzi o mniejsze miejscowości okazuje się, że jest jeszcze wiele „białych plam” do wypełnienia.

Zaczynając pracę nad badaniem wydarzeń „Nocy Kryształowej” w Zabrzu nie mieliśmy pojęcia, na jakie trudności natrafimy.

Wiele opracowań powołuje się na raport zabrzańskiego oddziału NSDAP, według którego sygnał do rozpoczęcia pogromu został podany w wrocławskiego kierownictwa SS 8 listopada o godzinie 23.00. Mała nieścisłość w dacie to najprawdopodobniej pomyłka w druku lub błąd piszącego raport.

Inne źródła, jak np. sprawozdanie prezydenta policji górnośląskiego okręgu przemysłowego dra Günthera Paltena mówią o nocy z 9 na 10 listopada. Także gazety: niemiecka *Der Oberschlesische Wanderer* i polska *Illustrowany Kurjer Codzienny* piszą o nocy ze środy na czwartek, czyli o 9 na 10 listopada.

W niektórych miastach Rzeszy antyżydowskie wystąpienia zaczęły się

już 7 listopada, a w innych jak np. w Libercu dopiero trzy dni później (10 na 11 listopada). To jeden z powodów dlaczego historycy dziś chętniej mówią o „pogromach listopadowych” niż o „Nocy Kryształowej”. Kolejnym jest fakt, że podczas tej nocy wydarzyło się o wiele więcej, niż tylko kilka zbitych szyb.

Nieścisłość w dacie była pierwszym i jak się okazało nie ostatnim naszym problemem. Następnym było znalezienie świadka historii, który chciałby opowiedzieć nam o wydarzeniach listopadowej nocy w Zabrzu. Jeszcze dziś, 70 lat po tamtych wydarzeniach, mieszkańcy miasta niechętnie dzielą się wspomnieniami z tego okresu. Na szczęście udało nam się odnaleźć pana Kulę, który możliwie najdokładniej starał się zrekonstruować wydarzenia „Nocy Kryształowej” w naszej okolicy.

W międzyczasie udało nam się zwerfikować wiele faktów. Na własnej skórze doświadczyliśmy, jak ważne jest dokładne sprawdzanie źródeł informacji. Także dziś, czytając aktualne informacje w prasie, należy być bardzo ostrożnym i nie przyjmować wszystkich faktów bezkrytycznie. Praca przy projekcie nauczyła nas uważnie przyglądać się informacjom i dostrzegać to, co wcześniej najprawdopodobniej uszłoby naszej uwadze.

GRUPA „TROPICIELE HISTORII” TEAM „GESCHICHTSJÄGER”



Od lewej / Von links: Julia Grabińska (17), Beata Iwan (16), Łukasz Gawenda (16), Dagmara Adamska (17), Elżbieta Lazar (16)

Grupa pięciu zwariowanych, zawsze uśmiechniętych, o stu pomysłach na minutę osób – to my! Julia – zapalony kibic sportowy, Beata – kocha zwierzęta, harcerka, Łukasz – prawdziwy mężczyzna wśród czterech niczego sobie kobiet, trenuje bieganie, Dagmara – kolejna harcerka w tym gronie i Ela – pięknie śpiewa. Każdy z nas interesuje się historią, a w szczególności tą naszego regionu. Dlatego też postanowiliśmy wziąć udział w projekcie step21 [Weisse Flecken], dzięki któremu dowiedzieliśmy się wielu ciekawych i nowych informacji o naszej okolicy. Nie ma to jak poszerzanie własnej wiedzy! // Wir sind eine Gruppe von verrückten und fröh-

lichen fünf Leuten, die 100 Ideen pro Minute haben! Julia ist leidenschaftlicher Sportfan, Beata liebt Tiere und ist Pfadfinderin, Ela kann wunderbar singen, Dagmara ist auch Pfadfinderin. Dann ist da Łukasz: einziger Mann unter vier coolen Frauen und begeisterter Läufer.

Jeder von uns interessiert sich für Geschichte, insbesondere für die Geschichte unserer Region. Daher entschieden wir uns, beim Projekt step21 [Weiße Flecken] mitzumachen. Während unserer Arbeit erfuhren wir viele spannende und für uns neue Fakten über Oberschlesien. Immer mehr lernen und erfahren – das ist unser Motto!



Begreifliche Empörung?

Die Pogromnacht in Hindenburg O.S. im Spiegel der Presse

Die Zunahme antijüdischer Tendenzen in der oberschlesischen Stadt Hindenburg, die heute ihren polnischen Namen Zabrze wieder trägt, wurde nach der Machtergreifung Adolf Hitlers 1933 immer deutlicher. Die jüdische Gemeinde des damals zum Deutschen Reich gehörenden Hindenburg hatte seinerzeit 1.154 Mitglieder. In den kommenden Jahren begannen viele wohlhabendere Juden, ins Ausland zu emigrieren. Im September 1938 wurde für Menschen jüdischer Abstammung die Pflicht eingeführt, einen zweiten Vornamen zu tragen: Sarah oder Israel. Einen vorläufigen Höhepunkt dieses antisemitischen Hasses stellte die von den Nationalsozialisten so genannte „Kristallnacht“ dar.



Die Synagoge im oberschlesischen Hindenburg nach dem Brand in der „Kristallnacht“. 1998 wurde an der Stelle der abgebrannten Synagoge ein Denkmal errichtet. Quelle: Staatsarchiv in Katowice, Außenstelle Gliwice // Zabrzeńska synagoga po spalaniu w „Kryształowej Noc”. Dziś na jej miejscu stoi postawiony w 1998 roku pomnik. Źródło: Archiwum Państwowe w Katowicach, Oddział w Gliwicach

Systematische Zerstörung jüdischen Eigentums

Am 9. November 1938, gegen 23 Uhr, erhielt Alfred Jonas, Kreisleiter der Hindenburger NSDAP, vom SS-Oberabschnitt Südost den Befehl zur Durchführung der sogenannten „Judenaktion“. Laut einem Bericht der Exil-SPD vom November 1938 wurde diese Aktion von der SS durchgeführt. Die Polizei sollte sich nicht einmischen, sondern lediglich Schaulustige fernhalten. Am 10. November gegen vier Uhr früh hörten die Bewohner Hindenburgs einen lauten Knall. Kurz darauf stand

die Synagoge in der Schechestraße (heute ulica Brysza) in Flammen. Anschließend zerstörten etwa 40 Trupps der SS systematisch jüdisches Eigentum. Straßenzug für Straßenzug plünderten und verwüsteten sie Geschäfte und Wohnungen; Wertvolles wurde gestohlen, der Rest zerstört.

Am folgenden Morgen sprengte die SS mithilfe der Hitler-Jugend die Überreste der Synagoge in die Luft. Wenige Stunden später mussten jüdische Mädchen und Jungen Metall aus den Ruinen auf sammeln und auf einen Polizeilaster laden. Damit nicht genug: Für die Kosten des Abrisses hatte die jüdische Gemeinde selbst aufzukommen.

Im Laufe der „Kristallnacht“ wurden über 350 Juden in Hindenburg

festgenommen. Nachdem man sie zunächst in der jüdischen Schule festgehalten hatte, wurden sie am 10. November in das über 600 Kilometer entfernte Konzentrationslager Buchenwald deportiert.

Keine Schlagzeilen in der deutschen Presse

Die deutsche Presse bekam klare Anweisungen von den Propagandabehörden, die Artikel „nicht allzu groß“ aufzumachen: keine Details, keine Schlagzeilen oder Fotos auf der Titelseite. Man sollte schreiben: „Hier und da seien Fensterscheiben zertrümmert wor-

den, Synagogen hätten sich selbst entzündet oder seien sonstwie in Flammen aufgegangen.“ Wo Kommentare erforderlich seien, solle man von einer „begreiflichen Empörung der Bevölkerung“, einer „spontanen Antwort“ auf die Ermordung des Gesandtschaftsrats Ernst Eduard vom Rath durch einen jüdischen Mann sprechen.

Der *Oberschlesische Wanderer*, das amtliche Organ der NSDAP in Oberschlesien, berichtete am 11. November in genau diesem Ton. Er schreibt von einer „entschlossenen Abwehr der oberschlesischen Bevölkerung gegen das Judentum“. Geschäfte seien „von der empörten Menge demonstrativ zerstört“ worden, allerdings „ohne dass es dabei zu irgendwelchen Plünderungen gekommen wäre“. Weiter heißt es: „Auch in Hindenburg lohten über dem Platz, auf dem der Hindenburger Judentempel stand, plötzlich helle Flammen zum nächtlichen Himmel empor.“ Ferner berichtet die Zeitung, dass „vorsorglich sämtliche männlichen Juden im Alter von 20 bis 60 Jahren in Schutzhaft genommen“ worden seien, da auf den Straßen Tausende von Menschen gegen die „Judensippe“ demonstrierten. Ihre Deportation nach Buchenwald wird verschwiegen.

Die Medien aus dem 1938 noch unabhängigen Polen berichteten weitaus drastischer über die antijüdischen Pogrome im grenznahen Hindenburg, das sie polnisch Zabrze nannten. So beispielsweise der *Illustrierte Tageskurier* (*Ilustrowany Kurjer Codzienny*) aus Kraków vom 12. November. Unter dem

Titel „Pogrom in Oberschlesien“ ist von „riesigen Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung“ zu lesen. „Zahlreiche Gruppen von Stürmern [gemeint sind SA und SS, Anm. d. Red.] marschierten durch die Straßen der Städte, demolierten Geschäfte, verbrannten Waren und schlugen die Scheiben ein. Außerdem wurden auf den Straßen jüdische Passanten geschlagen und vertrieben.“ Auch der Brand von Synagogen in Hindenburg und „einer Reihe weiterer deutscher Städte“ wird erwähnt. Außerdem berichtet die Zeitung über Pläne der Nationalsozialisten, bis 1940 alle Juden aus dem Deutschen Reich auszusiedeln.

Ausweg Emigration

Im Zuge der Ereignisse der „Kristallnacht“ wurden jüdische Zeitungen und Zeitschriften verboten. An ihrer Stelle erschien das *Jüdische Nachrichtenblatt*, das unter strenger Kontrolle des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda und der Gestapo herausgegeben wurde. Die letzte Ausgabe der *Jüdischen Rundschau* vom 8. November 1938 widmet sich auf der gesamten ersten Seite dem Thema Migration. Die Leser erfahren beispielsweise von Schwierigkeiten bei der Einreise nach Kolumbien. Mit Blick auf die Pogrome des folgenden Tages hat die Titelseite der *Jüdischen Rundschau* den Charakter eines dramatischen Hilferufs. ←



Die letzte Ausgabe der *Jüdischen Rundschau* erschien am 8. November 1938, einen Tag vor der Pogromnacht in Hindenburg. Die Titelseite widmet sich den Möglichkeiten und Schwierigkeiten bei der Auswanderung. Quelle: Compact Memory, Internetarchiv Jüdischer Periodika // *Jüdische Rundschau* z 8.11.1938 r., przeddzień „Nocy Kryształowej”. Strona tytułowa ostatniego przed zamknięciem wydania. Źródło: Compact Memory, Archiwum Internetowe Periodyków Żydowskich



Die Titelseite des *Oberschlesischen Wanderers* vom 11. November 1938. Das amtliche Organ der oberschlesischen NSDAP berichtet propagandistisch von den Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung (auch in Hindenburg) und hält sich dabei eng an die Vorgaben des Deutschen Nachrichtenbüros. Quelle: Staatsarchiv in Katowice, Außenstelle Gliwice // Strona tytułowa *Der Oberschlesische Wanderer* z 11 listopada 1938 r. Propagandowna gazeta nazistowska píše o pogromach Żydów, także w Zabrze, ściśle według wytycznych Niemieckiego Biura Informacyjnego. Źródło: Archiwum Państwowe w Katowicach, Oddział w Gliwicach

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

Seiner Würde beraubt

„Ich erinnere mich noch so genau, als wäre es gestern passiert: Der Rabbiner kommt aus der Synagoge, umgeben von deutschen Uniformierten, und schreit entsetzlich“, erzählt der heute 76-jährige Klaus Kula, der in Zabrze aufwuchs. „Als fünfjähriges Kind verstand

ich nicht, worum es ging. Später erklärte mir mein Vater, der Geistliche habe seinen Bart vor dem Abschneiden retten wollen – es hätte ihn vor dem Angesicht Gottes seiner Würde beraubt.“

Am 10. November 1938 um vier Uhr stand die Hindenburger Synagoge in Flammen. Eine Menge Schaulustiger versammelte sich. Die Polizei hatte Order, nicht einzugreifen. Mitglieder der SS zwangen den 68-jährigen Rabbiner Dr. Saul Kaatz zuzusehen, wie seine Synagoge abbrennt, und schnitten ihm den Bart ab. Der Rabbiner war mit über 60 Jahren zu alt für die Gruppe Männer, die anschließend festgenommen wurde. Dennoch wollte er seiner Gemeinde und seinem 30-jährigen Sohn beistehen. Am Tag darauf wurden alle nach Buchenwald deportiert.

In jener Nacht war es den Nazis endgültig gelungen, einen Großteil der Bewohner Hindenburgs gegen ihre jüdischen Mitbürger aufzubringen: gegen Menschen, die seit Jahrhunderten in einer multikulturellen Gesellschaft zusammengelebt hatten.

„Als Junge spielte ich mit jüdischen Kindern“, erzählt uns Kula. „Manchmal

aß ich bei ihnen zu Abend, weil meine Eltern bis spät in ihrem Friseursalon arbeiteten. Eines Tages verbot mir meine Mutter den Umgang mit Juden. Ich begriff nicht, warum. Für mich waren es äußerst freundliche Menschen – ihre Religion konnte doch nicht bedeuten, dass sie schlechtere Menschen waren als wir. Es war sehr schmerzhaft, aber wir hielten uns nun von Juden fern.“

Als die Hindenburger Synagoge brannte, wagten es nur wenige Menschen, die Nazis laut für diese Verbrechen zu kritisieren. Solche Kritiker wurden umgehend verhaftet. Dagegen schaute die Mehrheit der Bevölkerung passiv zu. Nach Berichten der NS-Presse demonstrierten am Tag darauf mehr als tausend Bürger auf den Straßen und riefen antijüdische Parolen.

„Mein Vater erinnerte sich noch oft an die Abführung der Gefangenen“, erzählt Klaus Kula. „Die Hitler-Schergen machten sich über die Verschleppten lustig und schlugen sie. Beschämend war auch die Reaktion der Polen, die die Juden bespuckten. Man merkte, dass sie sich über deren Deportation freuten.“ ←



Rabbiner Saul Kaatz um 1930. Quelle: Privatbesitz Dariusz Walerjański // Rabin Saul Kaatz około 1930 r. Źródło: Archiwum prywatne Dariusza Walerjańskiego

KOMMENTAR

„Kristallnacht“ oder „Novemberpogrome“?

Seit der „Kristallnacht“ sind über 70 Jahre vergangen. Man könnte meinen, das Thema sei wohl bekannt und gründlich untersucht. Über den Verlauf jener Nacht in großen Städten wie Berlin und München existieren tatsächlich zahlreiche Dokumente. An kleineren Orten lassen sich jedoch noch viele „weiße Flecken“ finden, die es auszufüllen gilt.

Als wir mit unseren Forschungen zur „Kristallnacht“ in Zabrze begannen, hatten wir keine Ahnung, auf welche Schwierigkeiten wir stoßen würden. Viele Quellen berufen sich auf den Bericht der Hindenburger Ortsgruppe der NSDAP, nach dem das Signal zum Pogrom vom SS-Oberabschnitt Südost in Breslau am 8. November 1938 um 23 Uhr gegeben wurde. Vielleicht ist die Ungenauigkeit im Datum (8. statt 9. November) ein Druckfehler, vielleicht ein Versehen des Verfassers ...

Andere Quellen, etwa der Bericht des Polizeipräsidenten des Oberschlesischen Industriegebietes, Dr. Günter Paltan, sprechen von der Nacht vom 9. auf den 10. November. So auch die Presse vom deutschen *Oberschlesischen Wanderer* bis zum polnischen *Ilustrowany Kurjer Codzienny*.

Vielorts begannen die antijüdischen Pogrome bereits am 7. Novem-

ber; im tschechischen Reichenberg (heute Liberec) erst drei Tage später. Historiker sprechen heute auch darum eher von „Novemberpogromen“ als von einer „Kristallnacht“. Ein weiterer Grund ist die Tatsache, dass während jener Nacht weit mehr zerstört wurde als nur Fensterscheiben.

Das nächste Hindernis bestand darin, einen Zeitzeugen zu finden. Noch heute teilen die Bewohner von Zabrze nur ungern ihre Erinnerungen an jene Nacht im November 1938. Glücklicherweise fanden wir schließlich Klaus Kula. Mithilfe seiner Erinnerungen und nach mühsamer Durchsicht von Archiv-Dokumenten konnten wir schließlich den Verlauf der „Kristallnacht“ in Hindenburg im November 1938 rekonstruieren.

Wir haben erfahren, wie wichtig es ist, Informationen und Quellen genauestens zu überprüfen. Bei historischen Dokumenten ist das von besonderer Bedeutung. Aber auch heute sollten wir wachsam sein und nicht alles so akzeptieren, wie es dargestellt wird. Wir haben gelernt, auch die Berichterstattung der Medien kritisch zu hinterfragen. So sehen wir jetzt Dinge und Zusammenhänge, die uns bisher wahrscheinlich entgangen wären. ←



Požár, který spálil naděje

V centru města hoří. V plamenech se spolu s budovou liberecké synagogy hroutí i poslední naděje na soužití Čechů, Němců a Židů.

Deset let trvala cesta Židovské obce v Liberci od rozhodnutí o výstavbě důstojného svatostánku až k zakoupení pozemku v centru města. Stavbu převzal architekt Karel König, autor

kým pohraničí v poklidu vedle sebe Němci, Češi i Židé. V Liberci tvořili občané německé národnosti dokonce většinu obyvatel města. Soužití však došlo velké trhliny po nástupu Hitlera a jeho NSDAP k moci v Německu a šířením jejich antisemitských názorů. Pryč byly časy rovnoprávnosti Židů ve společnosti. Po připojení pohraničí k Říši

ho pohraničí. To zpečetilo i osud liberecké synagogy.

Dobový, cenzurovaný tisk nevěnoval požáru v centru města velkou pozornost. Zprávy z sudetoněmeckých deníků „Die Zeit“ a „Friedländer Zeitung“ z 11. a 12. listopadu jsou velmi stručné a nenápadné. Oba tyto články se liší pouze jedinou větou a informují obyvatele

Osudy libereckých Židů

Student smí ještě složit maturitní zkoušku. Poté si ho ředitel školy zavolá a oznámí mu, že doufá, že taková pakáž jako je on se ve škole už neobjeví. Čím se provinil? Jeden z jeho rodičů je židovského původu. Přestože v zájmu ochrany rodiny došlo k rozvodu, neunikne mladík, stejně jako další takzvaní poloviční Židé, šikaně a diskriminaci.

První Židé přišli do Liberce v 15. století. Již tehdy platily v celé zemi antisemitské restriktivní zákony, i přesto se stali významnými obchodníky se zaměřením na obchod sukrem a vlnou. Tím se stali nenahraditelnými pro tehdejší společnost, a proto jim císař Josef II. na konci 18. století zmírnil omezení pobytu ve městech. Stále však platil familiantský zákon přesně určující maximální počet rodin v židovských obcích. Práva svobodného usídlení a výkonu povolání se Židé dočkali až v roce 1867 a brzy si vydobyli pevné postavení v liberecké společnosti. Začali budovat významné textilní továrny, ale uplatnili se i jako advokáti či lékaři. Na dobrý vztah mezi nimi a zbytkem města ukazuje mimo jiné skutečnost, že téměř jednu třetinu nákladů na stavbu synagogy pokryly dary obyvatel s nežidovským původem.

Přestože v ústavě meziválečného Československa byli již Židé zrovnoprávnění a získali veškerá občanská práva, projevy antisemitských nálad se jim v pohraničním městě s většinovým podílem německého obyvatelstva nevyhnuly. A to zejména po nástupu NSDAP v Německu k moci. Po uzavření Mnichovské dohody v září 1938 a následném připojení československého pohraničí k Říši se i v Liberci začaly prosazovat norimberské rasové zá-

kony. Přes 1.300 libereckých Židů vidělo antisemitské postupy ve zbytku Říše, a tak se ještě před příchodem Wehrmachtu, 8. října, většina z nich rozhodla opustit svou živnost a ze stále nebezpečnějšího města utéct. Někteří z těch, kdo žili ve smíšeném manželství, opouštějí své rodiny, aby je ochránili před pronásledováním. Židé se definitivně stahují ze společenského života, odvázejí cennosti ze synagogy a klíče odevzdávají starostovi města. Někteří se za pomoci rabína Emila Hofmanna dostávají do britské provincie Palestina. Jiní si za svá útočiště vybírají města na území okleštěného státu jako Prahu nebo Brno. Po obsazení zbytku republiky v březnu 1939 však pronásledování stejně neunikli. Podle dochovaného seznamu deportovaných osob Gestapo v letech 1941–1944 zatklo 700 z nich a převezlo do Terezína, Lodže nebo Osvětimi. Situace těch, kteří se rozhodli v Liberci zůstat, nebyla o moc lepší. Gestapo je shromáždilo v táboře Schönwald a poté převezlo do Terezína.

Po válce bylo v Liberci a okolí evakuováno 1.211 Židů, pouhých tři procenta z nich však patřila k předválečné komunitě. Ani poté ale neměli klid. Během vlády komunistického režimu emigrovali Židé z celé země do Izraele, Německa, Kanady nebo USA. Socialistický stát zabavil liberecké obci modlitebnu nedaleko centra města a náhradou jí dal kostory naprosto nevyhovující tomuto účelu. V současné době se zhruba 70 lidí, kteří se hlásí k židovské obci, schází v nové modlitebně. Tu otevřelo město 9. listopadu 2000 v budově krajské knihovny, v tak zvané „Stavbě smíření“.



Hořící synagoga v Liberci. Před diváky lze rozpoznat policisty a jiné uniformované osoby. Zdroj: Krajská vědecká knihovna v Liberci // Die brennende Synagoge in Reichenberg, dem tschechischen Liberec. Vor den Zuschauern sind Polizisten und andere uniformierte Personen zu erkennen. Quelle: Wissenschaftliche Bezirksbibliothek in Liberec

videňské synagogy Turnergasse. Na financování synagogy se kromě samotných Židů podíleli vedle spojitelných také nežidovští občané města, kteří podle knihy pozdějšího rabína Emila Hofmanna uhradili téměř třetinu nákladů.

Na dobových fotografiích vypadá budova, dokončená v roce 1899, monumentálně. Téměř 40 metrů vysoká kopule doplňovala panorama města s divadlem a radnicí. Uvnitř vévodil zdobený kazetový strop a později dodaný umělecký lustr.

V době První československé republiky mezi světovými válkami žili v čes-

na základě Mnichovské dohody ze dne 30. září 1938 proto většina z nich utekla převážně do vnitrozemí.

V noci z 9. na 10. listopadu 1938, která později vstoupila do historie jako takzvaná „Křišťálová noc“, hoří synagogy po celém Německu. Záminkou pro tento pogrom je atentát mladého židovského studenta Herschela Gryzspana na německého velvyslance Ernsta Eduarda vom Ratha ze 7. listopadu. Po tomto vzoru vypalují Němci následujícího dne židovské svatostánky i v ostatních částech Říše, včetně bývalého československé-

o „vzplanutí liberecké synagogy“. Nikde ani zmínka o jejím úmyslném zapálení. Sporné je i tvrzení, že na místo okamžitě dorazili hasiči a s plameny bojovali. Očití svědkové a fotografie pořízené během požáru toto tvrzení vyvrací.

Synagoga již před vypálením v listopadu 1938 několik týdnů nefungovala a klíče od jejích dveří měl starosta města. Její vypálení tak bylo spíše symbolickým aktem. Tento krok otřásl Židy, kteří z města neutekli, protože do té doby věřili, že situace není tak vážná. V ten den tak ztratil Liberec nejen jeden ze svých největších architektonických skvostů, ale i naději na mírové soužití.



Liberecká synagoga (vlevo) byla vedle městského divadla (uprostřed) a radnice (vpravo) jednou z dominant v panoramatu města. Zdroj: SOKA Liberec // Die Reichenberger Synagoge (links) war neben dem Stadttheater (mitte) und dem Rathaus (rechts) eine der Dominanten im Stadtbild. Quelle: SOKA Liberec.

TÝM ŠALDA ŠALDA TEAM



Zleva / von links: Lukáš Banyi (17), Kamila Krajčíková (17), Jakub Kavánek (17) a / und Jan Teplý (17) před Libereckou radnicí / vor dem Liberecer Rathaus

Kamila, Lukáš, Honza a Kuba. To jsme my. Společně studujeme na německém oddělení gymnázia F.X. Šaldy v Liberci. Spojili jsme své síly, abychom se detailně zaměřili na událost, která pohnula libereckými občany. I dnes lidé v Liberci o vypálení synagogy vědí, ale jen okrajově, a právě proto jsme si zvolili toto téma. Velmi důležité také je, že na místě, kde stála Stará synagoga, byla postavena česko-německá „Stavba smíření“: Krajská vědecká knihovna v Liberci s novou synagogou. // Kamila, Lukáš, Honza

und Kuba – gemeinsam besuchen wir den deutschen Zweig des F.X. Šalda-Gymnasiums in Liberec. Wir haben unsere Kräfte gebündelt, um uns detailliert den Ereignissen im November 1938 zu widmen. Einige Liberecer wissen heute zwar noch davon, jedoch meist nur am Rande, und gerade deshalb haben wir dieses Thema gewählt. Wichtig finden wir, dass an der Stelle der alten Synagoge heute ein deutsch-tschechischer „Bau der Versöhnung“ steht, der Bibliothek und neue Synagoge vereint.

KOMENTÁŘ

„Každý dům a každá ulice chtějí vyprávět svůj příběh“

Již půl roku se v knihách, archivech a na internetu snažíme odhalit roušku tajemství jedné z kapitol vývoje Liberce. Během tohoto pátrání si neustále uvědomujeme, jak málo známe historii rodného města, které nám je už sedmáct let domovem. A neznáme ani dopady dějin na současnost – tedy i na nás.

Téměř denně chodíme kolem krajské vědecké knihovny, ale nikdy jsme v ní neviděli víc, než moderní budovu v centru města, která skrývá bohaté zdroje informací a zábavy. Kameně trojúhelníkové části budovy na rohu jsme si ale nevsílali. Jen někteří z nás

tušili, že se jedná o židovskou synagogu. Až díky projektu step 21 [Weiße Flecken] jsme zjistili, že celá knihovna je symbolickou „Stavbou smíření“. Ta stojí přesně na místě bývalé synagogy, která byla vypálena v roce 1938. Tento jistě skvostný chrám je tématem našeho článku, pro nás osobně jsou však mnohem důležitější informace o rozsáhlé a početné židovské komunitě, která před příchodem nacistů ve městě bydlela a která se významně podílela na formování jeho podoby. Jsou to informace o dramatech odehrávajících se před sedmdesáti lety na mís-

tech, která nám jsou tak důvěrně známá, dále také informace o krutém osudu stovek lidí, kteří se ničím neprovinili. Všechno to si musíme pamatovat a poučit se z toho.

Poučit by se z nich však měly tisíce dalších obyvatel Liberce. Je na nás všech, aby se události třicátých a čtyřicátých let dvacátého století neopakovaly. Proto je velká škoda, že toho o nich víme tak málo. A přitom každý dům a každá ulice chtějí vyprávět svůj příběh, stačí naslouchat. Naslouchejme tedy a doufejme, že ostatní udělají totéž.

V ROZHOVORU S PAMĚTNÍKY

Požár nikdo nehasil

Paní Herta Novotná se narodila 6. ledna 1928 v Liberci, kde vystudovala pedagogický ústav. Má české státní občanství a národnost německou. Požár synagogy viděla na vlastní oči.

Kolik lidí přihlíželo požáru?

Matka říkávala: „Wo ein Hund mit dem Schwanz wackelt, mussst du dabei sein.“ (Kde se děje něco důležitého, musíš být přítom.) Navíc když dříve hořelo, tak se na to chodilo dívat hodně lidí, ale ten-

krát u synagogy tolik lidí nebylo, žádná tlačence.

Pokoušel se požár někdo uhasit?

Nejsem si jistá, ale nevzpomínám si, že by to někdo hasil. Dokonce tam nebyli ani žádní hasiči.

Ukradli lidé ze synagogy nějaké cennosti?

Ne nerozkradli. Většina z cenných předmětů totiž byla ještě před požárem odvezena na neznámé místo. Spekuluje se, že významné předměty odnesli samotní představitelé synagogy, kteří po vypalování synagog ve Třetí říši před-

pokládali, že to samé se dříve nebo později odehraje i v Sudetech.

Jaká tam byla atmosféra? Jaká panovala mezi lidmi nálada?

Lidé byli skeptičtí. Můj otec zažil Rakousko-Uhersko a První světovou válku. Za První republiky se většinou lidem dařilo dobře, a doufali, že to tak zůstane i nadále. Ale pak přišel Hitler a lidé byli pobláznění a všemu věřili. Ve chvíli, kdy hořela synagoga, řekl mi táta: „Herta, merkt dir eines, es kommt selten etwas Besseres nach.“ (Herto, pamatuj si jedno, jen zřídka následuje něco lepšího.)



Das Schicksal der Reichenberger Juden

Der Schüler darf noch die Abiturprüfung ablegen. Danach bestellt ihn der Direktor der Schule zu sich und teilt ihm mit, er hoffe, dass sich ein solches Pack, wie das, zu dem er zähle, in der Schule nicht mehr blicken lasse. Was hatte der Schüler getan? Einer seiner Elternteile ist jüdischer Abstammung. Obwohl sich die Eltern zum Schutz der Familie haben scheiden lassen, muss der junge Mann – wie viele andere sogenannte Halbjuden auch – Schikanen und Diskriminierungen erdulden.

Die ersten Juden kamen im 15. Jahrhundert nach Reichenberg, mit tschechischem Namen Liberec. Schon damals galten im ganzen Land restriktive, antisemitische Gesetze, dennoch wurden Juden unersetzliche Tuch- und

Deutsche Reich traten auch in Reichenberg die Nürnberger Rassengesetze in Kraft. Die Mehrzahl der über 1.300 Reichenberger Juden floh noch vor dem Einmarsch der Wehrmacht am 8. Oktober 1938 aus der Stadt. Einige in gemischter Ehe Lebende verließen ihre Familien, um sie vor der Verfolgung zu schützen. Sie zogen sich endgültig aus dem gesellschaftlichen Leben zurück, holten wertvolle und heilige Gegenstände aus der Synagoge und gaben den Schlüssel dem Bürgermeister.

Einige gelangten mithilfe des Rabbiners Emil Hofmann in das britische Mandatsgebiet Palästina. Andere flohen in Städte im Landesinneren der beraubten Tschechoslowakei, wie etwa Prag oder Brünn. Nach der Besetzung

Ein Brand, der die Hoffnung zerstörte

November 1938. Im Zentrum der Stadt Reichenberg brennt es. Die Flammen vernichten neben der Synagoge auch die letzten Hoffnungen auf ein Zusammenleben von Tschechen, Deutschen und Juden.

Zwischen der Entscheidung der jüdischen Gemeinde über den Bau einer Synagoge und dem Kauf eines Geländes im Zentrum der Stadt vergingen gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast zehn Jahre. An der Finanzierung des Gotteshauses beteiligten sich neben den jüdischen Bürgern und der Sparkasse schließlich auch nichtjüdische Bürger der Stadt. Seit ihrer Vollendung im Jahr 1899, ergänzte die Synagoge im monumentalen Baustil mit einer fast 40 Meter hohen Kuppel neben Theater und Rathaus das Panorama der Stadt.

Zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, den Jahren der Ersten Tschechoslowakischen Republik, lebten im tschechischen Grenzgebiet tschechische, deutsche und jüdische Einwohner friedlich nebeneinander. In Reichenberg bildeten die Deutschen

sogar die Mehrheit. Das Zusammenleben wurde jedoch mit der Verbreitung antisemitischen Gedankenguts nach der Machtergreifung von Adolf Hitler immer schwieriger. Nach dem Münchener Abkommen vom 30. September 1938 und dem Anschluss des Grenzgebiets an das Deutsche Reich floh die Mehrzahl der dort lebenden Juden – meist ins Landesinnere.

„In Flammen aufgegangen“

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, der sogenannten „Reichskristallnacht“, brennen überall in Deutschland Synagogen. Als Vorwand für das Pogrom dient das Attentat des jüdischen Studenten Herschel Grynszpan auf den Gesandtschaftsrat der deutschen Botschaft in Paris, Ernst Eduard vom Rath, am 7. November. Am folgenden Tag brennen Deutsche auch in anderen Teilen des Reiches jüdische Gotteshäuser nieder. Auf diese

Weise wird auch das Schicksal der Reichenberger Synagoge besiegelt.

Die zeitgenössische, zensierte Presse widmet dem Brand keine große Aufmerksamkeit. Die sudetendeutschen Zeitungen *Die Zeit* und die *Friedländer Zeitung* vom 11. und 12. November 1938 meldeten nur kurz, dass das Gebäude „in Flammen aufgegangen“ sei – ohne auch nur einen Hinweis auf die absichtliche Zerstörung. Fraglich ist zudem, ob, wie behauptet, die Feuerwehr sofort zur Stelle gewesen ist und gegen die Flammen gekämpft hat. Augenzeugenberichte und während des Brandes aufgenommene Fotografien widerlegen dies.

Im November 1938 war die Synagoge schon seit einigen Wochen nicht mehr in Benutzung, ihre Zerstörung also eher ein symbolischer Akt. Er erschütterte die in der Stadt verbliebenen Juden in ihrem Glauben, dass die Situation nicht so ernst sei. So verlor Reichenberg an diesem Tag nicht nur eines seiner architektonischen Schmuckstücke, sondern auch jede Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben. ↪



Die *Friedländer Zeitung* vom 12. November 1938 berichtete auf der Titelseite kurz über den Brand der Synagoge in der Nachbargemeinde (rechts). Quelle: SOKA Liberec // *Friedländer Zeitung* (*Frydlantské noviny*) ze dne 12. listopadu 1938 krátce informovala na titulní stráně o požáru synagogy v sousední obci. Zdroj: SOKA Liberec

Wollhändler. Ende des 18. Jahrhunderts liberalisierte deswegen Kaiser Joseph II. die Aufenthaltsbestimmungen für Juden in den Städten. Jedoch galt weiterhin das Familiantengesetz, das die maximale Anzahl von Familien in jüdischen Gemeinden genau regelte. Erst 1867 bekamen Juden das uneingeschränkte Recht, sich anzusiedeln und einen Beruf auszuüben. Von da an erarbeiteten sie sich rasch einen festen Platz in der Reichenberger Gesellschaft und pflegten gute Beziehungen zur übrigen Bevölkerung der Stadt. So kam fast ein Drittel der Gelder für den Bau der Synagoge von nichtjüdischen Bürgern.

Laut der Verfassung der Ersten Tschechoslowakischen Republik von 1918 bis 1938 waren Juden gleichberechtigt und genossen sämtliche Bürgerrechte. Dennoch wurden sie – insbesondere nach der Machtergreifung der NSDAP in Deutschland – im grenznah gelegenen, überwiegend deutsch besiedelten Reichenberg Zielscheibe antisemitischer Tendenzen.

Nach dem Münchener Abkommen und dem darin festgelegten Anschluss des tschechischen Grenzgebiets an das

des Rests der Republik im März 1939 entkamen sie der Verfolgung jedoch nicht mehr. Die Gestapo deportierte in den Jahren 1941 bis 1944 700 Liberec-Juden nach Theresienstadt, Litzmannstadt oder Auschwitz. Die Situation der in der Stadt Gebliebenen war nicht viel besser. Die Gestapo sammelte sie im Lager Schönwald und brachte sie anschließend nach Theresienstadt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lebten in Reichenberg und Umgebung 1.211 Juden. Davon hatten jedoch nur drei Prozent schon vor dem Nationalsozialismus dort gelebt. Aber auch nach 1945 fanden sie keine Ruhe. Während des kommunistischen Regimes emigrierten zahlreiche Juden aus dem ganzen Land nach Israel, Deutschland, Kanada oder in die USA. Man nahm der Reichenberger Gemeinde ihr Gebetshaus nahe dem Stadtzentrum und stellte ihr stattdessen ungeeignete Räumlichkeiten zur Verfügung. Heute treffen sich regelmäßig circa 70 Personen in der neuen Synagoge. Diese hat die Stadt am 9. November 2000 im Gebäude der Wissenschaftlichen Bibliothek unter dem Namen „Bau der Versöhnung“ eröffnet. ↪

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

Niemand hat das Feuer gelöscht

Herta Novotna wurde am 6. Januar 1928 in Reichenberg geboren. Sie ist tschechische Staatsbürgerin mit deutscher Nationalität. Den Brand der Synagoge ihrer Heimatstadt im November 1938 hat sie mit eigenen Augen gesehen. **Wie viele Leute haben das Feuer beobachtet?**

Meine Mutter sagte immer: „Wo ein Hund mit dem Schwanz wackelt, musst du dabei sein.“ Normalerweise kamen immer viele Leute zum Gucken, wenn es irgendwo brannte. Als die Synagoge in Flammen stand, waren aber nur wenige Menschen da; von Gedränge keine Rede.

Hat jemand versucht, das Feuer zu löschen?

Ich bin mir nicht sicher, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass irgendjemand versucht hätte, es zu löschen. Nicht einmal Feuerwehrleute waren dort.

Wurde die Synagoge geplündert?

Nein, die Synagoge wurde nicht geplündert. Die meisten wertvollen Gegenstände hatte man – ich denke, es waren Menschen aus der jüdischen Gemeinde – schon vor dem Brand an einem unbekanntem Ort in Sicherheit gebracht. Nachdem die Synagogen im Reichsgebiet brannten, nahmen sie wohl an, das Gleiche würde sich früher oder später auch im Sudetenland abspielen.

Wie würden Sie die Stimmung zu jener Zeit im Sudetenland beschreiben?

Die Menschen waren sehr skeptisch. Mein Vater hat Österreich-Ungarn erlebt und den Ersten Weltkrieg. Während der Ersten Republik ging es der Mehrzahl der Leute gut. Sie hofften, es würde auf längere Zeit so bleiben. Aber dann kam Hitler, und die Menschen drehten durch und glaubten alles. Als die Synagoge brannte, sagte mein Vater zu mir: „Herta, merk dir eines: Es kommt selten etwas Besseres nach!“ ↪



Die Synagoge sei „in Flammen aufgegangen“, die Brandursache wird jedoch nicht benannt. Später habe es spontane Protestkundgebungen gegen die Juden in der Stadt gegeben. Quelle: SOKA Liberec // Píše se o „vzplanutí synagogy“, ale příčina požáru není zmíněna. Později přý došlo k protestním akcím proti Židům. Zdroj: SOKA Liberec

KOMMENTAR

„Jedes Haus will seine Geschichte erzählen“

Ein halbes Jahr lang haben wir uns bemüht, durch Recherchen in Büchern, Archiven und im Internet den Schleier des Geheimnisses über einem historischen Kapitel der Stadt Liberec (Reichenberg) zu lüften. Wir merkten, wie wenig wir über die Geschichte unserer Geburtsstadt wissen und über den Einfluss, den diese Geschichte auf die Gegenwart hat – und damit auf uns.

Fast täglich gehen wir an der Wissenschaftlichen Bibliothek vorbei. Nie haben wir mehr in ihr gesehen als ein modernes Gebäude im Stadtzentrum, gefüllt mit Informationen. Den steinernen dreieckigen Eckteil des Gebäudes haben wir nie besonders wahrgenommen. Nur wenige von uns wussten,

dass sich darin eine jüdische Synagoge verbirgt.

Erst während unserer Arbeit für step21 [Weiße Flecken] haben wir festgestellt, dass das Gebäude ein symbolischer „Bau der Versöhnung“ ist – und sich genau an jener Stelle befindet, wo die frühere Synagoge stand.

Die Geschichte dieses Gotteshauses ist unser Thema. Viel wichtiger ist für uns persönlich jedoch das Wissen über die große jüdische Gemeinde, die vor der nationalsozialistischen Besetzung in unserer Stadt lebte und die Herausbildung des heutigen Charakters von Liberec mitbestimmt hat. Dazu gehört auch das Wissen um die dramatischen Ereignisse, die sich vor

70 Jahren an uns heute so vertrauten Orten abgespielt haben. Das Wissen um die grausamen Schicksale Hunderte Menschen, die sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen. Dieses Wissen müssen wir bewahren und daraus lernen.

Das sollte für alle Menschen in Liberec gelten. Es liegt an uns allen, zu verhindern, dass sich die Ereignisse der 30er- und 40er-Jahre des 20. Jahrhunderts wiederholen. Es ist sehr bedauerlich, wie wenig wir über diese Ereignisse wissen. Dabei möchte jedes Haus seine, jede Straße ihre Geschichte erzählen – wir müssen nur zuhören. Hören wir also zu, und hoffen wir, dass auch andere es tun! ↪



Die vollständig ausgebrannte Synagoge wurde 1939 abgerissen. Später diente der Ort als Parkplatz. Im Jahr 2000 wurde an dieser Stelle der „Bau der Versöhnung“, die wissenschaftliche Bezirksbibliothek mit der neuen Synagoge, eröffnet. Quelle: SOKA Liberec // Úplně vypálená synagoga byla stržena rok poté. Později sloužila uvolněná plocha jako parkoviště. V roce 2000 byla na tomto místě vybudována „Stavba smíření“, krajská vědecká knihovna s novou synagogou. Zdroj: SOKA Liberec



Auf dem Standort der alten Synagoge wurde im Jahr 2000, am 62. Jahrestag des Novemberpogroms, die neue Synagoge eröffnet. // Na místě staré synagogy byla u příležitosti 62. výročí listopadového pogromu v roce 2000 otevřena nová synagoga



Zmuszeni do pracy

„Nie można odnaleźć żadnych dokumentów na temat robót przymusowych w Greifswaldzie”, tak brzmiała uwaga do protokołu Rady Miejskiej Greifswaldu z 1999 roku. Mieszkaniec Greifswaldu, Hans-Karl Bluhm, wniósł ten temat jako punkt porządku dziennego posiedzenia Rady. Fakt ten poprzedzony był zarówno prywatnymi badaniami, jak i ówczesną, ogólnoniemiecką debatą na temat odszkodowań dla robotników przymusowych z Europy Wschodniej. Komisja ds. kultury tego hanzeatyckiego miasta zainicjowała przegląd materiałów archiwalnych, który wykazał, że również w Greifswaldzie w czasie II wojny światowej wielu ludzi musiało pracować jako robotnicy przymusowi.

W dzisiejszym obrazie miasta Greifswald rzadko można natrafić na ślady tych faktów. Wzdłuż ulic Wolgaster Straße, Grimmer Straße und Anklamer Straße znajdowało się wiele gospodarstw rolnych, zatrudniających w latach wojny robotników przymusowych. Po powołaniu wielu męż-

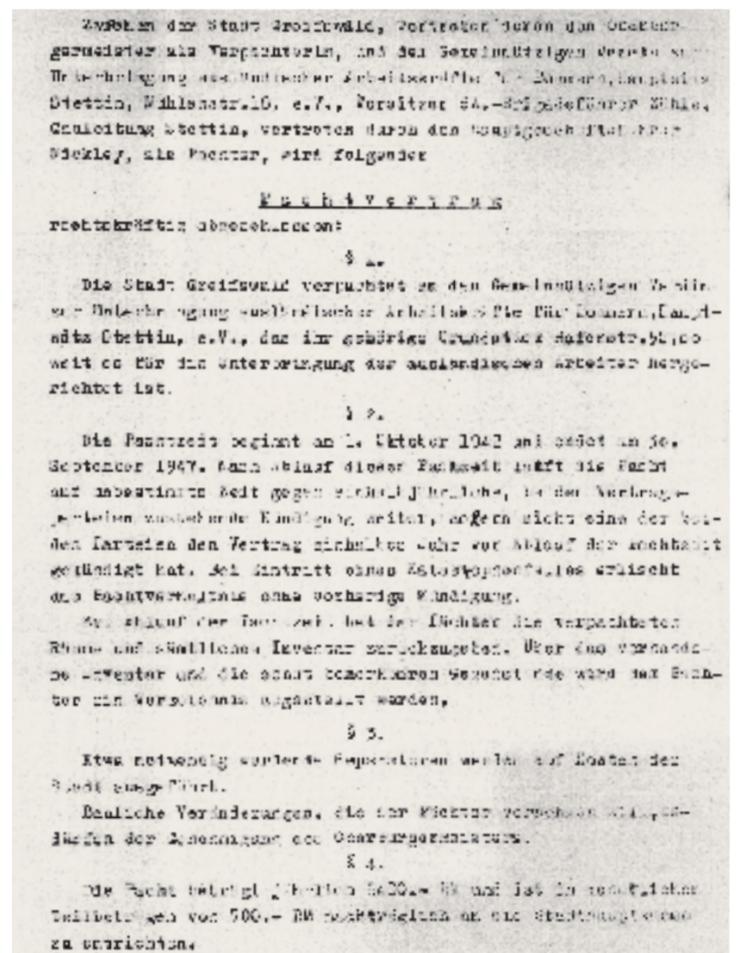
czyn z Greifswaldu do Wehrmachtu na ich miejsce zatrudniono robotników przymusowych, przede wszystkim w mniejszych zakładach, przedsiębiorstwach rodzinnych oraz w gospodarstwach domowych. W mieście nie było wtedy znaczących zakładów przemysłowych. Robotnicy przymusowi pracowali w zakładach rzemieślniczych, takich jak piekarnie, masarnie czy zakłady krawieckie, przede wszystkim jednak w miejscowym rolnictwie.

Jednym z takich zakładów była firma Dust, sprzedająca i naprawiająca samochody. Bracia Willy i Walter Dust założyli swój warsztat samochodowy w 1932 roku. Notatka w kronice firmy głosi: „Wraz z wybuchem wojny we wrześniu 1939 r. nastąpiło całkowite przestawienie się zakładu na potrzeby gospodarki wojennej.” W 1941 r. firma stała się tak zwanym HKP (Heereskraftfahrpark – park samochodowy armii), gdzie naprawiano samochody Wehrmachtu. W tym samym roku skierowano do firmy Dust pięciu polskich robotników

przymusowych. Kolejnych pracowników z Polski, Francji, Belgii i z Ukrainy zatrudniono w roku następnym. Zakwaterowani byli oni do 1943 roku przede wszystkim w prywatnych gospodarstwach domowych. Okazało się to jednak sprzeczne z przepisami prawnymi, zabraniającymi Polakom i Niemcom jakichkolwiek kontaktów poza miejscem pracy. Od tego czasu zakwaterowano ich w obozach, jak na przykład w obozie dla polskich robotników przymusowych przy ulicy Hafenstraße 52, zwanym „polskim obozem”. Obwieszczenie na temat „zbiorowego obozu dla cywilnych Polaków”, które ukazało się w gazecie *Greifswalder Zeitung* z dnia 9 października 1942 r. jest jedyną wzmianką na temat robót przymusowych na terenie Greifswaldu, którą można znaleźć w lokalnej prasie. Dzisiaj nie ma żadnego śladu po tym obozie, jak również po trzech innych, które były kiedyś elementami obrazu miasta.

W firmie Dust niektórzy z pracowników mieszkali na terenie zakładu, aby zapewnić mu pełną dyspozycyjność. W ramach kilkutygodniowych kursów robotników przymusowych przygotowywano do pracy w branży samochodowej. Nie wszyscy jednak zatrudnieni byli w zakładzie. Podczas gdy w warsztacie pracowali przede wszystkim mężczyźni, kobiety pracowały jako pomoc domowa, jak przypomina to sobie po latach była polska robotnica przymusowa Zofia Kamińska.

Zofię, jako trzynastoletkę, przydzielono rodzinie Dust, u której pracowała jako opiekunka do dziecka i pomoc domowa. „Musiałam pilnować go, bawić się i chodzić na spacery oraz utrzymywać dom w czystości” wspomina pani Kamińska. W roku 2001 nawiązała piśmienny kontakt z firmą Dust. W swym liście przypominała lata pracy u rodziny Dust i prosiła o potwierdzenie, że była tam zatrudniona, co by umożliwiło jej uzyskanie prawa do renty. Obecny szef firmy, Christoph Dust, wnuk założyciela firmy Willy'ego Dusta, nie był w stanie potwierdzić jej pobytu i zatrudnienia. Dopiero zeznania innych robotników przymusowych udokumentowały jej pracę w Greifswaldzie. W ten sposób otrzymała ona – po ponad połowie wieku – przynajmniej za czas jej przymusowej pracy, jednorazowe odszkodowanie od założonej w 2001 roku federalnej fundacji „Pamięć, Odpowiedzialność i Przyszłość”. W samym Greifswaldzie od kilku lat prezentowana jest wystawa przypominająca o robotach przymusowych na terenie miasta i jego okolicy. ↩



Umowa o dzierżawę zawarta między miastem Greifswald a Stowarzyszeniem ds. Zakwaterowania Zagranicznej Siły Roboczej na Pomorzu z siedzibą w Szczecinie. Źródło: Archiwum Miejskie w Greifswaldzie // Pachtvertrag zwischen der Stadt Greifswald und dem Verein zur Unterbringung ausländischer Arbeitskräfte für Pommern e. V. aus Stettin (Szczecin). Quelle: Stadtarchiv Greifswald

TELO HISTORYCZNE

PRACA PRZYMUSOWA W CZASIE II WOJNY ŚWIATOWEJ

Od początku II wojny światowej Trzecia Rzesza cierpiała na deficyt siły roboczej. Żeby utrzymać poziom gospodarki, po ataku na Polskę w 1939 r., użyto polskich jeńców wojennych do robót przymusowych. Jednocześnie próbowano werbować polskich ochotników cywilnych. Później zdobywano pracowników aresztując ludzi w trakcie łapanek i deportując ich. Od 1940 roku przybywali do Niemiec robotnicy przymusowi z innych okupowanych krajów. Po napadzie na Związek Radziecki w roku 1941 większość z nich stanowili sowieccy cywile i jeńcy wojenni.

Robotnicy przymusowi w Rzeszy Niemieckiej, rejestrowani byli jak przestępcy w specjalnych kartotekach łącznie ze zdjęciem i odciskami palców. Polscy robotnicy przymusowi musieli nosić na ubraniu, po prawej stronie u góry, literę „P”, cywile z zajętych terenów Związku Radzieckiego oznaczenie „Ost” (skrót od „Ostarbeiter” – robotnik ze Wschodu), Belgowie i Francuzi nie musieli nosić żadnych specjalnych oznaczeń.

Robotnicy przymusowi potrzebni byli w prawie wszystkich przedsiębiorstwach. To, w jakich warunkach pracowali, zależało od gałęzi gospodarki i od pracodawcy. Przede wszystkim byli oni o wiele gorzej opłacani niż pracownicy niemieccy.

Liczne przepisy drastycznie ograniczały i determinowały ich życie. „Pracownicy ze Wschodu” i sowieccy jeńcy wojenni byli szczególnie źle traktowani i źle żywieni. Nie wolno im było uczestniczyć we mszy świętej, a polskiemu robotnikowi zabroniono mszy w ich ojczystym języku. Wszystkim zabronione było opuszczanie miejsca zamieszkania bez zezwolenia policji. Nie dozwolone było korzystanie ze środków transportu. Nie wolno było spożywać posiłków razem z niemieckimi pracownikami. W przypadku niesubordynacji groziły ostre kary. Polskim i sowieckim robotnikom przymusowym, którzy utrzymywali stosunki seksualne z Niemkami, groziła kara śmierci. Jeżeli przekroczyli przepisy, dostawali się do obozów koncentracyjnych, gdzie głodowali, umierali z wycieńczenia lub byli mordowani. Spośród zmuszonych do pracy w Rzeszy Niemieckiej i na okupowanych terenach, miliony ludzi nie doczekały końca wojny.

GRUPA „BAŁTYK-GREIF“ TEAM „BAŁTYK-GREIF“



Od lewej / Von links: Katja Kaminski (18), Katharina Preisner (17), Lisa Zboralski (17), Stefan Ewert (16) i / und Theresa Steffen (17)

Jesteśmy uczniami ze Szczecina i Greifswaldu. Z uwagi na położenie naszych miast nad Bałtykiem nazwaaliśmy się Bałtyk-Greif (Bałtyk i Greif/Gryf – herb Pomorza). Z początku dosyć zawiłą sprawą było zdobywanie informacji. W archiwach napotkaliśmy na interesujące, ale trudne do zinterpretowania ślady. Musieliśmy czytać między wierszami, by zrozumieć biurokratyczny język narodowych socjalistów. Udział w projekcie pozwolił nam spojrzeć na przeszłość innymi oczami i przyczynić się w ten sposób do wymazywania białych plam na temat robót przymusowych na terenie Niemiec. // Wir sind Schüler aus Stettin und Greifswald. Wegen

der Lage beider Städte an der Ostsee nannten wir uns Bałtyk-Greif [bałtyk = poln. für Ostsee; Greif = Wappentier Pommerns].

Zu Anfang war es knifflig, alle Informationen zu bekommen. In den Archiven stießen wir auf interessante, aber schwer zu deutende Spuren. Wir mussten zwischen den Zeilen lesen, um die bürokratische Sprache der Nationalsozialisten zu verstehen. Die Teilnahme an step21 [Weiße Flecken] ermöglichte uns, das Vergangene mit anderen Augen zu betrachten. Und wir wollen auf diese Weise dazu beitragen, die weißen Flecken über Zwangsarbeit in Deutschland zu füllen.

ROZMOWA ZE ŚWIADKIEM HISTORII

„Wolność to największa wartość w życiu“

Wspomnienia polskiej robotnicy przymusowej

Wrześniowe popołudnie przerwały głośne okrzyki: „Raus! Schneller! Macie 10 minut na opuszczenie mieszkania i zabranie najważniejszych rzeczy!”, tak wspomina dziś 80-letnia Zofia Kamińska, z domu Ročławska, jej własny początek II wojny światowej. „SA przewoziło nas do zamku w Gniewie, w którym spędziliśmy 4 tygodnie. Następnie trafiliśmy do Prabutów.” Prabuty były obozem przejściowym dla przyszłych robotników przymusowych. „Bałam się, ponieważ tam rozdzielono moją 9-osobową rodzinę aż na 5 tygodni.” Hitlerowcy ostatecznie zdecydowali się wysłać Ročławskich do Eldeny – miejscowości w pobliżu Greifswaldu. Tam pracowali przymusowo na polu Otto Beckera. „Ten okres wspominam jako najgorszy. Cała rodzina musiała pracować w ciężkich warunkach”, na zagrodzie panowała także samowola właściciela, jak wspomina Zofia Kamińska. Dwa lata później, wówczas 13-letnia Zofia Kamińska, została wraz z rodziną przeniesiona do firmy Dust w Greifswaldzie. Tam pomagała przy domu i zajmowała się dzieckiem właścicieli firmy.

Jakie panowały warunki życia w firmie Dust?

„Mieszkałam w dużym domu na terenie firmy. Oprócz nas byli tam Francuzi oraz jeszcze jedna polska rodzina. W porównaniu do pobytu w Eldenie mieliśmy znacznie lepsze warunki mieszkaniowe. Do dyspozycji mojej rodziny były dwa pokoje. Spaliśmy na żelaznych łózkach. Mieliliśmy nawet kuchenkę, na której mama nam gotowała.”
Jakie były Pani obowiązki, a jakie posiadała Pani prawa w trakcie pracy w firmie Dust i ogólnie pobytu w Greifswaldzie?

„Zajmowałam się domostwem rodziny Dust. Sprzątałam, pomagałam w kuchni, a przede wszystkim opiekowałam się synem państwa Dust – małym Wilfriedem. Życie kulturalne było zabronione: żadnego radia, kina, spacerów.”
Jak Niemcy traktowali Panią jako pracownicę przymusową?

„Mój kontakt z Niemcami był ograniczony do rodziny Dust i ich służby. Bardzo ciepło wspominam mamę Wilfrieda, która dawała mi jedzenie i uczyła niemieckiego.”
Czy doświadczenia z przymusowej pracy w Greifswaldzie odcisnęły się na Pani późniejszym życiu?

„Praca przymusowa bardzo wpłynęła na moje życie. Nie miałam wykształcenia,

więc musiałam pracować fizycznie. Teraz mam z tego powodu poważne problemy ze zdrowiem.”

Mimo Pani doświadczeń jako pracownica przymusowa jest Pani optymistyczna. Jaką ma Pani radę dla młodej generacji?

„Wolność w życiu człowieka to największa wartość. Szanujcie ją i dbajcie o nią!” ↩



Zofia Kamińska, 2009 r.



Zur Arbeit gezwungen

„Es sind keine Unterlagen über Zwangsarbeit in Greifswald zu finden“, lautet der Protokollvermerk einer Sitzung der Greifswalder Bürgerschaft aus dem Jahre 1999. Der Greifswalder Hans-Karl Bluhm hatte dieses Thema in die Sitzung eingebracht. Vorausgegangen waren private Nachforschungen und eine deutschlandweite Debatte um die Entschädigung von Zwangsarbeitern aus Osteuropa. Fortan regte der Kulturausschuss der Hansestadt eine Sichtung von Archivmaterial an, die ergab, dass auch in Greifswald unzählige Menschen im Zweiten Weltkrieg Zwangsarbeit leisten mussten.

Auch wenn im heutigen Greifswald der Stadtgebiet kaum Spuren zu finden sind: Entlang der Wolgaster, Grimmer und Anklamer Straße gab es viele Landwirtschaftsbetriebe, die in den Kriegsjahren Zwangsarbeiter beschäftigten. Nach der Einberufung vieler Greifswalder Männer in die Wehrmacht wurden vor allem in kleineren Betrieben, Familienunternehmen und privaten Haushalten vermehrt Zwangsarbeiter eingesetzt. Über nennenswerte Industriebetriebe verfügte die Stadt nicht. So leisteten die Zwangsarbeiter

Dienst in Handwerksbetrieben wie Bäckereien, Fleischereien und Schneidereien, vornehmlich aber in der Landwirtschaft.

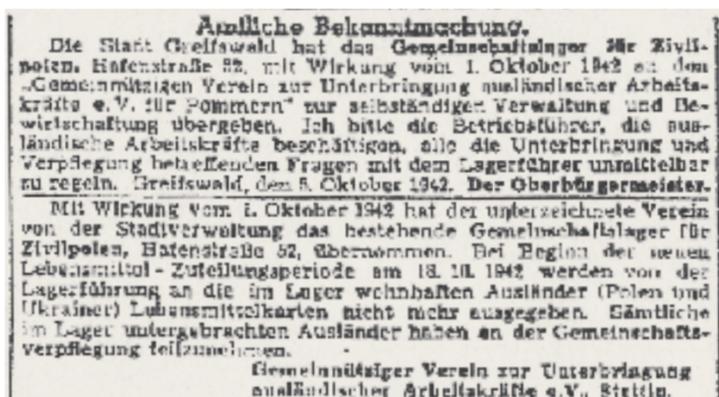
Einer dieser Betriebe war die Firma Dust, die Kraftfahrzeuge verkaufte und reparierte. Die Brüder Willy und Walter Dust gründeten die Autowerkstatt 1932. „Mit Kriegsausbruch [im] September 1939 ergab sich eine vollständige Umstellung des Betriebs auf die Kriegswirtschaft“, wie ein Eintrag aus der Firmenchronik besagt. 1941 wurde die Firma zu einem sogenannten Heereskraftfahrpark, wo Fahrzeuge der Wehrmacht repariert wurden. Im selben Jahr bekam die Firma Dust fünf polnische Zwangsarbeiter zugewiesen. Weitere Arbeitskräfte aus Polen, Frankreich, Belgien und der Ukraine folgten im Jahr darauf. Untergebracht wurden sie bis 1943 überwiegend in Privathaushalten. Doch das wurde unvereinbar mit den gesetzlich erlassenen Verhaltensregeln, nach denen Polen und Deutsche außerhalb der Arbeit keinen Kontakt haben durften. Von da an wurden die Zwangsarbeiter in Lagern untergebracht, wie

etwa in der Hafenstraße 52 im sogenannten „Polenlager“. Die Bekanntmachung über dieses „Gemeinschaftslager für Zivilpolen“ in der *Greifswalder Zeitung* vom 9. Oktober 1942 ist die einzige Erwähnung von Zwangsarbeit in Greifswald, die sich in der zeitgenössischen Lokalpresse finden ließ. Heute ist von diesem wie von drei weiteren Lagern im Greifswalder Stadtgebiet nichts mehr zu sehen.

Bei der Firma Dust wohnten einige polnische Zwangsarbeiter auf dem Betriebsgelände, um deren ständige Bereitschaft sicherzustellen. Die Arbeiter hatte man in einer mehrwöchigen Ausbildung auf ihre Tätigkeit in der Automobilbranche vorbereitet. Während in der Werkstatt vor allem männliche Zwangsarbeiter eingesetzt wurden, mussten die Frauen im Haushalt helfen, wie sich die ehemalige polnische Zwangsarbeiterin Zofia Kamińska erinnert.

Zofia kam im Alter von 13 Jahren zur Familie Dust, wo sie sich als Kindermädchen und Haushaltshilfe unter anderem um den Sohn der Familie kümmerte: „Ich musste auf ihn aufpassen, mit ihm spielen und spazieren gehen und die Wohnung sauber halten“, erinnert sie sich.

Im Jahr 2001 nahm Zofia Kamińska noch einmal schriftlich Kontakt zur Firma Dust auf. In ihrem Brief verwies sie auf ihre Tätigkeit bei der Familie und bat um eine Bestätigung ihrer Arbeit, um sie für ihre Rentenansprüche geltend zu machen. Christoph Dust, der derzeitige Geschäftsinhaber und Enkel des Firmengründers Willy Dust, konnte ihren Aufenthalt jedoch nicht belegen. Erst die Aussagen weiterer Zwangsarbeiter bestätigten ihre Beschäftigung in Greifswald. So erhielt sie – nach mehr als einem halben Jahrhundert – zumindest für diesen Zeitraum ihres Zwangseinsatzes eine einmalige Entschädigungszahlung aus der im Jahre 2001 eingerichteten Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“. In Greifswald selbst wird seit einigen Jahren mit einer Ausstellung an die Zwangsarbeit in der Stadt und Umgebung erinnert.



Obwohl sie von den Zwangsarbeitern sonst nicht berichtete, erwähnte die *Greifswalder Zeitung* in einer amtlichen Meldung vom 9. Oktober 1942, dass zur Unterbringung ausländischer Arbeitskräfte ein Lager in der Hafenstraße eingerichtet wird. Die Betriebsleiter wurden angewiesen, Fragen zur Unterbringung und Verpflegung mit der Lagerführung zu klären. Quelle: Stadtarchiv Greifswald // Mimo, że gazeta *Greifswalder Zeitung* nie pisała o robotnikach przymusowych, publikuje ona ogłoszenie urzędowe z dnia 9 października 1942 r. o utworzeniu obozu na ulicy Hafenstraße w celu zakwaterowania zagranicznej siły roboczej. Kierownikom zakładów zaleca się wyjaśnienie wszelkich problemów dotyczących zakwaterowania i wyżywienia z komendanturą obozu. Źródło: Archiwum Miejskie w Greifswaldzie

KOMMENTAR

Zu viel Zeit vergangen

Drei Generationen hat es gedauert, bis osteuropäische Zwangsarbeiter ab 2001 durch Bundesregierung und Unternehmen finanziell entschädigt wurden. Jedoch waren zu diesem späten Zeitpunkt schon Tausende ehemaliger Zwangsarbeiter – zum Teil auch an den Spätfolgen ihres früheren Ein-

satzes – gestorben. Außerdem stehen zahlreiche Firmen bis heute nicht zu ihrer Vergangenheit und ihrer Beschäftigung von Zwangsarbeitern.

Dank der ausführlichen Erzählungen unserer Zeitzeugin Zofia Kamińska bekamen wir kostbare Einblicke in die nationalsozialistische Realität, aber

auch in ihre persönlichen Sichtweisen. Besonders beeindruckt hat uns ihre Offenheit. Ihre Jahre als Zwangsarbeiterin empfindet sie rückblickend nicht als sehr schlecht. Sie hatte jedoch im Unterschied zu vielen anderen auch das Glück, während des Krieges nicht von ihrer Familie getrennt zu werden.

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

„Freiheit ist der wichtigste Wert im Leben“

Eine polnische Zwangsarbeiterin erinnert sich

Der Nachmittag im September 1939 wurde durch laute Rufe unterbrochen: „Raus! Schneller! Alle verlassen die Wohnung! Ihr habt zehn Minuten, um eure wichtigsten Sachen zu packen!“ So erinnert sich die heute 80-jährige Zofia Kamińska (geborene Ročlawska) an den Anfang des Zweiten Weltkriegs. „Die SA transportierte uns in eine Burg in Gniew, wo wir vier Wochen verbrachten. Anschließend kamen wir nach Prabuten.“ Prabuten war ein Übergangslager für künftige Zwangsarbeiter. „Ich hatte Angst, weil dort unsere neunköpfige Familie zunächst geteilt wurde.“ Schließlich wurden sie jedoch alle gemeinsam nach Eldena, einen Ort in der Nähe von Greifswald, gebracht, wo sie bei dem Landwirt Otto Becker arbeiten mussten.

„Diese Zeit war die schlimmste Zeit für mich. Die ganze Familie musste unter schweren Bedingungen arbeiten.“ Zudem herrschte auf dem Hof reine Willkür, wie sich Zofia Kamińska erinnert. Zwei Jahre später wurde die damals 13-Jährige zusammen mit ihrer Familie zur Firma Dust nach Greifswald verlegt. Dort half sie im Haushalt und kümmerte sich um den kleinen Sohn des Firmeninhabers.

Wie waren die Lebensbedingungen bei der Firma Dust?

Wir wohnten in einem großen Haus auf dem Firmengelände. Außer uns waren dort auch Franzosen und eine weitere polnische Familie untergebracht. Im Vergleich zu der Zeit in Eldena waren die Wohnbedingungen wesentlich besser. Wir hatten zwei Zimmer und

schlafen auf Eisenbetten. Wir hatten sogar eine Kochplatte, auf der meine Mutter für uns kochte.

Was waren Ihre Aufgaben? Und welche Rechte und Pflichten hatten Sie damals?

Ich verrichtete den Haushalt der Familie Dust. Ich putzte und half in der Küche. Hauptsächlich aber habe ich Wilfried, den Sohn von Familie Dust, betreut. Das kulturelle Leben war für mich verboten: kein Radio, kein Kino oder Spaziergänge.

Wie haben die Deutschen Sie behandelt?

Wir durften nur zu den Dusts und ihren Mitarbeitern Kontakt haben. Eine herzliche Erinnerung habe ich an die Mutter von Wilfried. Sie gab mir Essen und brachte mir Deutsch bei.

HINTERGRUND

ZWANGSARBEIT

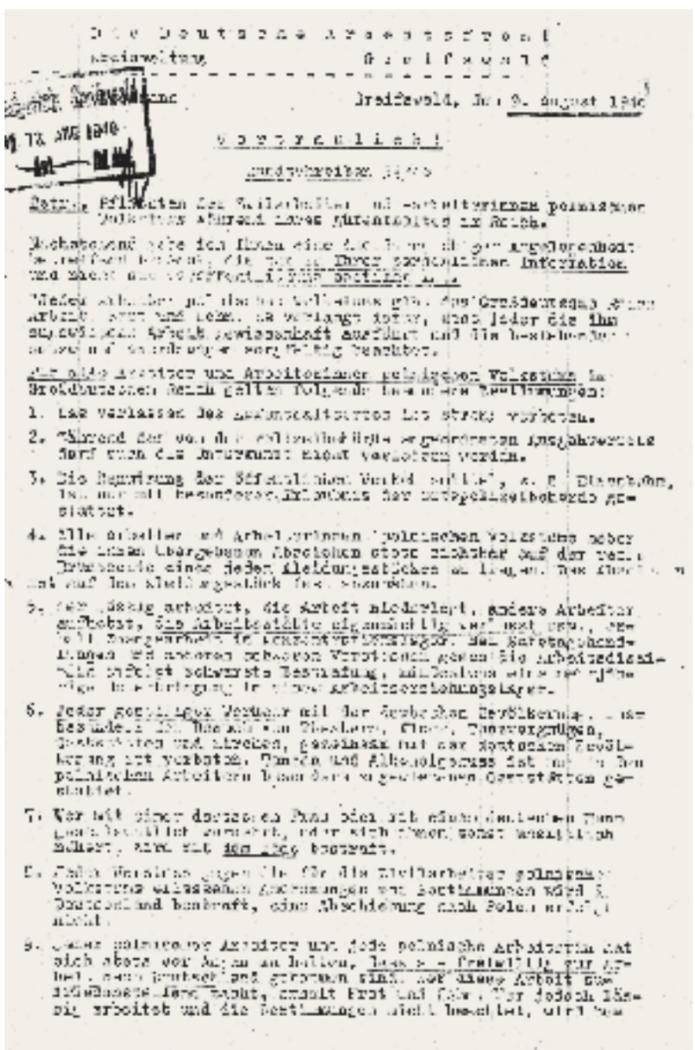
Seit Beginn des Zweiten Weltkriegs mangelte es im Deutschen Reich an Arbeitskräften. Um die Wirtschaft in Gang zu halten, wurden nach dem Überfall auf Polen im September 1939 polnische Kriegsgefangene zur Zwangsarbeit eingesetzt. Zugleich versuchte man, freiwillige Zivilisten aus Polen anzuwerben. Später wurden sie bei Razzien gefangen genommen und zwangsweise deportiert.

Seit 1940 kamen Zwangsarbeiter auch aus anderen besetzten Ländern nach Deutschland. So wurden nach dem Angriff auf die Sowjetunion 1941 vermehrt sowjetische Zivilisten und Kriegsgefangene verschleppt.

Die Zwangsarbeiter wurden in Sonderkarteien mit Foto und Fingerabdruck erfasst – wie Straftäter. Polnische Zwangsarbeiter mussten auf ihrer Kleidung das Abzeichen „P“ tragen, sogenannte „Ostarbeiter“, Zivilisten aus der besetzten Sowjetunion, das Abzeichen „Ost“. Belgier und Franzosen dagegen brauchten kein Abzeichen zu tragen.

Bedarf an Zwangsarbeitern herrschte in fast allen Wirtschaftszweigen. Unter welchen Bedingungen sie eingesetzt wurden, hing in hohem Maße auch vom jeweiligen „Arbeitsgeber“ ab.

Zahlreiche Vorschriften schränkten ihr Leben drastisch ein. Die „Ostarbeiter“ und sowjetischen Kriegsgefangenen wurden besonders schlecht behandelt und ernährt. Sie durften keine Gottesdienste besuchen, und polnischen Arbeitern war es untersagt, sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten. Niemand durfte seinen Einsatzort ohne Genehmigung der Polizei verlassen. Das Benutzen von Verkehrsmitteln war nicht gestattet. Mahlzeiten waren getrennt von deutschen Arbeitern einzunehmen. Bei Zuwiderhandlung drohten harte Strafen. Polnische und sowjetische Zwangsarbeiter beispielsweise, die eine sexuelle Beziehung mit Deutschen eingingen, wurden mit dem Tode bestraft. Wenn sie gegen Vorschriften verstießen, kamen sie in Konzentrationslager, wo viele verhungerten, an Entkräftung starben oder ermordet wurden. Von den im Reichsgebiet und in den besetzten Gebieten zur Zwangsarbeit eingesetzten Menschen erlebten Millionen das Kriegsende nicht.



Die Kreisverwaltung Greifswald informierte die Arbeitgeber über die für polnische Zwangsarbeiter geltenden Bestimmungen. Quelle: Stadtarchiv Greifswald // Administracja powiatu Greifswald informowała pracodawców o obowiązujących przepisach dotyczących polskich robotników przymusowych. Źródło: Archiwum Miejskie w Greifswaldzie

Wie haben sich Ihre Jahre als Zwangsarbeiterin auf Ihr späteres Leben ausgewirkt?

Die Zwangsarbeit hat mein Leben stark beeinflusst. Ich hatte beispielsweise keinen Schulabschluss. Und wegen der schweren körperlichen Arbeit habe ich heute schlimme gesundheitliche Probleme.

Trotz Ihrer Erfahrungen als Zwangsarbeiterin sind Sie ein sehr optimistischer Mensch. Welchen Rat würden Sie jungen Menschen geben?

Die Freiheit ist der wichtigste Wert im Leben. Ihr solltet sie schätzen und euch für sie einsetzen!

Zofia Kamińska mit Wilfried Dust (rechts) und einem Nachbarkind. Undatierte Aufnahme, vermutlich zwischen 1941 und 1943. Foto: Privatbesitz Christoph Dust // Zofia Kamińska z małym Wilfriedem Dustem (po prawej stronie) i dzieckiem z sąsiedztwa. Zdjęcie najprawdopodobniej z lat 1941–43. Źródło: Archiwum prywatne Christopa Dusta



Grenzen überwinden

Auf der step21 [Weiße Flecken]-Redaktionskonferenz in Słubice

Auf der viertägigen Redaktionskonferenz trafen sich vom 19. bis 23. Februar 2009 Vertreter aller 15 [Weiße Flecken]-Teams in der polnischen Grenzstadt Słubice.

Am östlichen Ufer der Oder liegt das Collegium Polonicum, eine von der Republik Polen und dem Land Brandenburg gemeinsam getragene wissenschaftliche Einrichtung. Hier, mit Blick auf den Fluss und die gegenüberliegende deutsche Stadt Frankfurt (Oder) feilten die Nachwuchsredakteurinnen

und -redakteure gemeinsam mit Journalisten und Historikern an den Artikeln für ihre Zeitung.

Neben den vielen „mitgebrachten“ Geschichten aus Pritzwalk, Wien oder Klášterec nad Ohří bot aber auch Słubice selbst zahlreiche Anregungen, sich mit Vergangenheit und Gegenwart des Grenzortes zu beschäftigen. Bis 1945 als Dammvorstadt ein Teil von Frankfurt (Oder), wurde Słubice nach dem Kriegsende zu einer eigenständigen polnischen Stadt –

45 Jahre an der Grenze zur DDR, ab 1990 an der Grenze zur Bundesrepublik Deutschland. Mit dem Beitritt Polens zum Schengener Abkommen 2007 wurde es schließlich wieder möglich, ohne Probleme von einer Uferseite auf die andere zu gelangen.

Milan Neužil aus Brno, Katharina Preisner aus Szczecin und Miriam Marosch aus Innsbruck haben sich auf die Suche nach Geschichte und Geschichten aus dem polnisch-deutschen Grenzgebiet gemacht... ↪



Die Teilnehmer der [Weiße Flecken]-Redaktionskonferenz vor dem Collegium Polonicum in Słubice, Februar 2009. Foto: Bente Stachowske

Wie eine Brücke trennt und verbindet

Von Milan Neužil aus Brno

Über die deutsch-polnische Flussgrenze zwischen Frankfurt (Oder) und Słubice führt eine Brücke. Die Geschichte dieses Übergangs ist wechselhaft und spiegelt das Schicksal beider Städte wider.

Ab dem 13. Jahrhundert verband eine Holzbrücke beide Flussufer und bot den Bewohnern Frankfurts erstmals die Möglichkeit, per pedes auf die andere Seite der Oder, der späteren Dammvorstadt, zu gelangen. Da Eis und Hochwasser die Brücke im Laufe der Jahrhunderte immer wieder beschädigten, beschloss der Frankfurter Stadtmagistrat 1892 den Neubau einer Oderbrücke nördlich von der alten. Diese sollte auch ein Straßenbahngleis sowie die Strom-, Gas- und Wasserleitung in die Dammvorstadt von Frankfurt (Oder) führen. Die neue Brücke wurde 1895 feierlich eröffnet und war fortan ein beliebtes Postkartenmotiv.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Brücke von der deutschen Wehrmacht niedergerissen, um der Roten Armee den Weg nach Berlin zu erschweren. Als provisorische Verbin-



Die alte Oderbrücke, 1895 feierlich eröffnet, war ein beliebtes Postkartenmotiv. Im April 1945 wurde sie von der deutschen Wehrmacht auf dem Rückzug vor der Roten Armee zerstört. Historische Postkarte, entstanden um 1930. Quelle: Privatbesitz Eckard Reiß

dung zwischen den Städten errichteten die Russen eine hölzerne Pontonbrücke, bis 1952 eine neue Brücke gebaut wurde. Eine bewegte Zeit begann: Als Grenze zwischen der DDR und der Volksrepublik Polen verlor die Brücke ihre verbindende Bedeutung. Streng bewacht auf beiden Seiten des Flusses war sie für viele Jahre nicht öffentlich zugänglich. Erst durch die Einführung des pass- und

visafreien Reiseverkehrs zwischen der DDR und der Volksrepublik Polen kam 1972 wieder Leben in den Grenzverkehr. Doch mit den Unruhen Anfang der 80er-Jahre in Polen wurde die Grenze schnell wieder geschlossen.

Nach dem Fall des kommunistischen Regimes 1989 und der deutschen Wiedervereinigung 1990 wurde die deutsch-polnische Grenze zur EU-Außengrenze. 1991 wurde der Grenzverkehr erneut zugelassen, die Brücke wieder zu einem verbindenden Element zwischen beiden Oderufnern. 2002 wurde die heutige Brücke neben der 1952 errichteten Stadtbrücke fertiggestellt. Anschließend riss man das alte Bauwerk ab und verschob die neue Brücke quer an die Stelle der alten. Nach dem Beitritt Polens zum Schengener Abkommen im Dezember 2007 und dem damit verbundenen Wegfall der Passkontrollen existiert zwischen Frankfurt (Oder) und Słubice praktisch keine Grenze mehr. Die Brücke über die Oder führt zwar immer noch in ein anderes Land – aber es fühlt sich an, als ginge man einfach in einen anderen Teil derselben Stadt. ↪



Es fühlt sich an, als ginge man einfach in einen anderen Teil derselben Stadt... Die heutige Brücke zwischen Frankfurt (Oder) und Słubice, gebaut 1952, hier aufgenommen im Februar 2009. Foto: Milan Neužil

////////// UNSERE STEP21 [WEISSE FLECKEN]-COACHES //////////



Marco Kühnert
Historiker. Pädagogischer Mitarbeiter der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und Stadtführer.



Dr. Lars Jockheck
Historiker an der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr in Hamburg.



Dr. Oliver von Wrochem
Historiker. Leiter des Studienzentrums der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.



Jana Kočišová
Studentin der Geschichte in Ústí nad Labem.



Katarzyna Lorenc
Studentin der Germanistik in Kraków. Redakteurin der [Weiße Flecken]-Zeitung 2005/06.



Lan Böhm
Studentin der Politikwissenschaft in Berlin und freie Journalistin. Seit Jahren für die Jugendpresse aktiv.



Maren Riepe
Bildungsreferentin beim Landesjugendring Hamburg.



Dr. Andreas Wiedemann
Historiker. Pressereferent der Österreichischen Botschaft in Prag.



Olaf Mischer
Historiker. Redakteur Verifikation bei „GEO Epoche“.



Sarah Benecke
Studentin der Journalistik in Leipzig und freie Journalistin.



Dr. Magnus Koch
Historiker. Zurzeit Kurator am Deutschen Historischen Museum in Berlin, freier Mitarbeiter bei der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas.

Deutsch-polnische Begegnungen im Alltag

Auf Schnäppchenjagd in Słubice

Von Katharina Preisner aus Szczecin

Für die Deutschen ist der Basar in Słubice der „Polenmarkt“, für die Polen aufgrund der Vielzahl der deutschen Käufer der „Deutschenmarkt“. Entlang der deutsch-polnischen Grenze gibt es viele dieser kleinen und großen Basare. Sie bieten fast alles an: Kleidung, Lebensmittel, Kosmetik, Elektrogeräte, aber auch Serviceleistungen wie Haare schneiden. Die Kundschaft ist vor allem an Schnäppchen interessiert, zu denen die Verkäufer des Basars in Słubice in deutscher Sprache einladen.

Schon im Jahre 1972 wurde der Grundstein für diese Art des wirtschaftlichen Austauschs gelegt – die Grenze zwischen der DDR und Polen konnte nun ohne Pass und Visa überquert werden. Zuvor war dies infolge des Zweiten Weltkriegs nicht möglich. Doch erst nach der Wende 1989 entstand in Słubice der „Polenmarkt/Deutschenmarkt“ als eine erste Form des „wilden Kapitalismus“ im Polen der 90er-Jahre. Auf einer brachliegen-

den Ackerfläche siedelten sich nach und nach immer mehr Verkaufsbuden an und profitierten von der Grenzlage.

Der Grenzmarkt in Słubice war nicht nur einer der größten an der deutsch-polnischen Grenze, er ist auch bis heute einer der wichtigsten Arbeitgeber in der Region. Im Januar 2008 vernichtete ein Brand alle 1.200 Stände. 6.000 Händler standen vor dem Nichts. Doch das Unglück bot auch eine Chance: Im Frühjahr 2009 soll ein neuer Basar mit festen Verkaufshäuschen und Stromversorgung eröffnet werden. Bis dahin gibt es einen provisorischen Markt mit etwa 420 Ständen, der unter anderem mit deutschen Spenden aufgebaut wurde.

Zum Zeitpunkt unseres Besuchs in Słubice im Februar 2009 weht ein kalter Winterwind durch die engen Basargänge, Händler schippen den Schnee von den Planen. Bei dieser Witterung ist es schwierig, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen: Die wenigen deutschen Kunden haben es eilig, wieder nach Hause zu kommen. Nur die polnischen Händler, die ohnehin in der

Kälte ausharren müssen, beantworten unsere Fragen. Eine der Verkäuferinnen auf dem Basar ist Eugenia Kwiatkowska (59), Händlerin für Damenbekleidung. Sie erzählte in einem Interview von ihrem Alltag.

Was bedeutet der Basar für Sie?

Der Basar ist sehr wichtig für mich. Er ist die einzige Einnahmequelle für mich und meine Familie. Viele der Händler sind Rentner und verdienen sich mit ihrem Stand etwas zu ihrer Rente dazu.

Wann und wie haben Sie von dem Brand 2008 gehört?

Wir Händler kennen uns untereinander und haben sofort eine Telefonkette gestartet. Wir sind umgehend hingefahren, konnten aber nichts mehr retten. Außerdem haben die Nachrichten darüber berichtet.

Was hat der Brand für Sie bedeutet?

Dass der Basar abbrannte hat uns alle zutiefst erschüttert. Wir waren sehr traurig, ich habe sehr viel geweint... alle unsere Waren sind einfach verbrannt. Die Polizei hat uns vorgela-



Eugenia Kwiatkowska (rechts) erzählt den Redakteuren Katharina Preisner und Milan Neuzil von ihrem Alltag als Händlerin und vom großen Brand auf dem Basar. Foto: Bente Stachowska



Dank der Spendenaktion konnte ein provisorischer Basar aufgebaut werden, bis der neue Markt mit festen Verkaufshäuschen und Stromversorgung fertiggestellt ist. Etwa 420 Stände sind bis dahin in Zelten untergebracht. Foto: Bente Stachowska

den. Da der Verdacht auf Brandstiftung bestand, waren wir nicht nur Opfer für sie, sondern auch Verdächtige. Das war sehr unangenehm. Wir wussten nicht, was wir tun sollten. In Słubice gibt es kaum andere Arbeitsplätze, deshalb ist der Basar so wichtig für die ganze Stadt. Die polnische Regierung wollte uns eigentlich Geld geben, damit wir die Zeit bis zum Bau eines neuen Basars überbrücken können. Doch das war nicht genug für einen neuen Stand. Der „Basar-Rat“ hat Sammelbüchsen in Geschäften aufgestellt, auch viele Deutsche haben Geld gespendet. Dank dieser Spendenaktion konnte ein provisorischer Basar aufgebaut werden.

Was sind Ihrer Meinung nach die beliebtesten Waren?

Auf jeden Fall Kleidung, für Kinder zum Beispiel. Die brauchen ja immer neue Sachen, da sie schnell etwas kaputt machen und schnell wachsen. Lebensmittel verkaufen wir auch sehr viel. Außerdem gibt es diverse DVDs, Kassetten, CDs, Schuhe oder Sachen für Haustiere.

Kommen bestimmte Kunden immer wieder zu Ihnen?

Viele Deutsche kommen öfter als einmal im Monat. Die Deutschen sind treu – sie gehen immer wieder zu den Händlern, bei denen sie gute Erfahrungen gemacht haben. Viele Händler lernen extra Deutsch für ihre Kunden – die Deutschen dagegen geben sich wenig Mühe, sie wollen kein Polnisch lernen. Trotzdem entstehen manchmal Freundschaften, man kennt sich untereinander.

Was erhoffen Sie sich von dem neuen Basar?

Viele deutsche Kunden haben mir gesagt, dass sie erst wiederkommen, wenn der neue Basar steht. Jetzt im Winter tropft es manchmal von der Decke. Es ist wenig Platz und einfach nicht so gemütlich. Also kommen deutlich weniger Kunden, und unsere Einnahmen sind gesunken. Ich erwarte, dass der neue Basar uns bessere Bedingungen bietet. Ich hoffe auch, dass die deutschen Medien über die Neueröffnung des Basars berichten werden. Wir möchten alle Deutschen herzlich einladen! ↩

UNSERE STEP21 [WEISSE FLECKEN]-COACHES



Anna Rosenhain-Osowska
Museumspädagogin bei der Gedenkstätte Haus der Wannseekonferenz in Berlin.



Bára Procházková
Redakteurin beim tschechischen Magazin „Respekt“.



Michael Metzger
Student der Europäischen Ethnologie, Soziologie und Politikwissenschaft in Berlin. Daneben freier Journalist, Medienmacher und im Vorstand der Jugendpresse Deutschland.



Pavla Matějková
Doktorandin an den Universitäten Brno und Greifswald. Seit einigen Jahren im deutsch-tschechischen Austausch aktiv.



Markus Nowak
Student der Geschichte, Politikwissenschaft und Soziologie in Berlin. Seit 1999 freier Journalist und Seminarleiter.



Anja Breljak
Studentin der Philosophie und VWL in Berlin. Daneben freie Journalistin.



Caroline Mekelburg
Absolventin des Studiums der Kultur und Geschichte Mittel- und Osteuropas an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder).



Agata Frank
Absolventin des Journalistikstudiums in Wrocław, Studentin der Medienkultur in Hamburg und freie Mitarbeiterin bei step21.



Anna Toczyska
Kulturwissenschaftlerin, daneben bei der polnischen Jugendpresse „Polis“ engagiert.



Bente Stachowska
Studentin der visuellen Kommunikation an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg.

Co je psáno, to je dáno?

Mnichovská dohoda. Propaganda a realita v severozápadních Čechách

„Ty svině, taková zrada!“ Nikdy v životě nezapomenu na tvář onoho dělníka, který stál v kroužku diskutujících lidí na schodech Národního muzea na pražském Václavském náměstí, a který při vyhlášení Mnichovské dohody takto reagoval. Lidé jsou zaraženi, nechť jí tomu uvěřit. Křičí, vztekají se a pláčou.“ Tak vzpomíná na české reakce na Mnichovskou dohodu v říjnu 1938 a odloučení československého pohraničí jeden anonymní německý sociální demokrat (viz historické pozadí).

Naproti tomu sudetoněmecké obyvatelstvo jávalo. Ženy omdlávaly, děti zpívaly oslavné písně a mávaly vlajčkami s hákovým křížem. Přítomně podpořil i šéf sudetoněmecké strany Konrád Henlein a jeho manželka s náručí plnou květin. Alespoň tak to psal tehdejší tisk o návštěvě Adolfa Hitlera v Aši, Chebu a Karlových Varech několik dní po vyhlášení Mnichovské dohody. Sudetoněmecké noviny ovlivněné ně-

meckou propagandou psaly bez výjimky o bezmezném nadšení, velkém vítězství, vyjádření díky vůdci a o pocitech osvobození. „Wahrheit siegt!“ (Pravda vítězí) tvrdí *Neue Weipertter Zeitung* (Nové vejprtské noviny) ještě 19. října.

Kde byla pravda?

Na jedné straně stály jásající davy, na straně druhé se ale německí antifasisté, Češi a židovské obyvatelstvo museli obávat o své životy. To všechno byly reakce na Mnichovskou dohodu, která ještě prohloubila propast mezi Čechy a Němci. Nálada v celém Československu byla emotivně vypjatá. „V posledních měsících bylo opravdu odvážné zůstat v pohraničí pod tlakem henleinovské propagandy sociálním demokratem“, píše se o situaci v anonymní výměšiční

zprávě exilových říšskoněmeckých sociálních demokratů z Prahy. Jak ukazují následující případy, nejen exekutiva, ale i sousedé šikanovali jak Čechy a Židy, tak i sudetoněmecké obyvatele, kteří nesouhlasili s novým režimem a odmítali nacistický teror.

Nacistická propaganda psala o trpícím sudetoněmeckém obyvatelstvu terorizovaném Čechy a komunisty. *Neue Weipertter Zeitung* přináší 12. října zprávu o vyrabování několika obchodů, obytných domů a továren. Jako viníky označuje Čechy a komunisty. Barvitě líčí „vejprtské plundrování“ a odvolává se na výpovědi přihlížejících: „Některí vejprtské obyvatelé mohli z okna vidět, jak vždy jeden ze zlodějů vstoupil do obchodu, aby si v regálech vyhledal příslušné číslo bot, boty za použití stoličky vyzkoušel a hned si vzal několik párů s sebou.“ Noviny informovaly o vyplenění Sporthausu Hackl, kde podle článku zmizelo mnoho cenného zboží – kožené rukavice, pneumatiky, pláštěnky ... jen „nenáviděné bílé podkolenky [pozn. red.: identifikační znak nacionalistických sudetských Němců] nechala ta sebranka ležet“. Nejen tento text obsahuje cílenou propagandu proti Čechům.

Co noviny nepsaly ...

V Chomutovském oblastním muzeu se nachází mnoho dokumentů, ve kterých vypovídají svědci o této době. Zaznamenaný je tady případ Františka Vildeho, který byl v listopadu 1938 napaden příslušníky skupiny SA ve Strupčicích v severozápadních Čechách: „Postavili mě před obraz Hitlera a ptali se mě, jestli vím, kdo to jest. Já jsem jim odpověděl, že Hitler. Po této mé odpovědi mě počali opět tlouci, musel jsem si před obraz kleknout a říci, že jest to můj vůdce.“

Podobné zkušenosti měl podle dokumentů i Václav Otto z Oslovic, který ačkoli byl Němec, nesympatizoval s nacisty. Jeho soused mu ustavičně rozbíjel plot a zalepoval okna. Když si na jeho chování stěžoval u místního starosty, byl nemile překvapen. Místo pomoci se dočkal nadávek a výhrůžek. Starosta byl nekompromisní. Řekl mu, že problémy by neměl, kdyby se přidal ke straně. Pokud by tak neučinil, musel by se vystěhovat, nebo by se sám starosta ze své funkce postaral o jeho transport do koncentračního tábora.

V archívech je možno nalézt další svědectví o útlaku. Avšak v dobovém povoleném tisku se o tom vůbec nic nepsalo. Kde je tedy pravda? ↩

KOMENTÁŘ

Nezapomeňme na lidskost!

V minulosti nastal již několikrát okamžik, kdy v době krize a nestability nastoupil k moci člověk, který dokázal ovlivnit masy lidí. Ty pod jeho vlivem připustily existenci režimu, který omezoval základní lidské svobody. Doboový tisk přitom popisoval naprostý pořádek a nadšení. Snad tento článek pomohl nahlédnout do doby, která pod návalem hesel slibujících vítězství a moc zapomněla na samotnou lidskost. Minulost nemůžeme změnit a ani bychom se o to neměli snažit. Chyby mají přinášet poučení, pravdou však je, že se rády opakují. Rok 1938, stejně jako následné události, byly jedním z největších políčků, jaké lidstvo dostalo. A tak si každý z nás musí podat ruku k usmíření. Násilí ještě nikdy nic nevyřešilo. A na to je třeba myslet. I do budoucna. ↩

HISTORICKÉ POZADÍ

MNICHOVSKÁ DOHODA

Nejpozději od března 1938, kdy bylo Rakousko připojeno k Německé říši, prosazovala Sudetoněmecká strana v čele s Konrádem Henleinem svůj cíl připojit k Německu československé pohraničí, kde žilo mnoho sudetských Němců. Německá říše v čele s Adolfem Hitlerem toto snažení podporovala. Německá propaganda tak například psala o údajném československém teroru vůči sudetoněmeckému obyvatelstvu. Snažila se tak přesvědčit světovou veřejnost o utrpění sudetských Němců pod československou nadvládou. Velká Británie a Francie, i přes spojenecké smlouvy podepsané s ČSR, nechťely kvůli této problematice riskovat válku s Německem.

Situaci vyřešili zástupci Německa, Itálie, Velké Británie a Francie v noci z 29. na 30. září roku 1938 podpisem takzvané Mnichovské dohody. Na jejím základě muselo Československo odstoupit svá pohraniční území, československá vláda neměla šanci jakkoliv zasáhnout.

Německé jednotky obsazovaly československé pohraničí dle přesně stanoveného plánu od 1. do 10. října. Od Československa tak bylo odtrženo pohraniční území osídlené převážně Němci. Na tomto území žilo však také podle sčítání z roku 1930 více než 700 tisíc Čechoslováků.

V ROZHOVORU S PAMĚTNÍKY

„Každý se bál ...“

Ingeborg Adamová* prožila události roku 1938 v obci Kovářské v severozápadních Čechách, kde také bydlí dodnes. Roku 1938 jí bylo sedm let a chodila do 2. třídy. Její rodina patřila k německým antifasistům a nesouhlasila s nastupujícím režimem, což jí způsobovalo značné problémy.

Vzpomínáte si, jak vypadala situace těsně před vyhlášením Mnichovské dohody v září 1938?

Situace se dost zotřovala. Docházelo k různým střetům – a to i mezi mládeží. Mladí se mlátili vždycky, ale teď to bylo z politických důvodů. Násilí se stupňovalo. „Henleinovci“ rabovali obchody, rozbíjeli okna a dělali různé naschvály. Hodně provokovali stát, protože už nechťeli zůstat v Československu. Lidé zpočátku „henleinovcům“ věřili. Byla obrovská nezaměstnanost a Sudetoněmecká strana slibovala hory doly. Tak získala převahu a dostala se k moci. Lidé to dlouho nechápali.

A ve škole? Projevovalo se toto problematické období i na chování dětí?

Moji spolužáci byli zhruba stejně starí jako já – všem bylo kolem sedmi let.

nou. Plivali na ně, nadávali jim. Některé pak odvezli pryč, jak jsme se dozvěděli po čase, do koncentračního tábora. O tom se však nesmělo mluvit. Každý se bál, protože věděl, jak krutý je trest. Šlo také o Čechy a Slováky?

V Kovářské ani ve Vejprtech skoro žádní Češi nezůstali, většinou pracovali jako státní zaměstnanci. Postupně se však vraceli. Až na výjimky totiž neměli kde bydlet.

A jak to v Kovářské vypadalo po vyhlášení Mnichovské dohody?

Když sem přišel Wehrmacht, my jsme tady vlastně ani nebyli. Vrátili jsme se, až když vojáci už odešli. Předtím hledali spolu s „henleinovci“ sociální demokraty a komunisty. To vždycky jeli s nákladním autem přes celou vesnici a zatýkali muže.

Měla i Vaše rodina v té době nějaké problémy?

Můj otec měl být taky zatčen. Naštěstí se včas ukryl. Když zpozoroval jejich auto, ukryl se na našem poli, v bramboríšti. Přikryl se natí a zůstal tam až do noci. Vojáci přišli k nám domů – byl mezi nimi i bratranec mé matky – a



Neue Weipertter Zeitung (Nové vejprtské noviny), která již byla očividně pod vlivem nacionalistických socialistů, věnovala 19. října 1938 celou stranu článku o velké radosti z přičlenění k Německu. O zatýkání antifasistů, Čechů a Židů ani slovo. Činnost jiných novin, jako např. *Das Egertal* z Klášterce, byla již koncem září nebo začátkem října zastavena. Zdroj: Oblastní muzeum v Chomutově // Die erkennbar gleichgeschaltete *Neue Weipertter Zeitung* vom 19. Oktober 1938 berichtete in einem ganzseitigen Artikel über die große Freude anlässlich des Anschlusses an Deutschland. Über Verhaftungen von Antifaschisten, Tschechen und Juden kein Wort. Andere Zeitungen, wie *Das Egertal* aus Klösterchen (Klášteřec), waren bereits Ende September oder Anfang Oktober eingestellt worden. Quelle: Regionalmuseum in Chomutov

TÝM KRUŠNOHORSKÉ DĚTI DAS ERZGEBIRGE-TEAM



Zleva / Von links: Martina Kloubová (18), Ivana Madlová (19), Klára Böhmová (18) a / und Adéla Gieblová (19)

O roce 1938 toho bylo napsáno již mnoho. Mnichovská dohoda je černě orámovanou kapitolou každé učebnice dějepisu. Přesto se Ivana, Martina, Adéla a Klára vydaly do archívu, aby se z tehdejších novin a dokumentů dozvěděly více o době, ve které jejich babičky a dědečkové byli ve stejném věku jako ony samy. Projekt step21 [Weiße Flecken] dává podnět nejen pro „přehrabování se v hromádách starého papíru“, ale i k navázání komunikace mezi generacemi. Jen málokdy se někomu může naskytnout příležitost sednout si s konvicí čaje a krabicí sušenek ke stolu a poslouchat hodiny vyprávění, ze kterého vás mrazí po zádech. A všechno se to zdá být na první pohled tolik vzdálené. //

Über das Jahr 1938 ist schon viel geschrieben worden; das Münchener Abkommen ein schwarz umrandetes Kapitel in jedem Geschichtslehrbuch. Dennoch haben wir uns im Archiv auf die Suche nach Zeitungen und Dokumenten von damals gemacht, um mehr über die Zeit herauszufinden, in der unsere Großmütter und Großväter so alt waren wie wir heute. Das Projekt step21 [Weiße Flecken] war nicht nur Anlass, in haufenweise „alten Papieren“ zu graben, sondern auch zum Gespräch zwischen den Generationen. Nur selten hat man die Gelegenheit, sich mit Tee und Keksen hinzusetzen und stundenlang Erzählungen zuzuhören, bei denen es einem kalt den Rücken herunter läuft.



Příchod německého Wehrmachtu do Kadaň na začátku října 1938. Obyvatelstvo zdraví vojsko i tady vlajkami s hákovým křížem. Foto: SOKA Kadaň, sbírka fot., sign. A817a // Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Kadaň (Kaaden) am 3. Oktober 1938. Die Bevölkerung begrüßt die Truppen auch hier mit Hakenkreuzfahnen. Foto: Staatl. Kreisarchiv Kadaň, Fotosammlung, sign. A817a

Politickému dění nerozuměli. Děti nepolitizovaly. Měli jsme mezi sebou dobré vztahy.

Jak jste vnímala Mnichovskou dohodu? Když se to vyhroutil, jednotlivci i celé rodiny začali utíkat před násilím. I já s mojí maminkou a sestrou jsme musely načas odejít do vnitrozemí – nevím přesně, kdy jsme odešly. Otec zůstal doma. Byly jsme pryč asi 14 dní, pak to maminka nevydržela a vrátily jsme se. Zůstali v Kovářské i nějací antifasisté? Po vyhlášení Mnichovské dohody přivezli antifasisty, kteří tam zůstali, na náměstí v autobuse. Byli to lidé z různých míst, ale soustřeďovali je najed-

prohledali celý dům, ale když nic ne našli, odešli.

Jak byste celkově zhodnotila události toho roku?

O spoustě věcí se nesmělo mluvit. Kdo si chtěl tehdy zachránit život, musel mlčet. Všichni žili v neustálém strachu. Když vidím ty neonacisty! Kdyby oni věděli, jak byl ten nacistický režim krutý, hned by je to přešlo. Oni to nezažili, myslí si, že budou rvát. Takhle se řvalo i toho osmatřicátého roku. Pak se s tím přestalo, měli utrum a lidé se divili, protože zjistili, jak je vodili za nos. ↩

* Jméno redakce změnila.



Was schwarz auf weiß geschrieben steht

Das Münchner Abkommen. Propaganda und Realität in Nordwestböhmen

„Die Schweine, so ein Verrat! Nie im Leben werde ich jenen Arbeiter vergessen, der bei der Verkündung der Nachricht an der Museumstreppe am Wenzelsplatz so reagierte. Die Menschen waren fassungslos, wollten es nicht glauben. Sie schrien, tobten und

weinten“, so erinnert sich ein anonymer deutscher Sozialdemokrat an die tschechische Reaktion auf das Münchner Abkommen im Oktober 1938 und die Abspaltung des tschechoslowakischen Grenzgebiets (siehe Hintergrundkasten).

Die sudetendeutsche Bevölkerung hingegen jubelte. Frauen fielen in Ohnmacht, Kinder sangen und schwenkten Hakenkreuzfähnchen. Anwesend waren auch der Chef der Sudetendeutschen Partei, Konrad Henlein, und seine Frau, einen Strauß voller Blumen in den Armen. So zumindest schrieb die damalige Presse über den Besuch Adolf Hitlers in Asch (Aš), Eger (Cheb) und Karlsbad (Karlovy Vary) wenige Tage nach dem Münchner Abkommen. Die sudetendeutschen Zeitungen, von der deutschen Propaganda beeinflusst, schrieben ausnahmslos von grenzenloser Begeisterung, Danksagungen an den „Führer“, einem Gefühl der Befreiung. „Wahrheit siegt!“, behauptete die *Neue Weiperters Zeitung* am 19. Oktober 1938.

Bewohner Weiperts [Vejprty] konnten vom Fenster aus sehen, wie immer einer von den Dieben den Laden betrat, [...] die Schuhe unter Benutzung eines Schemels anprobierete und gleich einige Paare mitnahm.“ Die Zeitung informierte über die Plünderung des Sporthauses Hackl in Weipert, wo angeblich viele wertvolle Waren gestohlen wurden, so etwa Lederhandschuhe, Autoreifen, Regenmäntel ... nur „die verhassten ‚weißen Strümpfe‘ [Erkennungszeichen der nationalistischen Sudetendeutschen, Anm. d. Red.] ließ das Gesindel liegen“. Nicht nur dieser Text beinhaltet gezielte Propaganda gegen die Tschechen in den Grenzgebieten.

auch der Fall von František Vilde verzeichnet, der im November 1938 in Trupšitz (Strupčice) von Mitgliedern der SA überfallen wurde: „Ich musste mich vor ein Bild Hitlers stellen, und sie fragten mich, wer das sei. ‚Hitler‘, habe ich gesagt. Nach dieser Antwort haben sie erneut angefangen, mich zu schlagen, ich musste mich vor das Bild knien und sagen, dass das mein Führer ist.“

Ähnliche Erfahrungen finden sich im Bericht von Václav Otto aus Woslowitz (Oslovice), der einer der Deutschen war, die nicht mit den Nationalsozialisten sympathisierten. Immer wieder beschädigte der Nachbar seinen Zaun und klebte seine Fenster zu. Als Otto sich beim Bürgermeister beschwerte, reagierte dieser mit Beschimpfungen und Bedrohungen. Er bedeutete Otto unmissverständlich, dass er solche Probleme nicht hätte, wenn er in der Partei wäre. Trete Otto ihr allerdings nicht bei, solle er fortziehen, oder der Bürgermeister Sorge dafür, dass er ins Konzentrationslager abtransportiert würde.

In den Archiven kann man noch viele weitere Beweise der Unterdrückung finden. In der zeitgenössischen Presse wurde darüber jedoch überhaupt nicht berichtet. Wo also liegt die Wahrheit? ➔



Ein hämischer Beitrag über die Abtretung der Sudetengebiete auf einer damaligen Postkarte, der unterschwellig antisemitische und antidemokratische Töne anschlägt. Am Grab stehen Statuen des zuvor abgedankten Präsidenten Edvard Beneš und des Staatsgründers Tomáš G. Masaryk in Trauerflor. Quelle: Regionalmuseum in Chomutov // Škodolický příspěvek k otázce odstoupení sudetských oblastí na dobové pohlednici, která brnká podprahově na antisemitickou a antidemokratickou strunu. „Slavnostní pohřeb Československa provede v době od 1. do 10. října 1938 německý Wehrmacht“. Zdroj: Oblastní muzeum v Chomutově

Was die Zeitungen nicht schrieben...

Im Regionalmuseum von Chomutov finden sich eine Reihe von Augenzeugenberichten über diese Zeit. Hier ist

HINTERGRUND

DAS MÜNCHNER ABKOMMEN

Spätestens seit März 1938, als Österreich dem Deutschen Reich angeschlossen wurde, arbeitete die Sudetendeutsche Partei in der Tschechoslowakei mit ihrem Vorsitzenden Konrad Henlein an dem Ziel, das tschechoslowakische Grenzgebiet, in dem viele Sudetendeutsche lebten, Deutschland anzuschließen.

Das Deutsche Reich unterstützte dieses Vorhaben; die deutsche Propaganda schrieb über angeblichen tschechoslowakischen Terror gegenüber der sudetendeutschen Bevölkerung. Damit versuchte sie, die Weltöffentlichkeit von dem Leid der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei zu überzeugen. Großbritannien und Frankreich wollten trotz eines Beistandspakts mit der Tschechoslowakei wegen dieser Angelegenheit keinen Krieg mit Deutschland riskieren. Darum lösten die Vertreter Deutschlands, Italiens, Großbritanniens und Frankreichs die Situation in der Nacht vom 29. auf den 30. September 1938 mit der Unterzeichnung des sogenannten Münchner Abkommens. Auf dessen Grundlage musste die Tschechoslowakei ihre Grenzregion ans Deutsche Reich abtreten; die tschechoslowakische Regierung hatte keinerlei Möglichkeit der Einflussnahme.

Deutsche Truppen besetzten daraufhin das tschechoslowakische Grenzgebiet – nach einem genau festgelegten Plan vom 1. bis 10. Oktober. Die überwiegend deutsch besiedelten Grenzgebiete wurden von der Tschechoslowakei abgetrennt. Dort lebten laut einer Volkszählung von 1930 allerdings mehr als 700.000 Tschechoslowaken.

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

„Alle hatten Angst ...“

Ingeborg Adamová* erlebte die Ereignisse des Jahres 1938 in Kovářská (Schmiedeberg) im Nordwesten Tschechiens, wo sie bis heute lebt. 1938 war sie sieben Jahre alt und besuchte die zweite Klasse. Ihre Familie zählte sich zu den deutschen Antifaschisten.

Erinnern Sie sich an die Situation unmittelbar vor dem Münchner Abkommen im September 1938?

Die Lage hatte sich deutlich verschärft. Es kam zu verschiedenen Konflikten – auch unter den Jugendlichen. Junge Leute haben sich schon immer geprügelt, aber jetzt geschah es aus politischen Gründen. Die Gewalt nahm zu. Die Henlein-Anhänger plünderten Geschäfte, schlugen Fensterscheiben kaputt und solcherlei mehr. Sie provozieren den Staat, weil sie nicht mehr in der Tschechoslowakei bleiben wollten. Die Menschen glaubten den Henlein-Leuten am Anfang. Die Arbeitslosigkeit war sehr groß, und die Sudetendeutsche Partei versprach ihnen das Blaue vom Himmel. So gewann sie die Mehrheit und kam an die Macht. Die Menschen haben es lange nicht begriffen.

Und in der Schule? Hat sich diese problematische Zeit auch im Verhalten der Kinder niedergeschlagen?

Meine Mitschüler waren – ähnlich wie ich – alle etwa sieben Jahre. Das politische Geschehen haben wir noch nicht verstanden. Wir Kinder politisierten nicht. Wir kamen gut miteinander aus.

Wie haben Sie das Münchner Abkommen wahrgenommen?

Als sich die Lage zuspitzte, sind Einzelne oder ganze Familien vor der Gewalt geflohen. Auch ich musste zusammen mit meiner Mutter und Schwester für einige Zeit ins Landesinnere, wann genau, weiß ich nicht mehr. Vater blieb zu Hause. Wir waren etwa 14 Tage weg, dann hielt Mutter es nicht mehr aus, und wir kehrten zurück.

Sind auch einige Antifaschisten in Schmiedeberg geblieben?

Nach dem Münchner Abkommen wurden die in der Gegend verbliebenen Antifaschisten mit einem Bus auf den Marktplatz gebracht. Das waren Leute aus verschiedenen Orten, die dort gesammelt wurden. Sie wurden angespuckt und beschimpft. Einige wurden dann weggebracht, wie wir nach einiger Zeit erfahren haben, ins Konzentrationslager. Darüber durfte aber nicht gesprochen werden. Alle hatten Angst, denn jeder wusste, wie grausam die Strafe war. **Wurden auch Tschechen und Slowaken verfolgt?**

In Schmiedeberg und in Weipert (Vejprty) blieben fast keine Tschechen, die Mehrzahl arbeitete ja als staatliche Angestellte. Erst nach und nach kamen sie zurück. Bis auf Ausnahmen hatten sie nämlich keine andere Bleibe.

Und wie sah es in Schmiedeberg nach Verkündung des Münchner Abkommens aus?

Als die Wehrmacht kam, waren wir eigentlich gar nicht hier. Wir sind erst nach Schmiedeberg zurückgekommen, als die Soldaten schon weg waren. Davor haben sie zusammen mit den Henlein-Anhängern nach Sozialdemokraten und Kommunisten gesucht. Sie sind mit einem Lastwagen durch das ganze Dorf gefahren und haben die Männer festgenommen.

Hatte auch Ihre Familie irgendwelche Probleme?

Mein Vater sollte auch festgenommen werden. Zum Glück konnte er sich rechtzeitig verstecken. Als er den Lastwagen kommen sah, versteckte er sich in unserem Kartoffelfeld. Er kroch unter einen Haufen Blätter und blieb dort bis in die Nacht. Die Soldaten kamen zu uns nach Hause – bei ihnen war auch der Vetter meiner Mutter – und haben das ganze Haus durchsucht. Als sie nichts fanden, sind sie wieder gegangen.

Wie würden Sie insgesamt die Ereignisse dieses Jahres bewerten?

Über vieles durfte nicht geredet werden. Wie sein Leben retten wollte, musste schweigen. Alle lebten fortwährend in Angst. Wenn ich heute diese Neonazis sehe! Wenn sie wüssten, wie grausam das NS-Regime war, würde es ihnen gleich vergehen. Sie haben es nicht erlebt. Sie grölen, wie man auch 1938 begeistert gegrölt hat. Dann hörten die Leute damit auf, als sie merkten, wie sie an der Nase herumgeführt worden waren. ➔

* Name von der Redaktion geändert



Parteimitglieder der Sudetendeutschen Partei (SdP) in Kaaden (Kadaň) 1938. Ab April 1938 zeigten sich die Mitglieder der SdP offen nationalsozialistisch. Foto: Staatliches Kreisarchiv Kadaň, Fotosammlung, sign. B1025 // Členové Sudetoněmecké strany (zkr. SdP) v Kadani 1938, přesné datum není známo. Už od dubna 1938 se profilovali členové SdP výrazně nacisticky. Foto: SOKA Kadaň, sbírka fot., sign. B1025

KOMMENTAR

Nicht die Menschlichkeit vergessen!

Immer wieder kam es in der Vergangenheit vor, dass in Zeiten der Krise und Instabilität ein Mensch die Macht übernommen hat, der die Fähigkeit besaß, die Massen zu beeinflussen. Diese haben die Existenz eines Regimes zugelassen, das die grundlegenden menschlichen Freiheiten einschränkte. Dabei las man in der zeitgenössischen Presse nur von bester Ordnung und Begeisterung.

Vielleicht hat dieser Artikel geholfen, Einblick in eine Zeit zu gewinnen, in der man unter dem Einfluss allge-

genwärtiger Losungen von Sieg und Macht die Menschlichkeit vergaß. Wir können die Vergangenheit nicht ändern und sollten das auch nicht versuchen. Fehler sind dafür da, dass man aus ihnen lernt – leider wiederholen sie sich jedoch allzu oft. Das Jahr 1938 und die nachfolgenden Ereignisse waren eine der größten Ohrfeigen, die die Menschheit je bekommen hat. Deshalb müssen alle die Hand zur Versöhnung ausstrecken. Gewalt war noch nie eine Lösung. Das muss uns immer bewusst sein – auch für die Zukunft. ➔



Mordy w Fortcie VII

Dla więźniów politycznych był on obozem koncentracyjnym, dla chorych i upośledzonych miejscem zagłady; w poznańskim Fortcie VII wraz z zagazowaniem chorych psychicznie Niemcy zapoczątkowali industrializację zabijania.

Nadchodzą krótkie jesienne dni października 1939 roku. Dwa miesiące po napadzie Niemiec na Polskę, przywódcy III Rzeszy realizują pierwsze wojenne plany na frontach Europy.

Kancelarii Führera w oficjalnym piśmie do zamordowania psychicznie chorych oraz niepełnosprawnych w Rzeszy. Ta znana pod eufemistyczną nazwą „Eutanazja” lub kryptonimem „Akcja T4” operacja, była planowana i realizowana stopniowo już od 1933 roku. Także pacjenci i personel medyczny szpitala psychiatrycznego w Owińskach oraz oddziału psychiatrycznego szpitala w Poznaniu mieli być zagazowani. Odizolowany, jakby schowany przed

wy października do 11 listopada 1939 r. zamordowano w ten sposób w Fortcie VII około 400 osób.

W tym samym czasie zaczęto zwozić do Fortu VII także więźniów politycznych: przedstawicieli inteligencji wielkopolskiej, powstańców śląskich i wielkopolskich, działaczy społeczno-politycznych, później także członków Polskiego Państwa Podziemnego. Więźniowie byli najczęściej skazywani na karę śmierci, na długoletnie więzienie lub wywiezieni do obozów koncentracyjnych.

W rytmie rozkazów

Życie w obozie toczyło się w rytmie rozkazów strażników. Dla więźniów oznaczało to stałe podporządkowywanie się narzuconemu planowi. Dzień zaczynał się pobudką i poranną kontrolą stanu skazanych. Więźniowie spędzali większość czasu w zamkniętych, ciasnych i wilgotnych celach. Raz na dobę wolno

im było iść do szaletu. Myli się rzadko. Na toaletę było zaledwie kilka minut. Czasu nie starczało dla wszystkich. Na jednego osadzonego przypadały skromne racje żywnościowe w postaci kawy parzonej z żółdzą rano oraz zupy z jarzyn, kartofli lub kaszy w południe. W późniejszym czasie te posiłki zredukowano do mocno rozwodnionych, bezwartościowych wywarów z nadgniłych warzyw. Mimo usilnych prób skazańców, przez długie miesiące nie pozwalano im zacerpnąć świeżego powietrza poza murami bunkra. W tych warunkach więźniowie tracili siły fizyczne i podupadali na zdrowiu.

Zimno, wilgoć oraz ogromny ścisk przyczyniały się do rozwoju wszelkich chorób zakaźnych. Osłabieni ludzie szybko nabywali infekcje, w krótkim czasie zapadali na choroby serca i układu pokarmowego. Wybuchły epidemie gruźlicy, grypy, tyfusu. Więźniowie umierali. Zwłok nie wynoszono od razu z pomieszczeń, lecz pozostawiano je do czasu porannych kontroli wśród osadzonych.

Rytm życia w obozie przerywały strzały. Do podziemi często docierały dźwięki egzekucji, które podtrzymywały strach wśród więźniów. W zamkniętym i odizolowanym obozie więźniowie żyli w ciągłym strachu. Bicie, tortury, głód i choroby to niektóre z przyczyn śmierci.

Zdarzało się, że nagiego więźnia przywiązywano na mrozie do drzwi celi i polewano wodą. Do makabrycznych praktyk strażników należała także „kara dzwonu”. Skrępowane ciało skazanego podwieszano za nogi do bloczku umocowanego w sklepieniu celi. Ofiarę bujano tak mocno, aby głowa rozbiła się o ściany i wystające elementy umywalni.

Życie więźniów w dużej mierze zależało od woli, nastroju strażnika, znajomości języka, czy nawet wyrazu twarzy.

W 1944 roku zamknięto obóz. Według szacunków historyków przez Fort VII przewinęło się ponad 45.000 więźniów, z których aż około 20.000 zostało zamordowanych.



„Schody śmierci” na terenie obozu. Krzyż nad bramą został umieszczony po uwolnieniu obozu przez rodzinę byłego więźnia Fortu VII. 2009 r. // „Die Todestreppe” im Bereich des Konzentrationslagers Fort VII. Das Kreuz über dem Tor wurde von der Familie eines ehemaligen Insassen nach dessen Befreiung angebracht. 2009

W zachodniej części Poznania, pośród zabudowań jednego z fortów podjeżdżają ciężarówka. Wychodzą z niej ludzie ponaglani okrzykami strażników. Kilkadziesiąt osób maszeruje przez korytarze forteczne, dziedzińce i w końcu staje przed komorą. Niemcy nakazują im wejść do ciasnego pomieszczenia, zatraskują ciężkie metalowe drzwi, uszczelniają brzozy gliną. Obok stoją przygotowane wcześniej butle z gazem i podłączonymi węzami. Ich końce wtknięto w otwory we wrotach.

oczami przechodniów Fort VII był odpowiednim miejscem do zrealizowania tego planu. Oficjalnie utworzone tam miejsce zagłady nazywano Obozem Przejściowym Policji Bezpieczeństwa. Obszar dookoła pilnie strzeżono, by nie dopuścić do przepływu informacji. W pobliżu Fortu mieszkali jedynie SS-mani służący w obozie. Dodatkową ochronę stanowiła zasłona zarośli i drzew dookoła terenu obozu. Chorych przywieziono samochodami ciężarowymi. Skrępowano ich, niespokojnych odurzono narkotykami i wprowadzono do bunkra. Odkręcono stojące na zewnątrz butle z gazem, tak aby tlenek węgla przedostał się do pomieszczenia. Po kilkudziesięciu minutach osadzeni w Fortcie VII więźniowie polityczni musieli wyciągać zwłoki z celi, by jak najszybciej zrobić miejsce dla „nowego transportu”. Od po-

„Likwidacja życia niewartego życia”

W październiku 1939 r. Adolf Hitler uprawnił wybranych pracowników

Prasa propagandowa milczy

SS zabiegało o utrzymanie w tajemnicy więzienia w Fortcie VII. Nikt nie powinien był się dowiedzieć o tamtejszych mordach. Cenzura dotykała też paczek i korespondencji osadzonych w obozach z rodziną. Część przesyłek nigdy nie trafiła do więźniów, a listy wysyłane z więzienia nie mogły opisywać realiów życia w obozie.

Posener Tageblatt, od września 1939 r. wydawany pod kontrolą narodowych socjalistów, opisywał bieżące wydarzenia z frontu, pisał o spektaklach teatralnych i losach uchodźców, o Fortcie VII ani słowa.

Natomiast w prasie konspiracyjnej, a także w publikacjach wydawanych na emigracji pojawiały się informacje o brutalnych wydarzeniach w Fortcie VII. *Ziemia Zachodnie Rzeczypospolitej*, dodatek miesięczny do *Rzeczypospolitej Polskiej*, głównego organu prasowego Delegatury Rządu na Kraj – tajnego przedstawicielstwa Polskiego Rządu Emigracyjnego, w numerze 2 z 1943 roku pisze o rozstrzelaniach w Fortcie VII, które miały miejsce w styczniu i lutym tego roku. *The New German Order* wydany w 1942 r. przez Ministerstwo Informacji i Dokumentacji Rządu RP na emigracji obszernie pisze o „słynnym ze swojej brutalności” Fortcie VII. Znajdujemy tu informacje o gazowaniu psychicznie i nerwowo cho-

rych, prostytutek, masowych rozstrzelaniach, biciach do nieprzytomności, bestialskich torturach, które zdarzały się na porządku dziennym. W publi-

kacji pada sformułowanie, że „Fort VII to rodzaj szkoły uczącej gestapowców metod torturowania i sadyzmu wobec więźniów”.



ROZMOWA ZE ŚWIADKIEM HISTORII

Samowola strażników

Pan Czesław Kordylewski ma dzisiaj 87 lat. Urodzony w 1921 roku we Wronkach, z zawodu ślusarz-tokarz, w wieku 19 lat trafił do więzienia w Fortcie VII.

„Gestapo aresztowało mnie za przynależność do tajnej organizacji, która kolportowała wszelkiego rodzaju ogłoszenia dla Polaków i przeciwstawiała się zaleceniom niemieckim.” 23 kwietnia 1941 r. osadzono młodego Czesława Kordylewskiego w Fortcie VII. „Wyżywienie było tak marne”, wspomina nasz rozmówca, „że po miesiącu pobytu słał się na nogach. Ciężka praca w obozie koncentracyjnym wyniszczała więźniów. W warunkach obozowych dało się przeżyć kilka miesięcy – potem padało się z wycieńczenia.” Ciasne, ciemne cele ma pan Kordylewski jeszcze dziś przed oczami: „Leżeliśmy na barłogu ze słomy. Żadnych prycz, żadnych łózek... Na jedno pomieszczenie przypadała jedna słaba żarówka. Osoby pod ścianami siedziały w mroku.”

Dla stłoczonych ludzi problemem było utrzymanie higieny. SS nakazało ograniczyć korzystanie z toalety jedynie przed porannym myciem. „Dostarczano nam tylko pięć wiader, do których zalałowaliśmy swoje potrzeby fizjologiczne. Każdego dnia wyznaczano dyżurnego, który musiał wynosić nieczystości. By-

ła to jednak niemal akrobatyczna czynność. Gdy wylał on zawartość przepelnionego wiadra, musiał czołgając się czyścić posadzkę.”

Pan Czesław opowiada o metodzie torturowania więźniów zwanej przez strażników „Wycieczką w Karpaty”: „Wypędzano nas z bunkrów i formowano w szeregi. Następnie rozkazywano szybkim tempem wspinać się po śliskim zboczu lub stromych schodach, niosąc równocześnie głaz. Gdy byliśmy już na górze, stojący u góry strażnik silnym ciosem spychał nas w dół.”

W Fortcie VII regularnie organizowano tak zwane „gimnastyki” na dziedzińcu. Pan Kordylewski wspomina: „Miałem schorowanego kolegę, który miał problemy z chodzeniem. Pewnego dnia, podczas gimnastyki, strażnicy zachęcali słabych, chorych więźniów do odpoczynku. Mój kolega też znalazł się wśród nich. Wszystkich wyprowadzono do dziedzińca, a ja dopiero po pół roku dowiedziałem się, że tę grupę wywieziono bezpośrednio na rozstrzelanie. Tak straciłem najlepszego kolegę.”

W lipcu 1943 roku Czesław Kordylewski trafił z Oświęcimia przez Flossenbürg do Dachau. Został uwolniony 29 kwietnia 1945 roku podczas wyzwolenia obozu przez armię Stanów Zjednoczonych.

KOMENTARZ

Pozostać czujnym

Mimo, że obecnie w zabudowaniach Fortu VII znajduje się muzeum, miejsce to dla wielu mieszkańców Poznania i Wielkopolski pozostaje wciąż nieznane.

Działająca w czasie okupacji propaganda niemiecka nie dopuściła do rozpowszechniania informacji na temat Fortu VII. Dokumenty z czasu funkcjonowania obozu zostały zniszczone. Jedynym źródłem wiedzy dla nas i historyków są relacje ocalałych więźniów – tych zaś jest niewiele.

Podczas tworzenia artykułu spotkaliśmy się z życzliwą pomocą byłych więźniów oraz pracowników Muzeum Martyrologii Wielkopolski, którzy dbają o to, aby okrucieństwa Fortu VII nie poszły w niepamięć.

W dzisiejszych czasach można nieestety zauważyć wzrost zainteresowania nacjonalizmem, a powstające na świecie ruchy neofaszystowskie – także i u nas w Polsce – zyskują nowych zwolenników. Świadectwo wojennych wydarzeń powinno być przestrożą i ostrzeżeniem przed działalnością organizacji o skrajnych poglądach. Istotne jest zachowanie pamięci o takich miejscach jak Fort VII, aby uświadomić kolejne pokolenia na to, do czego mogą doprowadzić ideologie.

GRUPA „MEMORIAE TERRAE NOSTRAE” TEAM „MEMORIAE TERRAE NOSTRAE”



Od lewej / Von links: Maciej Jędrzejczak (19), opiekun / Tutorin Kinga Jankowska, Paweł Szyszka (19), Katarzyna Ochowiak (19). Z przodu / Vorne: Wanda Ziółkowska (18)

Jesteśmy uczniami trzeciej klasy VIII Liceum Ogólnokształcącego w Poznaniu. Bierzymy udział w projekcie step21 [Weiße Flecken], gdyż odczuwamy potrzebę rozpowszechniania wiedzy o mechanizmach funkcjonowania systemu III Rzeszy. Pomimo odmiennych zainteresowań, odnaleźliśmy się w pracy historyczno-dziennikarskiej. Kinga Jankowska, nasza nauczycielka niemieckiego, wspierała nas w tej pracy. Nasze hasło przewodnie to: „Memoriae terrae nostrae” – „pamięci ziemi naszej”. // Wir gehen in

die dritte Klasse des Allgemeinbildenden Lyzeums Nr. 8 in Poznań. Wir machen bei step21 [Weiße Flecken] mit, weil uns wichtig ist, das Wissen über die Funktionsmechanismen des Dritten Reichs zu vertiefen und zu verbreiten. Obwohl wir unterschiedliche Interessen haben, fanden wir bei der geschichtlich-journalistischen Arbeit zueinander. Kinga Jankowska, unsere Deutschlehrerin, hat uns bei dem Projekt unterstützt. Unser Leitspruch: „Memoriae terrae nostrae” – Als Erinnerung an unser Land.



Morden im Fort VII

Für politische Gefangene war es ein Konzentrationslager, für Kranke und Behinderte eine Vernichtungsstätte: Im Posener KZ Fort VII begannen die Deutschen mit der Vergasung psychisch Kranker die Industrialisierung des Tötens.

November 1939; kurze herbstliche Tage. Zwei Monate nach dem Überfall auf Polen haben die Befehlshaber des Dritten Reichs ihre ersten militärischen Zielsetzungen an europäischen Fronten realisiert. Im Westteil von Poznań (deutsch Posen) fahren Lastwagen an eines der Forts des historischen Festungsgürtels der Stadt heran. Aus den Wagen strömen Menschen, angetrieben von den Rufen der deutschen Wärter. Einige Dutzend marschieren durch die Korridore des Forts, durch den Hof, kommen schließlich vor einem der Gebäude zum Stehen. Die Wärter befehlen ihnen, einen engen Raum zu betreten, knallen hinter ihnen die schweren Metalltüren zu und dichten die Spalten mit Lehm ab. Daneben stehen Gasflaschen, an denen Schläuche angeschlossen sind. Die Schlauchenden sind in Löcher in den schweren Türen gesteckt.

„Vernichtung lebensunwerten Lebens“

Im Oktober 1939 ermächtigte Adolf Hitler ausgewählte Mitarbeiter der Kanzlei des Führers in einem offiziellen Schriftstück, psychisch kranke und behinderte Menschen zu töten. Die unter dem Euphemismus „Euthanasie“ und der Tarnbezeichnung „Aktion T4“ laufende Aktion wurde schrittweise bereits seit 1933 geplant und umgesetzt.

Auch die Patienten und das medizinische Personal des Psychiatrischen Krankenhauses des Vororts Owińska sowie der Psychiatrischen Abteilung der Klinik in Poznań sollten ermordet werden. Das abseits stehende und vor den Blicken der Passanten verborgene Fort VII war für die Umsetzung dieses Plans ein perfekter Ort. Offiziell wurde die dort errichtete Vernichtungsstätte als Übergangslager der Sicherheits-

polizei ausgegeben. Der Bereich um das Fort herum wurde genauestens bewacht. Keine Information über die Maßnahme sollte nach außen sickern. In Lagernähe lebten lediglich SS-Leute, die dort arbeiteten. Dicht stehende



Das Haupttor des Konzentrationslagers im Fort VII in Poznań. 2009 // Brama Główna Obozu Koncentracyjnego w Forcie VII w Poznaniu, 2009 r.

Bäume und Büsche bildeten einen zusätzlichen Sichtschutz.

In Lastwagen wurden die Kranken herangekarrt, die Unruhigen unter ihnen betäubt und gefesselt – dann mussten sie in die Zellen. Die davor stehenden Gasflaschen wurden aufgedreht, damit das Kohlenmonoxid in den Raum dringen konnte. Nach etwa einer Stunde mussten die ebenfalls im Fort VII inhaftierten politischen Gefangenen die Leichen aus den Zellen holen, um Platz zu schaffen für einen „neuen Transport“.

Von der zweiten Oktoberhälfte bis zum 11. November 1939 wurden etwa 400 Menschen im Fort VII vergast.

Zur selben Zeit waren auch politische Gegner des NS-Regimes im Lager inhaftiert: sogenannte „deutschfeindli-

che Kräfte“, Aufständische aus Großpolen und Schlesien, politische und soziale Aktivisten, später auch Mitglieder der polnischen Untergrundbewegung. Die Gefangenen wurden meist zur Todesstrafe oder zu langjährigem Gefängnis verurteilt oder in Konzentrationslager deportiert.

Das Leben im Lager funktionierte im Rhythmus der Befehle der Wärter. Für die Häftlinge bedeutete das per-

wertlosen Brühen aus vergammeltem Gemüse. Trotz inständiger Bitten durften die Häftlinge oft Monate lang den Bunker nicht verlassen und nicht an die frische Luft. Unter diesen Bedingungen verloren sie ihre physische Kraft und Gesundheit.

Kälte, Feuchtigkeit und extreme Enge führten im Lager zum Ausbruch von Krankheiten. Die geschwächten Gefangenen waren anfällig für Infekte, Verdauungsstörungen und Herzkrankheiten. Tuberkulose, Grippe und Typhus brachen aus. Mehr und mehr Gefangene starben. Die Leichen blieben oft über Nacht in den Zellen liegen und wurden erst am nächsten Morgen entfernt. Immer wieder unterbrachen Schüsse den Rhythmus des Lebens im Lager. Exekutionen gab es oft. Von der Außenwelt isoliert, lebten die Häftlinge in permanenter Angst.

Manchmal wurde ein nackter Gefangener bei Frost außen an die Zellentür gekettet und mit Wasser übergossen. Zu den makabersten Praktiken der Wärter gehörte auch die sogenannte „Glocken-Strafe“: Dabei wurde der Körper eines Häftlings gefesselt und mit den Füßen nach oben an die Decke gehängt. Hin und her wurde das Opfer gependelt, bis es so heftig schwang, dass sein Kopf an den Wänden zerschlug.

Das Leben der Häftlinge war von der Willkür und den Launen der Wärter abhängig. Oft waren Kleinigkeiten der Auslöser für Strafmaßnahmen: wie sie sprachen oder einfach nur ein Gesichtsausdruck.

1944 wurde das Lager geschlossen. Nach Schätzungen von Historikern waren mehr als 45.000 Gefangene im Fort VII inhaftiert, 20.000 von ihnen wurden ermordet.

Die kontrollierte Presse schweigt

Die SS bemühte sich, die Existenz des Konzentrationslagers Fort VII geheim zu halten. Niemand sollte von dem Morden erfahren. Die ausgeübte Zensur betraf auch die Korrespondenz zwischen den Häftlingen und ihren Familien. Viele Briefe und Pakete kamen niemals bei den Gefangenen an. Die Briefe der Häftlinge wiederum durften keinesfalls die Zustände im Lager beschreiben.

Das *Posener Tageblatt*, seit September 1939 unter der Kontrolle der Nationalsozialisten, berichtete über Aktuelles von der Kriegsfront, über Theateraufführungen und das Schicksal von Flüchtlingen. Die Existenz des Lagers Fort VII wurde, obwohl es ganz in der Nähe lag, nie thematisiert.

Über die Morde und den brutalen Alltag im Fort VII informierten dagegen die konspirative Presse und Exilpublikationen. Das Magazin *Ziemie Zachodnie Rzeczypospolitej* (*Die Westgebiete*

der Republik Polen), die monatliche Beilage der *Rzeczpospolita Polska* (*Republik Polen*), dem Organ der in Warschau sitzenden geheimen obersten Vertretung der polnischen Exilregierung in London, schrieb in der zweiten Ausgabe 1943 von Erschießungen im Fort VII im Januar und Februar. *The New German Order*, ebenfalls herausgegeben von der polnischen Exilregierung, schrieb 1942 umfangreich über das „für seine Brutalität bekannte“ Lager. Hier wird über die Vergasung von psychisch Kranken und Prostituierten berichtet, über Massenerschießungen, brutale Schläge und bestialische Folterungen: „Fort VII was a kind of school for training Gestapo men in methods of torture, and in sadism towards prisoners.“ – „Fort VII war eine Art Schule, in der Gestapo-Männer Foltermethoden und Sadismus gegenüber den Häftlingen trainierten.“

manente Unterordnung. Die meiste Zeit verbrachten sie in verschlossenen, engen und feuchten Zellen. Nur einmal am Tag durften sie die sanitären Einrichtungen benutzen. Und auch für den Gang zur Toilette bekamen sie nur wenige Minuten; oft reichte die Zeit nicht für alle.

Im Rhythmus der Befehle

Jedem Gefangenen stand eine bescheidene Lebensmittelration zu. Morgens gab es einen Kaffee-ähnlichen Aufguss aus Eicheln, mittags Gemüsesuppe oder eine Portion Kartoffeln oder Graupen. Bald verschlechterten sich die Mahlzeiten zu stark verwässerten,

laugte die Häftlinge aus. Ein paar Monate konnte man so überleben – dann ging man wegen Erschöpfung drauf.“ Die engen, dunklen Zellen sieht Kordylewski noch heute vor sich: „Wir lagen auf einem Lager aus Stroh. Keine Betten, keine Pritschen. In jeder Zelle nur eine schwache Glühbirne. Wir kauerten im Dunkeln.“

Für die derart Zusammengepferchten war Hygiene unmöglich. Die SS ließ die Häftlinge nur morgens kurz die Waschräume benutzen. „Wir bekamen fünf Eimer, um unsere Bedürfnisse zu verrichten. Jeden Tag musste einer von uns die Fäkalien beseitigen. Wenn aus

den übervollen Eimern etwas rauschwappte, wurde er gezwungen, auf Knien den Boden zu schrubben.“

Kordylewski erzählt uns von einer Foltermethode, die die Wärter „Ausflug in die Karpaten“ nannten: „Wir wurden aus den Zellen geschleucht und sollten uns in Reihen aufstellen. Anschließend mussten wir möglichst schnell einen schweren Felsbrocken einen rutschigen Hang oder steile Treppen hinaufschleppen. Oben angekommen, schubste uns ein Wärter mit heftigem Schlag wieder hinunter.“

Die Wärter quälten die Gefangenen außerdem mit regelmäßigen sogenannten „Gymnastikübungen“ im Hof des Forts. Kordylewski erinnert sich: „Ich hatte einen kränkelnden Freund, der nur schlecht laufen konnte. Eines Tages meinten die Wärter während der „Turnübungen“, die schwachen und kranken Gefangenen dürften sich ausruhen. Mein Freund reihte sich bei ihnen ein. Die Männer wurden aus dem Hof geführt und kamen nie wieder zurück. Erst ein halbes Jahr später erfuhr ich, dass man die Häftlinge hingegrüht hatte. So verlor ich meinen besten Freund.“

Die Odyssee von Czesław Kordylewski ging im Januar 1943 weiter über Auschwitz und Flossenbürg nach Dachau. Am 29. April 1945 wurde er von der Armee der Vereinigten Staaten be-



Das *Posener Tageblatt* vom 10. Oktober 1939. Das Fort VII wurde offiziell durch die Sicherheitspolizei von der Wehrmacht übernommen. Das *Posener Tageblatt*, seit September 1939 unter der Kontrolle der Nationalsozialisten, schreibt kein Wort darüber. Quelle: Das Westinstitut in Poznań // 10 października 1939 r. Fort VII został oficjalnie przejęty od Wehrmacht przez Policję Bezpieczeństwa. *Posener Tageblatt* – od września 1939 r. pod kontrolą narodowych socjalistów – nie wspomina nic na ten temat. Źródło: Instytut Zachodni w Poznaniu

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

Die Willkür der Wächter

Czesław Kordylewski ist heute 87 Jahre alt. 1921 in Wronki geboren, wurde der gelernte Schlosser im Alter von 19 Jahren im Fort VII eingesperrt.

„Die Gestapo verhaftete mich, weil ich einer Geheimorganisation angehörte, die Nachrichten für die Polen kolportierte und sich deutschen Befehlen widersetzte.“ Am 23. April 1941 brachten die Deutschen den jungen Czesław Kordylewski ins Fort VII. „Die Ernährung war so schlecht“, erinnert er sich, „dass ich mich schon nach vier Wochen kaum noch auf den Beinen halten konnte. Die schwere Arbeit im KZ



Czesław Kordylewski im Gespräch mit Maciej aus dem Team „Memoriae terrae nostrae“, 2009 // Pan Czesław Kordylewski podczas rozmowy z Maciejem z grupy „Memoriae terrae nostrae“, 2009 r.

KOMMENTAR

Wach bleiben!

Obwohl das Fort VII heute ein Museum beherbergt, ist dieser Ort vielen Menschen in Poznań und Großpolen noch immer unbekannt.

Die Nazipropaganda ließ während der deutschen Besatzung nicht zu, dass Informationen über das Fort VII in Umlauf gebracht wurden. Dokumente aus den Jahren, in denen dort ein KZ untergebracht war, wurden zerstört. Einzige Informationsquelle sind für uns die Berichte der überlebenden Gefangenen – und das sind nicht viele.

Während unserer Recherchen erhielten wir viel Unterstützung seitens ehemaliger Häftlinge und von Museumsmitarbeitern, die sich sehr dafür

einsetzen, die Grausamkeiten im Fort VII nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Leider nehmen wir wahr, dass nationalistisches Gedankengut heute wieder zunimmt. In aller Welt – auch bei uns in Polen – verzeichnen neofaschistische Gruppierungen mehr und mehr Anhänger. Die Zeugnisse der Verbrechen des Zweiten Weltkriegs sollten warnen vor den Aktivitäten all jener Organisationen, die extremistische Denkweisen verbreiten. Daher finden wir es wichtig, die Erinnerung an Orte wie das Fort VII aufrecht zu erhalten, um kommende Generationen dafür zu sensibilisieren, was Ideologien anrichten können.



Erich Boltze – Ein Idealist im KZ

Solidarität und Widerstand im Konzentrationslager Sachsenhausen

Am Abend des 11. Oktober 1944 unterbricht ein ungewöhnlicher Befehl den bitteren Häftlingsalltag im Isolierblock 58 des Konzentrationslagers Sachsenhausen. „Antreten!“, befiehlt die Stimme des SS-Lagerkommandanten den 150 Häftlingen. Der



Erich Boltze, Datum unbekannt. „Wenn ich ein Künstler wäre, würde ich aus dem Gedächtnis ein Porträt von Erich Boltze zeichnen. Ich sehe ihn oft deutlich vor mir. Niemals werde ich ihn vergessen. [...] Dort, in den Lagern des Todes, habe ich verstanden, dass der Faschismus auch Deutschland nicht besiegen kann.“ (Pjotr Schtschukin in seinem Brief anlässlich der Namensgebung der „POS Erich-Boltze“). Foto: Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten/Archiv Sachsenhausen

KOMMENTAR

Der Widerstreit der Erinnerung

Wie anderen Widerstandskämpfern auch wurde Erich Boltze auf unterschiedliche Art und Weise gedacht: Zu DDR-Zeiten brachte man in Berlin eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus an, benannte eine Straße im Bezirk Friedrichshain nach ihm und verlieh einer Weißenseer Oberschule den Name Erich Boltze.

Heute trägt die Straße nach wie vor seinen Namen, auch die Gedenktafel existiert noch. Die Schüler der besagten Schule allerdings wissen nichts mehr vom einstigen Namenspatron. Wir selbst reagierten mit Erstaunen, als wir im Laufe unserer Recherchen zufällig vom ehemaligen Namen dieser „unserer“ Schule erfuhren. Im Zuge der Wende wurde unsere Schule umbenannt, wie zahlreiche andere nach

Schutzhaftlagerführer und SS-Hauptsturmführer August Höhn verliert drei Listen; angeblich sollen die Genannten auf einen Transport gehen. Zunächst müssen 27 Männer den Block verlassen, unter ihnen der Antifaschist Erich Boltze. Am Eingang werden sie jeweils zu zweit mit Handschellen aneinandergefesselt und über den dunklen Appellplatz zu einem Lkw gebracht. Viel zu früh hält der Wagen jedoch wieder an, und die verwirrten Gefangenen werden herausgeschleucht. Panik bricht aus, als die Männer in das Lagerkrematorium getrieben werden. Die mit Maschinenpistolen bewaffnete SS-Mannschaft zögert nicht lange – binnen weniger Sekunden ist alles vorbei. Die Leichen werden unverzüglich von der SS selbst verbrannt. Die restlichen Häftlinge im Lager sollten nichts erfahren. Die Ereignisse dieses Tages lassen sich nur aus den Aussagen von August Höhn in seinem Düsseldorfer Prozess von 1956 bruchstückhaft rekonstruieren.

Der Tischler Erich Boltze, geboren am 2. September 1905 in Berlin, war, unter anderem geprägt durch sein Elternhaus, überzeugter und engagierter Kommunist. Zunächst ab 1921 in diversen linken Verbänden organisiert, trat er 1925 schließlich der KPD bei. Innerhalb weniger Jahre hatte Boltze mehrere Schlüsselpositionen im Berliner Verband inne. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde

die Partei verboten. Kurz darauf gingen einige ihrer Aktivisten in den Untergrund und entschlossen sich zum antifaschistischen Widerstand. Aktionen gegen das Regime waren jedoch zunehmend schwieriger, da man immer stärkeren Repressalien ausgesetzt war. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen wurde Boltze am 21. Dezember 1937 festgenommen und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Danach kam er jedoch nicht frei, sondern wurde unverzüglich ins KZ Sachsenhausen überstellt und dort als politischer Häftling in „Schutzhaft“ genommen.

Netzwerk der politischen Häftlinge

Innerhalb kurzer Zeit konnte Boltze Kontakt zu anderen politischen Häftlingen aufnehmen. Das half ihm, sich schnell im Lageralltag zurechtzufinden. Durch seine Arbeit in der Schreibstube des Lagers konnte Boltze neuen Häftlingen bei ihrer Ankunft nützliche Hinweise geben und bei einigen den Lebenslauf zu ihren Gunsten ändern, sodass sie weniger gefährliche Arbeiten verrichten mussten. Der sowjetische Mithäftling Pjotr Schtschukin erinnert sich später an einen „kaum gebeugten Mann“, der zu einem seiner besten Freunde wurde, ihm half, sich im Lager einzufinden, und ihn vor einem gewalttätigen Blockältesten beschützte.

Dank eines gut ausgebauten Netzwerks konnten die politischen Häftlinge im KZ Sachsenhausen Ende 1943 die Verlegung Boltzes in das Außenlager bei den Heinkel-Werken erreichen, wo Bomber für die deutsche Luftwaffe gefertigt wurden. Dort schöpfte er alle seine Möglichkeiten aus, um die Produktion zu sabotieren, und knüpfte zahlreiche Kontakte zu anderen Häftlingen, die er von der Ansicht zu überzeugen suchte, den Nationalsozialismus auch aus den Konzentrationslagern heraus zu bekämpfen. Schtschukin, der ihm später ins Außenlager gefolgt war, wurde zu seinem Kurier und trug wichtige Nachrichten über den Kriegsverlauf und internationale

Die fingierte Transportliste mit den Namen der am 11. Oktober 1944 im KZ Sachsenhausen ermordeten Häftlinge. Oben rechts der handschriftliche Vermerk „Erschossen“. Quelle: Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten/Archiv Sachsenhausen

Geschehnisse sowie Warnungen vor Spitzeln ins KZ Sachsenhausen weiter.

Verhöre und Misshandlungen

Diese Aktivitäten blieben der SS-Lagerverwaltung nicht gänzlich verborgen. Als die SS schließlich einen Radioempfänger in den Händen eines Häftlings im Hauptlager Sachsenhausen entdeckte, wurde eine Sonderkommission des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) eingesetzt. Mittels eines Netzwerkes aus Spitzeln versuchte die eingesetzte Sonderkommission, die Strukturen des Widerstands zu ermitteln und auszuschalten. Vor allem sogenannte „Asoziale“ und „Kriminelle“ wurden mit diesen Aufgaben betraut, weshalb die Spannungen zwischen ihnen und den politischen Häftlingen zunahmen. Die Kommission des RSHA ging sofort gegen alle Verdächtigen vor – es gab zahlreiche Verhöre und Misshandlungen. Eine Liste der politisch aktiven Häftlinge wurde zusammengestellt. Lager- sowie Blockälteste mit roten Winkeln wurden von ihren Posten abgelöst und isoliert. Die politischen Häftlinge im Lager wurden terrorisiert und mussten stets auf der Hut sein, nicht ins Visier der Ermittler zu geraten.

Am 11. August 1944 durchsuchte die SS-Lagerführung unter dem Kom-

mando von Höhn die Schreibstube des „Außenlagers Heinkel-Werke“ nach Flugblättern und verprügelte den Blockältesten Boltze. Er wurde in das Stammlager gebracht und dort mit den anderen Verdächtigen in die Isolierbaracke 58 gesperrt. Die dort Inhaftierten wurden drangsaliert, geschlagen und durften nicht reden. Wie Boltze konnten viele nach den Misshandlungen im Verhör tagelang nicht auf dem Rücken liegen oder sitzen. Als Beschäftigung mussten die Gefangenen Schrauben und Bauschutt sortieren. Aber auf diesem Weg konnte die Solidarität der nicht inhaftierten „Politischen“ die Isolierten erreichen: Zwischen dem Arbeitsmaterial waren Zigaretten, Lebensmittel oder wichtige Nachrichten versteckt.

Am 6. Oktober 1944 verfasste die Sonderkommission ihren Abschlussbericht, in dem sie verlauten ließ, dass „die vorhandenen Gesinnungsgemeinschaften [...] erfasst und zerschlagen sowie die maßgeblichen kommunistischen Funktionäre unschädlich gemacht werden [konnten]“. Kurz darauf wurde die Isolierbaracke 58 aufgelöst, und die Häftlinge wurden teilweise wieder ins Lager eingegliedert. 103 wurden nach Mauthausen deportiert. Bei 27 Häftlingen, unter ihnen Erich Boltze, wurde der Transport vortäuscht, um ihre Ermordung zu vertuschen. Die verbliebenen politischen Häftlinge versuchten trotzdem, weiterhin Widerstand zu leisten. ↪

HINTERGRUND

DAS KONZENTRATIONSLAGER SACHSENHAUSEN

Das KZ Sachsenhausen wurde 1936 bei Oranienburg errichtet. Wegen seiner Nähe zur Hauptstadt Berlin erlangte es eine Sonderstellung als Vorbildlager im System der Konzentrationslager des Deutschen Reichs.

Bis zum Zweiten Weltkrieg waren vor allem deutsche Bürger inhaftiert. Neben politischen Gegnern des NS-Regimes waren das soziale Gruppen, die nicht in das Bild der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft passten – wie Obdachlose, Prostituierte, mehrfach Vorbestrafte, Homosexuelle und Zeugen Jehovas – oder Gruppen, die im NS als rassistisch und biologisch minderwertig galten – wie Juden, Sinti und Roma. Zur Kennzeichnung im Lager trugen die verschiedenen Häftlingsgruppen farbige Winkel auf ihrer Kleidung. So trugen beispielsweise politische Häftlinge einen roten, mehrfach Vorbestrafte und vermeintliche Kriminelle, die unter der Bezeichnung BVler (Befristete Vorbeugehaft) interniert wurden, einen grünen und sogenannte „Asoziale“ einen schwarzen Winkel.

Die Lager-SS versuchte, die Spannungen zwischen den politischen Häftlingen und den sogenannten „Kriminellen“ zu nutzen, um sie gegeneinander auszuspielen. Mittels Absprachen versuchten die Häftlinge, dem zu entgehen, und einigten sich 1940 darauf, immer einen „grünen“ und zwei „rote“ Inhaftierte als Lagerälteste einzusetzen. Vor allem unter den politischen Häftlingen herrschte eine starke Solidarität. Sie organisierten Hilfe für kranke oder anders benachteiligte Mithäftlinge und versuchten, sich gegenseitig zu schützen.

Nach 1939 wurden zahlreiche ausländische Zivilisten und Kriegsgefangene nach Sachsenhausen verschleppt, dort erschossen oder in Vernichtungslager deportiert. Ab 1941 wurden die Häftlinge zunehmend in den mehr als 100 Außenlagern zur Zwangsarbeit eingesetzt, wo sie für die deutsche Wehrmacht Rüstungsgüter produzieren mussten. Der Anteil der ausländischen Häftlinge stieg bis 1944 auf 90 Prozent. Besonders die sowjetischen Gefangenen wurden von den Kommunisten im Lager mit Wohlgesinnung empfangen und erfuhren deren Solidarität.



Über das Konzentrationslager Sachsenhausen wurde in der nationalsozialistischen Presse nicht berichtet. Während im August 1936 mit dem Bau des Lagers nahe Berlin begonnen wurde, feierte der *Völkische Beobachter* die deutschen Leistungen bei den Olympischen Spielen, wie hier am 3. August 1936 die Norddeutsche Ausgabe, deren zuständige Redaktion sich in Berlin befand. Quelle: Staatsbibliothek Berlin

TEAM „PRIMO-LEVI-PARTISANEN“



Von links: Joseph Bundschuh (19), Robert Dudek (19), Judith Unglaub (19) und Salome Boßmeyer (18)

Wir sind die „Primo-Levi-Partisanen“, Abiturienten des Primo-Levi-Gymnasiums in Berlin-Weißensee. Der Italiener Primo Levi, als Jude und Partisan nach Auschwitz deportiert und Überlebender des Todeslagers, mahnt mit seinen literarischen Werken vor den Grausamkeiten, die Menschen einander antun können. Bei step21 [Weiße Flecken] sehen wir

unsere Chance, nach seinem Vorbild an die Schrecken des Nationalsozialismus zu erinnern. Wir empfinden das als wichtig, da Vergessen und Verdrängen zu neuen Verbrechen führen kann. Wir wollen unseren Beitrag dazu leisten, dies zu verhindern, denn, wie Primo Levi sagte: „Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen.“



„Deutsche Mutter, bist du bereit ...?“

Mit dem Lebensborn e. V. wollte das NS-Regime die Zahl der Geburten in Deutschland steigern und überzeugte Nationalsozialisten heranzuziehen. Doch viele der in den Heimen des Vereins Geborenen fühlen sich enturzelt, leiden – oft lebenslang.

Sigrid Scheinert (66) öffnet uns die Tür zu ihrer Wohnung in Wiesbaden. Die pensionierte Lehrerin tritt uns freundlich und selbstbewusst entgegen. Sie hat sich dazu entschlossen, über ihre Kindheit zu berichten.

1942 wurde sie in Wernigerode (Harz) in einem Heim des Lebensborn e. V. geboren. Initiiert hat den Verein der Reichsführer-SS Heinrich Himmler im Jahre 1935. Sein Ziel: die Förderung „erbblologisch wertvollen Nachwuchses“ – im Sinne der nationalsozialistischen Rassenideologie, die zwischen einer vom NS-Regime definierten „nordischen Herrenrasse“ und vermeintlichen „Untermenschen“ unterscheidet. Bis 1944 entstanden im Deutschen Reich neun Lebensborn-Häuser, darunter das 1939 gegründete Heim Taunus bei Wiesbaden. Das Gebäude, ein ehemaliges katholisches Kurheim, gelangte durch Zwangsentwöhnungen in den Besitz der NSDAP. Der Lebensborn wandelte es zunächst in ein Heim für 55 Kinder um; vier Jahre später erweiterte er es um eine Geburtenstation.

Bis 1980 – so das ehrgeizige Ziel des Vereins – sollten in Lebensborn-Häusern 400.000 Kinder geboren werden. Auch in Norwegen war die Organisation aktiv, um die deutsche Bevölkerung „aufzunorden“. Und in Ländern wie Polen und der Ukraine entführten Nationalsozialisten blonde Kinder, um sie in Lebensborn-Heimen „einzudeutschen“.

Um die Geburtenrate in Deutschland zu erhöhen, bot der Verein auch unverheirateten Schwangeren die Entbindung in ihren Heimen an – obwohl eine außereheliche Schwangerschaft als unmoralisch galt. Mehr als

die Hälfte der Geburten in den Lebensborn-Häusern waren unehelich. Für viele verheiratete Frauen wurden die Lebensborn-Häuser erst attraktiv, als sich während des Zweiten Weltkrieges die Lebensmittelversorgung verschlechterte. Denn in den Heimen wurden Mütter und Kinder nach wie vor gut gepflegt.

Die Hälfte der Frauen wurde abgewiesen

Allerdings standen die Türen des Lebensborn nicht allen Schwangeren offen: Sie und die Kindsväter mussten „charakterlich, weltanschaulich, rassisch, erbgeneigt und gesund-



Das Gebäude des späteren Heim Taunus im Wald des Wiesbadener Stadtteils Sonnenberg. Aufnahme von 1930. Foto: chronik.net/Wiesenhof/Hessische-Landeszentrale-für-politische-Bildung

heitlich“ den ideologischen Vorstellungen des NS-Regimes entsprechen. Beide mussten nachweisen, dass in ihren Familien keine Erbkrankheiten aufgetreten sind und sie seit zwei Generationen keine jüdischen Vorfahren hatten. Mehr als die Hälfte der Bewerberinnen erfüllten diese Kriterien nicht und wurden abgelehnt.

Sigrid Scheinerts Mutter entsprach dem Idealbild des Vereins. Die unverheiratete Frau – ein „überzeugtes Mitglied beim Bund Deutscher Mä-

del“, einer Teilorganisation der Hitlerjugend, – war von einem SS-Offizier schwanger geworden. Wie zahlreiche andere ledige Frauen ging sie in ein weit von ihrem Heimatort entferntes Entbindungshaus. Denn vielen werdenden Müttern war schon ein Gespräch über ihren Aufenthalt in einem Haus des Lebensborn unangenehm. Deshalb gaben sie etwa vor, einen längeren Kuraufenthalt anzutreten. Der Verein selbst unterstützte sie dabei, den Heimaufenthalt geheim zu halten. So wurden etwa die Neugeborenen in der Regel von den an die Lebensborn-Häuser angeschlossenen Standesämtern registriert, um die Meldung im Wohnort der Mutter zu umgehen.

Nachdem ein gesundes Kind geboren war, fand die sogenannte „Namensweihe“ statt. Dieses Ritual war

der christlichen Taufe entlehnt und beinhaltete die Namensgebung und die Bejahung der Frage „Deutsche Mutter, bist du bereit, dein Kind im Geiste der nationalsozialistischen Weltanschauung zu erziehen?“. Dies ging mit der Aufnahme des Kindes in die NSDAP einher. Brachte eine Frau allerdings ein behindertes oder schwer krankes Kind zur Welt, so wurde dieses meist ermordet und der Mutter jede weitere Unterstützung entzogen.

Schwachen und Kranken hilft der Lebensborn nicht

Doch auch nach der Niederkunft mit einem gesunden Kind, gab es keine Gewähr für weitere Hilfe des Vereins. Jede Mutter wurde einer erneuten Bewertung unterzogen. „Charakterliche Schwächen“ wie „Aufmüpfigkeit“ oder die Geburt eines Kindes mit schwacher Konstitution führten zum Ausschluss der Frauen und der Säuglinge. Um Sigrid Scheinert und ihre Mutter kümmerte sich der Lebensborn jedoch auch in den folgenden Jahren. Sigrid wurde einige Zeit nach der „Namensweihe“ zunächst in ein Kinderheim nach Marburg geschickt.

Andere Kinder wuchsen bei ihren Müttern auf, blieben in einem Haus des Vereins zurück oder wurden in eine regimetreue Adoptivfamilie vermit-



Sigrid Scheinert, Wiesbaden 2008

telt, die das Recht hatte, unpassende Kinder an das Heim zurückzugeben. Das Leben der Heim- und Adoptivkinder war oft geprägt von häufigen Umzügen und einem Gefühl der Heimatlosigkeit. Sigrid Scheinert erlebte bis zu ihrem zwölften Lebensjahr neun Ortswechsel. Obwohl sie ihre Mutter regelmäßig besuchen durfte, fühlte sie sich „nie so richtig eingebettet in die Familie“ und wurde eingeschlossen, wenn Besuch kam.

Vor allem während der Schulzeit, als der Lebensborn-Verein nach dem Untergang des Dritten Reichs längst aufgelöst worden war, hat sie gespürt, dass sie „ausgegrenzt und anders behandelt wurde, weil alle es wussten, nur man selbst nicht“. Je älter sie wurde, desto mehr interessierte sie sich für den Verbleib ihres Vaters und die Umstände ihrer Geburt. „Ich weiß gar nicht, wann ich angefangen habe zu fragen“, überlegt Sigrid Scheinert, „weil ich ja auch vieles gar nicht wagte zu fragen.“ Ihr Verlangen nach Antworten wurde nicht gestillt, denn ihre Mutter argumentierte stets mit einer „heiligen Verpflichtung“ gegenüber dem Vaterland.

Bis heute vermisst sie eine offene Aussprache: „Das hätte mir geholfen, wenn man, als ich anfang nachzudenken, gesagt hätte, hier – so war es, und es tut mir leid.“ Erst als Rentnerin, nachdem ihre Mutter bereits verstorben war, wurde sie als Mitwirkende an einem Theaterstück wieder mit der NS-Ideologie konfrontiert und erkannte endgültig die nationalsozialistische Gesinnung ihrer Mutter. Diese schmerzhafteste Erkenntnis bewog sie dazu, sich erneut der Vergangenheit zu stellen.

Sigrid Scheinerts Schicksal ist kein Einzelfall. Schätzungsweise 7.000 bis 8.000 Kinder wurden in den Lebensborn-Heimen geboren, viele Kinder ließ der Verein im Ausland entführen. Sie sollten die „Elite“ des Dritten Reichs werden. Doch als Erwachsene fühlen sie sich enturzelt und ausgegrenzt.

HINTERGRUND

„HEIM TAUNUS“ BEI WIESBADEN

Bis 1938
Antoniusheim – katholisches Kurheim der Pfarrgemeinde Mariahilf unter Leitung des Pfarrers Hugo Pabst

Dezember 1938
Beschlagnahme von Gebäude und Grundstück durch die Gestapo, Verhaftung des Pfarrers und Vertreibung der angestellten Ordensschwwestern

1939–1941
Heim Taunus – Kinderheim des Lebensborn e. V., Aus- und Umbau der Gebäude, teilweise Enteignung der Anwohner

1943–1945
Entbindungs- und Mütterheim des Lebensborn e. V.

17.3.1945
Letzte registrierte Geburt im Heim Taunus

28.3.1945
Nach dem Einmarsch der alliierten Truppen wird das Heim Taunus von seinen Bewohnern verlassen

Nach dem Krieg
Umwandlung in eine staatliche Frauenklinik

Seit 1972
Antoniusheim – Altenzentrum



„Mutter und Kind“ – diese Bronzestatue hat Reichsführer-SS Heinrich Himmler dem Heim Taunus gestiftet. Sie sollte die „arischen“ Frauen an ihre „heilige Pflicht“ erinnern, „dem Führer ein Kind zu schenken“. Die Statue steht noch heute in dem Gebäude, das seit 1972 den ursprünglichen Namen „Antoniusheim“ trägt und ein Altenzentrum beherbergt



Im Wiesbadener Tagblatt, der regionalen Zeitung, ließ sich kein Hinweis auf das Heim Taunus finden. Dabei berichtete die Presse durchaus über den Verein und seine Ziele, so etwa die Kärntner Volkszeitung, die anlässlich der Eröffnung des ersten Lebensborn-Heims in der „Ostmark“ am 15. Oktober 1938 einen ausführlichen Aufsatz der Schriftleitung abdruckte. Darin werden die Aufgaben des Vereins „in bevölkerungspolitischer Hinsicht“ als „grundlegend“ beschrieben. Quelle: Kärntner Landesarchiv

KOMMENTAR

„Kennen Sie den Lebensborn?“

Wie oft haben wir bei dieser Frage in ahnungslose Gesichter geblickt. Bis vor Kurzem gehörten auch wir dazu – obwohl es Literatur und Zeitzeugenberichte über den Lebensborn e. V. gibt. Jedoch zeichnen sich diese Texte oft durch Widersprüche und Missverständnisse aus.

Die Folge sind Gerüchte und Legenden: „Edelpuffs“, in denen SS-Männer „nordische Herrenmenschen“ zeugten, seien die Lebensborn-Heime gewesen. Zwar war es Ziel des Vereins, Menschen, die den Idealvorstellungen des NS-Regimes entsprachen, heranzuziehen. Doch wurden Männer und Frauen nicht zusammengeführt, um ein Kind zu zeugen.

Nachdenklich machten uns nicht nur zweifelhafte Aussagen in der Literatur, sondern auch Ereignisse während der Recherche: So erhielten wir anonyme Anrufe von Menschen, die den Lebensborn als eine karitative Einrichtung ansehen. Tatsächlich bot der Lebensborn manchen Frauen Hilfe an. Wer ihn aber deswegen als eine fürsorgliche Initiative versteht, irrt. Denn der Verein half nur Bewerberinnen, die seine Aufnahmekriterien erfüllten, also gesunden Nationalsozialistinnen, die keine jüdischen Vorfahren hatten. Diese Kriterien, wie sie auch die SS kannte, führten aber zur Ausgrenzung anderer Frauen. Ausgrenzung heißt in diesem Fall Not, Elend und Leid.

Und auch die Lebensborn-Kinder litten – und leiden bis heute. Hierzu benötigt man keine Fakten, sondern ein Herz. Wie weh muss es tun, sich Jahre und Jahrzehnte die Frage zu stellen: „Liebt mich meine Mutter oder bin ich nur für das System geboren?“ Der oft verwendete Slogan „Dem Führer ein Kind schenken“ trägt wohl dazu bei. Doch nicht nur mit der eigenen Identität hatten und haben die Lebensborn-Kinder zu kämpfen, sondern auch mit der Gesellschaft im Nachkriegsdeutschland. Als Opfer der NS-Geburtenpolitik wurden sie kaum gesehen. Viele fühlen sich alleingelassen in einer Gesellschaft, in der viele nicht wissen, was „Lebensborn“ war.

TEAM „ENTSCHWINDLER“



Von links: Johanna Schröder (18), Eva Johanna Strunge (19), Martin Betzler (20) und Florence Weisenborn (19)

Durch einen Zeitungsaufruf haben wir von dem Projekt der step21 [Weiße Flecken]-Zeitung erfahren und uns sofort beworben. Wir wollten mehr erfahren über die NS-Zeit, deren Auswirkungen wir heute noch spüren. Schnell hatte uns das Thema ganz in seinen Bann geschlagen, und der For-

scherdrang in uns war geweckt. Wir waren erstaunt, wie viel wir erfahren konnten und dass uns so viele Menschen geholfen haben. Besonders unser Zeitzeugengespräch mit Sigrid Scheinert hat uns tief berührt.

Wir sind sehr dankbar für unsere tollen Erfahrungen bei step21!



„Juden raus aus den Schulen!“

Otto ist ein einfacher Name. Zwei O und zwei T. Von vorne und von hinten gelesen bedeutet er dasselbe. Kaum ein Name der deutschen Sprache ist leichter zu schreiben und zu sprechen. Umso überraschter muss Otto Zeichner gewesen sein, als der Lehrer ausgerechnet seinen Namen auf der Anwesenheitsliste nicht vorgelesen hatte. „Du bist Jude“, lautete die Begründung des Lehrers. „Ab sofort nennen wir dich nur noch Rebbe, also Rabbiner.“



Otto Zeichner als Schüler der Handelsakademie Klagenfurt. Das Entstehungsdatum der Fotografie ist unbekannt. Quelle: Privatbesitz Esther Schuldmann

Am 12. März 1938 wurde Österreich dem Deutschen Reich angegliedert. Damit traten auch im sogenannten Anschlussgebiet die Nürnberger Rassengesetze in Kraft. Spätestens ab diesem Zeitpunkt wurden Juden wie der Klagenfurter Schüler Otto Zeichner im Alltag ausgegrenzt und schikaniert. Antisemitismus war staatlich legitimiert: Juden durften nicht mehr wählen, Landsleute und Nachbarn plünderten ihre Geschäfte. Den Antisemitismus aber gab es schon länger, genauso wie die Sympathien für Adolf Hitler und die NSDAP. Beim Einmarsch der Wehrmacht wurden die deutschen Truppen fast überall von einer applaudierenden Bevölkerung freudig begrüßt.

Mit dem deutschen Einmarsch 1938 wurde die österreichische Bevölkerung in einem bis dahin nie dagewesenen Ausmaß von politischer Propaganda überrollt; die Nazis überschwemmten Wien mit rund 200.000 Hitlerbildern, 20.000 Volksempfänger wurden ver-

teilt. Um die Köpfe und Gedanken der Jugend zu beherrschen, bereiteten die Nazis auf der Schulebene die Machtübernahme besonders penibel vor. Die ersten Beitritte von Lehrern der Handelsakademie Klagenfurt zur NSDAP fanden bereits im Jahr 1930 statt. In der Handelsakademie waren die Tage nach dem Einmarsch unterrichtsfrei. Befürworter des alten österreichischen Ständestaats, allen voran Direktor Franz Klinger, wurden der Schule verwiesen. Die kommissarische Leitung

übernahm Dr. Josef Nebel, Germanist und Lehrer für Italienisch und Französisch. Bereits am 17. März 1938 hatte der verbleibende Lehrkörper den Eid auf den „Führer“ abzulegen. Entsprechende Formulare waren bereits vorbereitet worden. Der feierlichen Eröffnung der „Schule im Reich“ im März folgte am 30. April die symbolische Bücherverbrennung von Büchern und Schriften unerwünschten Inhalts.

Auf jüdische Schülerinnen und Andersdenkende kam eine fatale Wende zu. Nun waren Judenwitze an der Tagesordnung. In der Schule verteilte die Hitler-Jugend Flugblätter und Hetzschriften. Juden wurden wie Bürger zweiter Klasse behandelt, durften oftmals die Schule nicht mehr besuchen. Sie wurden aus den Klassenbüchern ausgetragen, und es schien, als hätten sie nie existiert.

Auch Friedrich Hauser und Ernst Salzberger wurden aus ihren Ausbildungsstätten vertrieben. Friedrich, geboren am 24. Januar 1932 im niederösterreichischen Mistelbach, besuchte den ersten Jahrgang A der Handelsakademie. Im Katalog wird lakonisch vermerkt: Ausgetreten am 31.3.1938. Friedrich Hauser flüchtete nach Palästina und konnte dort als Musiker erfolgreich werden. Erst 1989 hat er die österreichische Staatsbürgerschaft wieder zuerkannt bekommen. Heute lebt er in Tel Aviv.

Ein ungleich schlimmeres Schicksal ereilte Ernst Salzberger. Auch er wurde aus der HAK vertrieben. Nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich verließ er das Land. Seine Eltern Nandor und Mira Salzberger, die schon früher nach Pressburg geflüchtet waren, konnten rechtzeitig nach Mexiko auswandern. Ihr Sohn Ernst hingegen wurde entdeckt und ins KZ Sachsenhausen verschleppt, später nach Bergen-Belsen überstellt und dort ermordet.

Otto Zeichner hielt es nicht mehr lange in Klagenfurt aus. Die Demütigungen an der Schule nahmen zu – auch im außerschulischen Alltag. Seine Schwester Ernestine erinnert sich noch genau an einen Ausflug ihres Bruders in die österreichische Hauptstadt. „Otto war in Wien, in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938“, berichtet sie. In dieser sogenannten „Reichskristallnacht“ wurden jüdische Geschäfte geplündert, Juden auf die Straße getrieben und erschossen. „Als mein Bruder aus Wien zurückkam, war er total verängstigt, so kannte ich ihn gar nicht“, erzählt Ernestine Zeichner und trägt noch immer einen Schimmer von Fassungslosigkeit in ihren Augen. „Durch Zufall trug er weiße Stutzen, die damals ein typisches Zeichen



Der Kopf der „Deutschen Kärntner Landeszeitung“ Freie Stimmen vom 10. Juli 1938. Quelle: Kärntner Landesarchiv



In der Kärntner Zeitung Freie Stimmen vom 10. Juli 1938 wird über die „Nationalsozialistische Ausrichtung im Schulwesen“ berichtet. Das Deutsche Nachrichtenbüro (DNB) teilt darin die Inhalte des nun auch in der Ostmark in Kraft getretenen „Reichsschulpflichtgesetzes“ mit, das die Schulpflicht nebst Wehr- und Arbeitsdienstpflicht zu einer Anforderung erhebt, „die an den einzelnen ein seines Volkes willen gestellt“ wird. Diese Botschaft richtete sich jedoch nicht an alle: In der Folge des Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich und der nationalsozialistischen Ausrichtung im Bildungswesen durften Juden oftmals nicht länger ihre Schule besuchen und wurden aus den Klassenbüchern ausgetragen. Quelle: Kärntner Landesarchiv

für Nationalsozialisten waren.“ Diese Stutzen sollten ihm in dieser Nacht das Leben retten. Otto Zeichner gab sich als Nazi aus, wurde aber trotzdem argwöhnisch beäugt, da er mit einem jüdischen Freund unterwegs war. Ernestine Zeichner heißt heute Esther Schuldmann und lebt in Tel Aviv. Verzeihen kann sie den Nationalsozialisten noch immer nicht. Auch Otto versuchte zu fliehen, zunächst mit dem Zionistischen Jugendverband nach Holland. Dort wurde er von den Nazis nach dem Einmarsch 1940 aufgegriffen, noch ehe er nach Palästina ausreisen konnte. Otto Zeichner wurde 1942 – im Alter von 21 Jahren – in Auschwitz ermordet.

KOMMENTAR

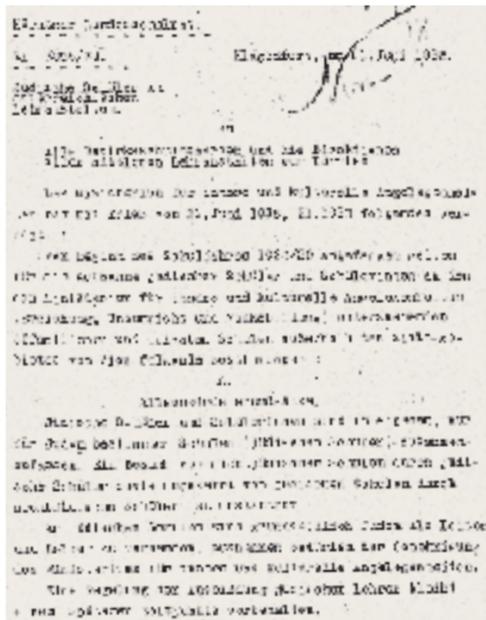
Nicht wegsehen

Wenn wir von den tragischen Schicksalen all dieser Menschen lesen, sind wir zutiefst berührt. Doch wie lange hält das an? Vielerorts sind „Juden- und Negerwitze“ auch heute noch bzw. heute wieder ganz alltäglich. Es scheint, als hätte die Gesellschaft beinahe vergessen, was vor rund 70 Jahren geschah. Obwohl heute Political Correctness angesagt ist, haben es Ausländer und Nichtchristen schwer, in unserer Gesellschaft aufgenommen zu werden. Auch Diskriminierung ist ein wichtiges Thema. Schuld daran sind vor allem Vorurteile, die etwa von Gruppierungen wie den Neonazis geschürt und verbreitet werden.

Viele Menschen, die die Jahre des Naziregimes persönlich erlebt haben, sagen heute: „Wir wussten nicht, was auf uns zukam und was mit den Juden geschah.“ Die Nachkriegsgeneration allerdings weiß das sehr wohl. Das ist ein Grund für uns, sich für ein toleranteres Zusammenleben einzusetzen und dafür zu sorgen, dass kein Mensch wie ein Bürger zweiter Klasse behandelt wird.

Zu viele Menschenleben wurden ausgelöscht, zu viele Familien wurden zerrissen, zu viele Frauen verloren ihre Männer, zu viele Kinder verloren ihre Väter und Mütter. Weil so viele weggesehen haben oder nicht wahrhaben wollten, was mit den Häftlingen in den diversen Konzentrationslagern passierte, ist in unseren Breitengraden kaum noch jemand jüdischer Herkunft anzutreffen.

Es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu verändern. Es liegt aber in unseren Händen, aus der Zukunft eine bessere zu machen und dafür Sorge zu tragen, dass etwas Ähnliches nie wieder geschieht.



Am 21. Juni 1938 erging ein Erlass vom Kärntner Landesschulrat an alle Bezirksschulbehörden und Direktionen der mittleren Lehranstalten von Kärnten. Betreff: „Jüdische Schüler an österreichischen Lehranstalten.“ Mit Beginn des Schuljahres 1938/39 galt für die Aufnahme von jüdischen Schülern, sie seien „in eigenen, nur für Juden bestimmten Schulen (jüdischen Schulen) zusammenzufassen“. An nichtjüdischen Schulen sollten keine jüdischen Schüler mehr aufgenommen werden. Quelle: Handelsakademie Klagenfurt

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

„Niemand wollte, dass eine Jüdin Kinder in Österreich erzieht“

Ernestine Zeichner, die Schwester von Otto Zeichner, wurde am 26. Oktober 1922 in Klagenfurt geboren. Wie ihr Bruder ist Ernestine jüdischen Glaubens. Ihre Mutter stammt aus Niederösterreich, ihr Vater war aus dem polnischen Teil Galiziens eingewandert. Bei der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten absolvierte Ernestine gerade eine Ausbildung zur Kindererzieherin.

Mit 15 Jahren haben Sie bereits eine Ausbildung zur Kindererzieherin begonnen. Eigentlich hätten Sie 16 Jahre alt sein müssen.

Stimmt, ich war zu jung. Davon habe ich mich nicht abhalten lassen. Ich habe eine außerordentliche Aufnahmeprüfung absolviert und diese am Ende auch bestanden. Ich wollte diese Ausbildung unbedingt machen.

Woran haben Sie in Ihrem Ausbildungsalltag gemerkt, dass sich die Bevölkerung Österreichs mit den Nationalsozialisten identifiziert?

Die anderen Kindergärtnerinnen gingen auf einmal an, solche Abzeichen an ihrer Brust zu tragen. Als einzige jüdische auszubildende Schülerin durfte ich bald darauf nicht mehr die Schule besuchen. Das war kurz vor meiner Prüfung. Ich durfte nicht mehr antreten, weil ich Jüdin war. Otto ging es ähnlich ...

... Otto, das war Ihr Bruder. Was hat er erlebt?

Am ersten oder zweiten Schultag wurden alle Schüler, die auf der Anwesenheitsliste standen, aufgerufen. Alle außer meinem Bruder. Nachdem er es

bemerkte, fragte er nach und bekam dann zur Antwort, ach so, du bist der Jude.

Sie haben also Ihre Ausbildung auf den letzten Metern vor dem Ziel abbrechen müssen?

Nicht sofort. Ich hatte ein gutes Verhältnis zu der Leiterin des Kindergartens. Mit ihr habe ich weiterhin gut gelernt, obwohl alle anderen etwas dagegen hatten. Eine Zeit lang hat sie mich privat weiterhin unterrichtet und mir Lehrmaterial zugeschluggelt, irgendwann war aber auch das nicht mehr möglich. Allerdings hat sie sich ziemlich stark für mich eingesetzt.

Wie lief das ab?

Die Kindergartenleiterin argumentierte im Stadtrat für die Fortsetzung meiner Ausbildung. Natürlich wollte niemand, dass eine Jüdin später Kinder in Österreich erzieht. Meine Leiterin schlug vor, dass ich später im Ausland als Erzieherin arbeite – vergeblich.

Ernestine floh noch 1938 mit der Jugend-Alija, einer jüdischen Organisation zur Überführung jüdischer Jugendlicher nach Palästina, über Wien nach Palästina. Heute lebt die 86-Jährige noch immer dort.

Das Gespräch wurde aus der Videoaufzeichnung eines Interviews mit Esther Schuldmann, geb. Ernestine Zeichner in Israel zusammengefasst, das dort von der Pädagogin Dr. Nadja Dangelmaier für das Projekt „Erinnerung an die jüdischen Schüler“ der Handelsakademie Klagenfurt im Schuljahr 2007/08 geführt wurde.

TEAM „INVENTORES“



Erste Reihe von links: Nathalie Lausegger (18), Elisabeth Strugger (18), Stefan Lindmayer (19); zweite Reihe: Georg Frank (19) und Sabrina Berger (18); dritte Reihe: Karin Reischütz (19), Christian Koch (18), Jasmin Tolltschein (18), Carina Gautsch (18); letzte Reihe: Melanie Trauntschnig (18), Christina Jäger (20) und Bernhard Obiltschnig (18)

Die Projektarbeit bei step21 [Weiße Flecken] hat uns Einblicke in die nationalsozialistische Gesellschaft und Ideologie ermöglicht; anders als Frontalunterricht es je vermocht hätte. Der Kontakt mit alten Dokumenten und Zeitungen faszinierte uns mehr als wir es für möglich erachtet hätten. Selbst ein ganz normaler

Spaziergang durch die Straßen Klagenfurts lässt nun Erinnerungen aufblitzen. Wir erkennen Häuser aus unseren Recherchen wieder und wissen jetzt, welche Geschichte sich in ihnen ereignet hat. Es liegt an uns, mithilfe der Erinnerungen von Zeitzeugen all jene Menschen nicht zu vergessen, die sinnlos gestorben sind.



Ausweglos – Das Schicksal eines Arztes

8. Dezember 1941, Rimmels, 25 Kilometer südlich von Rendsburg: In den frühen Morgenstunden folgen vier Menschen einem Mistwagen, auf dem ein Leichnam liegt. Es ist ein spärlicher Trauerzug im Morgengrauen und auf Seitenwegen, der dem einst angesehenen Chirurgen Dr. Ernst Karl Bamberger die letzte Ehre erweist.

Die heimliche Aktion war nötig, um mögliche Störungen durch Nationalsozialisten zu vermeiden: Dr. Bamberger war zwar schon 1921 zum protestantischen Glauben übergetreten, in der NS-Rassenideologie hatte er wegen seiner jüdischen Herkunft jedoch als „Volljude“ gegolten und war erbarmslos verfolgt worden.

Einer der Trauernden war der Landmaschinenmeister Claus Masch-

lich gleichgestellt. Faktisch aber blieb ihnen eine Laufbahn im öffentlichen Dienst, an den Universitäten und beim Militär versperrt. Der Beruf des Arztes war ähnlich wie der des Rechtsanwalts in der Kaiserzeit eine Nische für das jüdische Bürgertum, ermöglichte sozialen Aufstieg und ein solides Einkommen. Nach seinem Studium in Heidelberg und ersten Anstellungen in Bonn, Heidelberg und Trier ging Bamberger 1918 als Assistenzarzt nach Kiel. Er entwickelte sich zum fähigen Chirurgen, sodass ihm die Verantwortung für einen Klinikteil des Kieler Anshar-Krankenhauses mit 38 Betten und zwei Operationssälen übertragen wurde.

Dort lernte Bamberger 1921 seine aus Rimmels stammende Frau Cäcilie Steffens kennen. Vor der Hochzeit kon-

wirkungsmöglichkeit auf den einzelnen Volksgenossen von niemandem bestritten werden wird“, hetzte die Schleswig-Holsteinische Landeszeitung schon Tage zuvor am 24. August 1938.

Bamberger konnte als Veteran des Ersten Weltkriegs trotz jüdenfeindlicher Diffamierungen bis 1935 praktizieren. Sein Jagdfreund, der Leiter des NS-Ärztetbunds im Kreis Rendsburg Dr. Carl Brinkhaus, setzte sich zunächst für ihn ein. Auch andere Vereinsfreunde schützten ihn vor Restriktionen. Dies änderte sich durch den Erlass der „Nürnberger Gesetze“ im September 1935. Bamberger galt nun als „Volljude“ und war somit rassistischer Verfolgung ausgesetzt. Die Lage für Menschen in einer „nicht privilegierten Mischehe“, wie Bambergers kinderlose Verbindung mit seiner „arischen“ Frau Cäcilie den Nürnberger Rassegesetzen nach klassifiziert wurde, verschlechterte sich ebenfalls zunehmend.

Bamberger wurde in seiner Heimatstadt zu einer geächteten Person und zunehmend ausgegrenzt. Auf Unterstützung seiner ehemaligen Jagdfreunde konnte er bald nicht mehr zählen. Mit dem Berufsverbot im Frühjahr 1938 wurde das Paar gezwungen, die Stadt zu verlassen. Auf eine Flucht ins Ausland verzichtete Bamberger aus Liebe zu seiner heimatverbundenen Frau. Doch deren Eltern in Rimmels wollten die Eheleute nicht aufnehmen. Schließlich verhalf ihnen Cäcilies Vetter zu einer Zuflucht: In dem bereits von Familie Maschmann bewohnten Altenteil seines Hof stellte er ihnen Wohnraum zur Verfügung. Eng war es, wie sich der damals zehnjährige Helmut Maschmann erinnert: „Dann sind wir zusammengerückt, Bamberger mit seiner Frau und mit dem Hund haben die eine Hälfte gekriegt, wir die andere.“

Bamberger litt zunehmend unter Depressionen. Die Isolation wuchs.



Dr. Ernst Karl Bamberger in seiner Rendsburger Privatklinik für Chirurgie und Frauenheilkunde. Links neben ihm seine Frau Cäcilie, die sich um die Verwaltung der Klinik kümmerte, und die Angestellten seines Praxis-teams. Datum unbekannt. Quelle: Jüdisches Museum Rendsburg

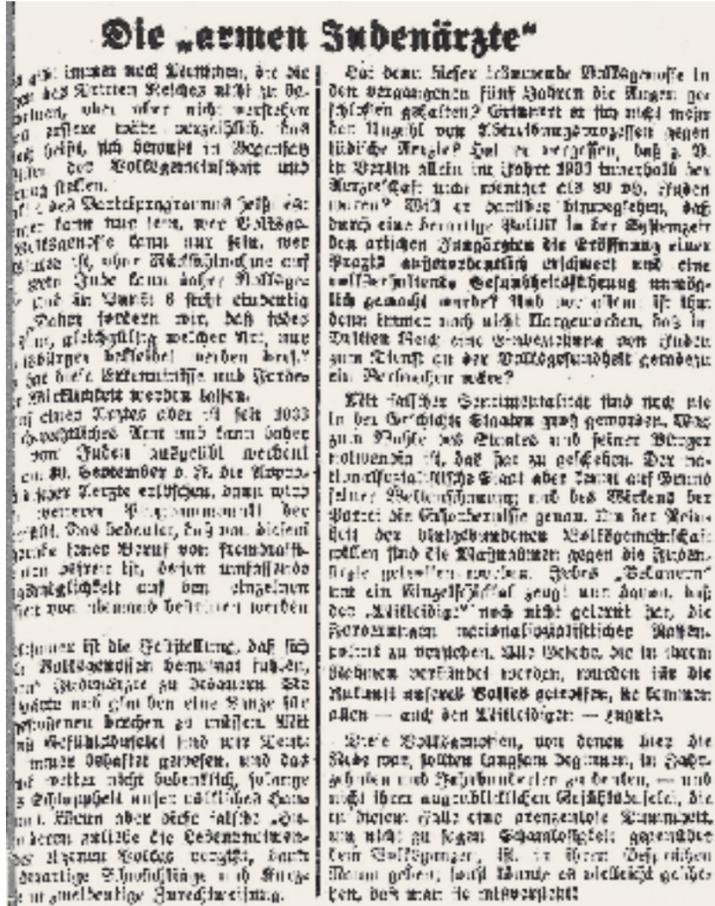
mann. Als einer der letzten Freunde des Arztes teilte sich Maschmann zuletzt mit dem Ehepaar Bamberger die Wohnung auf einem bäuerlichen Anwesen in Rimmels. „Pastor Krohne hat Bamberger aufgrund seiner Konfession christlich beerdigt, obwohl er damals als ‚Jude‘ galt“, erklärt der 80-jährige Helmut Maschmann, Sohn von Claus, der noch Kindheitserinnerungen an Bamberger hat.

Bambergers Eltern hatten mit Bedacht die Vornamen Ernst und Karl für ihren 1885 geborenen Sohn gewählt; die jüdische Herkunft der Familie sollte nicht auf den ersten Blick ersicht- lich sein. Jüdische Reichsbürger waren zwar ihren christlichen Nachbarn seit der Reichsgründung 1871 recht-

vertierte er zum christlichen Glauben, da die großbäuerliche Familie der Braut einen jüdischen Schwiegervater nicht akzeptiert hätte. Das Paar zog ins nahe gelegene Rendsburg, wo Bamberger 1922 eine Privatklinik für Chirurgie und Frauenheilkunde übernahm. In kurzer Zeit erarbeitete er sich einen hervorragenden Ruf weit über Rendsburg hinaus – als Chirurg und als Mensch. Schnell gehörten Cäcilie und Ernst Bamberger zur besten Gesellschaft und verwurzelten sich mehr und mehr in der damals 16.000 Einwohner zählenden Stadt.

Bamberger trat dem örtlichen Jägerverein bei. Viele seiner Mitjäger waren einflussreiche Männer, und während gemeinsamer Jagdausflüge entstanden neue Freundschaften. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 sollten diese Freundschaften für ihn von entscheidender Bedeutung sein.

Bereits zwei Monate nach Hitlers Machtantritt begannen Ausschluss und Verfolgung von „nichtarischen“ Ärzten, die am 30. September 1938 in einem vollständigen Berufsverbot für jüdische Mediziner gipfelten. „Das bedeutet, dass von diesem Tage an gerade jener Beruf von fremdartigen Elementen befreit ist, dessen umfassende Ein-



Artikel aus der Schleswig-Holsteinischen Landeszeitung vom 24. August 1938 (linke Spalte unvollständig), der sich an jene „träumenden Volksgenossen“ richtet, die Mitleid mit den „armen Judenärzten“ haben, weil diesen die Approbation entzogen wurde. Jedes Mitgefühl wird als „augenblickliche Gefühlsduselei“, „falsche Sentimentalität“ und „grenzenlose Dummdheit“ gegeißelt. Quelle: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlages

Zwar bekam er in den ersten Monaten noch Besuche von wenigen verbliebenen Freunden; dies musste aus Angst vor Konsequenzen aber heimlich geschehen: „Die kamen alle von hinten, da wurde die Scheune aufgemacht, Auto rein, Tür zu und durch die Hintertür“, schildert Helmut Maschmann. Die im September 1941 eingeführte

öffentliche Kennzeichnungspflicht aller Juden durch den „gelben Stern“ ließ Bambergers Hoffnungen weiter schwinden. Seitdem sei er nicht mehr auf der Straße erschienen, erinnert sich Maschmann.

Die Lage verschlimmerte sich, Gerüchte über die geplante Deportation aller deutschen Juden in Ghettos und Vernichtungslager im Osten erreichten auch den verzweifelten Arzt – so bemühte sich Bamberger im Herbst 1941 schließlich doch noch um ein Visum für Schweden. Da war es jedoch zu spät: Das Dritte Reich verhängte ab dem 23. Oktober 1941 für alle Juden ein Ausreiseverbot. In dieser unerträglichen und ausweglosen Situation schien ein Weiterleben für den einst erfolgreichen und angesehenen Arzt nicht länger möglich: Am 6. Dezember 1941 nahm sich Bamberger durch eine tödliche Injektion das Leben.

Cäcilie Bamberger zog 1951 von Rimmels zurück nach Rendsburg. Zwei Anläufe der Stadt, eine Straße nach Dr. Bamberger zu benennen, scheiterten an ihrem Einspruch. Drei Jahre nach ihrem Tod 1982 wurde die sanierte Synagoge in „Dr.-Bamberger-Haus“ umbenannt und 1988 das Jüdische Museum dort eröffnet.

KOMMENTAR

Aus der Geschichte nichts gelernt?

Die Judenverfolgung ist die finsternste Seite des Nationalsozialismus und eines der dunkelsten Kapitel europäischer Geschichte. Jahrhunderte wurden vom Antisemitismus geprägt. Seinen Höhepunkt erreichte er jedoch mit dem Nationalsozialismus. Ein kleiner Teil der Menschheit wurde seiner Menschlichkeit beraubt; man sprach nur noch von „Rasse“ und diffamierte Juden als „Untermenschen“. Der in dieser Zeit geschürte Hass betraf nicht nur Menschen jüdischen Glaubens, sondern auch deren Freunde, Bekannte und Helfer in der Not.

Unser Beispiel für diesen Hass ist das Schicksal von Dr. Bamberger. Der Sohn jüdischer Eltern konvertierte aus Liebe zu seiner Frau zum Christentum. Der einst angesehene Bürger und qualifizierte Chirurg, wurde seines Berufs und seines Lebensstandards beraubt, nicht mehr als Mensch behandelt. Dieses Schicksal teilte er mit allen als Juden klassifizierten Menschen.

Auch heute schwelt der Gedanke des Hasses noch immer in einigen Köpfen. Ein Beispiel dafür ist die Ausländerfeindlichkeit in Deutschland, die schon wieder viel zu viel Akzeptanz erfährt. Wir alle sind aufgerufen, nicht die Augen und Ohren davor zu verschließen, sondern uns zu fragen: Haben wir aus der Geschichte nichts gelernt?



Aus dem Comic „Rendsburg Prinzessinstraße – Die Geschichte einer jüdischen Kleinstadtgemeinde“ von Elke Steiner. Die Berliner Comiczeichnerin und Illustratorin fertigte in Kooperation mit dem Jüdischen Museum Rendsburg einen Comic zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Rendsburg von 1695 bis 1942 an. Darin wird auch das Schicksal Dr. Bambergers geschildert. Copyright: Elke Steiner/Edition Panel 2001

HINTERGRUND

STATIONEN DER AUSGRENZUNG JÜDISCHER ÄRZTE

- 1. April 1933:** Erster reichsweit organisierter Boykott jüdischer Geschäfte und Arztpraxen.
- 22. April 1933:** Allen „nichtarischen“ Ärzten wird die Zulassung als Kassenärzte der gesetzlichen Krankenversicherung entzogen. Ausgenommen sind Teilnehmer des Ersten Weltkriegs und deren Hinterbliebene. 40 Prozent der jüdischen Ärzte verlieren so ihre Zulassung der gesetzlichen Kassen.
- Mai 1934:** Alle Ausnahmeregelungen für noch praktizierende jüdische Ärzte werden abgeschafft.
- September 1935:** Erlass der „Nürnberger Gesetze“: Jüdische Mitbürger werden zu Menschen zweiter Klasse und minderen Rechts gestempelt.
- 1. Januar 1938:** Allen jüdischen Ärzten wird die Zulassung zu den Ersatzkassen entzogen.
- 30. September 1938:** Die Approbation (staatliche Zulassung zur Berufsausübung) aller jüdischen Ärzte erlischt endgültig. Damit müssen die meisten auch ihre Praxisräume und Wohnungen verlassen. Von 9.000 jüdischen Mediziniern (Stand 1933) dürfen nur noch einige wenige als sogenannte „Heil-“ oder „Krankenbehandler“ die eigene Familie und andere Juden behandeln.
- 9./10. November 1938:** Reichspogromnacht: Angehörige von SA und SS demolieren jüdische Geschäfte und Wohnungen und misshandeln ihre Bewohner.
- 1. September 1941:** „Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden“: Alle nach den Nürnberger Gesetzen als Juden definierten Personen ab dem sechsten Lebensjahr müssen einen gelben „Judenstern“ tragen.
- 20. Januar 1942:** „Wannsee-Konferenz“ in Berlin: Unter dem Vorsitz des SS-Obergruppenführers Reinhard Heydrich, Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, wird die Organisation der vollständigen Vernichtung aller europäischen Juden geplant. Über sechs Millionen Juden fallen dem staatlich geplanten Massenmord bis 1945 zum Opfer.

TEAM „RD-LK-2008“



Von links: John Braubach (18), Jan Krause (20), Johann Gottfried Herder (wäre heute 264), Alexander Merten (19), Farina Pieper (18) und Jelwin Stasiak (18)

Wir sind fünf Schüler aus Rendsburg und Umland und besuchen den Leistungskurs Geschichte – darum unser Teamname RD-LK-2008. Zu step21 [Weiße Flecken] kamen wir durch unseren Geschichtslehrer Jörg Ritter-

hoff. Wir fühlten uns sofort herausgefordert und machten uns mit Feuereifer an die Arbeit. Wir recherchierten das Schicksal des Arztes Dr. Bamberger. Nach ihm ist das Jüdische Museum in Rendsburg benannt.



Vězení gestapa na studenských kolejích

Mučení a vraždění v Kaunicových kolejích v Brně

Slyšeli jsme jen dupot okovaných bot esesáků a chrastění klíčů.“ vzpomíná bývalý politický vězeň Josef Styx. Na první pohled to bylo vězení jako každé jiné – malé cely, džbán s vodou a v místnosti tři postele. „Když mě zatklí a odvedli do cely, tak jsem se po chvíli dozvěděl, že je můj kamarád uvězněný na druhé straně budovy a to díky morseovce, kterou jsme se dorozumívali přes ústřední topení,“ vypráví Josef Styx. Psal se rok 1944 a čtyřicetiletý Josef Styx se dostal do největší brněnské věznice gestapa v Králově ulici. Ještě před několika lety bylo na chodbách slyšet rozhovory mladých studentů, ze dne na den však budovu ovládla bolest a strach.

Z kolejí se stala věznice

Vše začalo 17. listopadu 1939 brzy ráno, když německá tajná policie a jednotky SS po uzavření českých vysokých škol obsadily i brněnské Kaunicovy koleje. Nacisté ještě ten samý den odvezli 173 studentů do koncentračního tábora Sachsenhausen, ostatních pět set mladých lidí se muselo ihned vystěhovat. Na místě si pak nacisté v průběhu dvou měsíců zřídili vyšetřovací sídlo a věznici, kam posílali lidi, kteří se jakýmkoliv způsobem podíleli na protifašistickém odboji.

Budova byla rozdělena na dva bloky, pokoje se proměnily ve strážnice, marodku, vyšetřovny a vězeňské cely. Okna v nich byla zamalována vápnem a koncem roku 1944 přibýly i mříže, vyrobené z dřívějšího železného plotu. Místo něj Němci postavili plot dřevěný s pletivem a ostatními dráty. Hlídky SS procházely vždy kolem budovy i na chodbách.

„Když jsme byli v celách, neustále jsme měli strach ze strážných. Při pravidelných kontrolách si esesáci vybrali jednoho z vězňů a přímo na chodbě do něj začali kopat. Často jsme museli běžet po schodech, dokud jsme nepadli vyčerpaní. Na to si vzpomínám, jakoby to bylo včera,“ vypráví Josef Styx, který ve věznici strávil půl roku. Vždy



Moravská orlice z Brna informovala 30. září 1941 o dosazení Heydricha a o vyhlášení stanného práva. Komentář na pravé straně vyzýval český národ, aby podporoval „loyální snahu a politiku Vůdce“. Zdroj: Moravská orlice (Mährischer Adler) aus Brünn berichtet am 30. September 1941 über die Einsetzung Heydrichs und die Ausrufung des Standrechts. Der dazugehörige Kommentar auf der rechten Seite fordert die tschechische Nation auf „die Bemühungen und die Politik des Führers“ loyal zu unterstützen. Quelle: Mährisches Landesarchiv

nejstarší vězeň v cele musel při každém otevření dveří dozorcí nahlásit, kolik se v cele nachází osob a jestli je vše v pořádku. Do koupelen vězni chodili každou sobotu, nejvíce se ale obávali koupelen ve sklepě, kde probíhaly takzvané vanové výslechy, při kterých Němci na vězně stříkali střídavě studenou a horkou vodu. Tento proces se opakoval do chvíle, než se vyšetřovaný přiznal.

Krátký proces

Vězni byli vyšetřováni úředníky gestapa na právnické fakultě Masarykovy univerzity. Za stanného práva zde zasedal stanný soud, který vězně odsouval k smrti. Avšak nešlo o běžnou soudní instituci, kde zasedají soudci a práv-

níci. Žádný z vězňů neměl nárok na obhajobu. Vedle trestu smrti, který byl vykonán ještě ten samý den, mohl stanný soud přenechat vězně gestapu. To znamenalo eskortu do pracovního koncentračního tábora Mauthausen a následnou smrt, mnohdy i vyhlazením. Výjimečně se obžalovaný dočkal zproštění viny. Pokud byl vězeň odsouzen k trestu smrti, gestapo jej převezlo zpět do Kaunicových kolejí, kde čekal v cele číslo 17 na svou smrt. Další proslulou celou se na začátku roku 1945 stala cela číslo 8, ze které odcházeli k popravě zastřelením především partyzáni a výsadkáři. Odsouzený měl možnost napsat poslední krátký dopis, ve kterém se loučil se svým životem. Příslušníci gestapa popravovali vězně ve dvoře pod sgrafitem svatého Václava – patrona českých zemí.

Běžné výslechy byly na denním pořádku. „U výslechu byli vždy dva gestapáci, jeden z nich s vyšší hodností. Po-

užívali různé metody výslechu, nejčastěji vězně mučili,“ vzpomíná dnes devadesátiletý Josef Styx. Několik vězňů teror nepřežilo, jiní zase spáchali sebevraždu ve strachu před tím, aby něco neprozradili. Jiní podleli psychickému nátlaku během výslechu, vyskočili z okna nebo si podřezali žíly.

Nacionálními socialisty kontrolované protektorátní noviny neinformují vůbec o událostech ve vězení. Místo toho opěvují německá vítězství a vyzývají Čechy k loajalitě Vůdci. Během stanného práva otkrývaly denně tyto noviny, jako např. *Moravská orlice* z Brna, seznamy osob odsouzených stanným soudem k popravě, což mělo vést k zastrášení ostatního českého obyvatelstva. Kaunicovy koleje jakožto místo poprav nejsou zmiňované ani zde. Tato informace byla uvedena jen v úmrtních listech popravených.

Kapacita kolejí přestávala během pětiletého provozu věznice stačit, a tak

Němci v zahradě postavili pět dřevěných domů. Počet vězňů v budově se podle výpovědi Duby, jednoho z později zadržovaných nacistických vojáků, pohyboval až do 1.200 osob. Věznice byla koncem roku 1944 a počátkem roku 1945 zcela přeplněna. Ve dvoře stály, přímo před okny tehdejší kuchyně, tři dřevěné šibenice, kde byly popraveni nejčastěji Židé. Na ty, kteří nebyli popraveni, čekal transport do Osvětimi, odkud se jen malá hrstka lidí dostala zpět do svých domovů. Ke konci války, na poslední čtyři měsíce, bylo v rohu dvora zřízeno popraviště, kterému se říkalo „na písečku“. Zde nacisté popravovali hlavně partyzány. Přesný počet se neví, avšak z výpovědi později vyslychaných příslušníků gestapa se jednalo asi o 120 lidí. Nejmladším popraveným byl desetiletý Milošek Prudil, který na písečku zemřel spolu se svými rodiči, kteří pomáhali partyzánské skupině Jermak.

Za národ a za svobodu

Všechny záznamy o věznicích gestapa zničilo, podle očitých svědků a vězňů, kteří pobývali v takzvaných Kauničkových přežili, mohly věznicí projít až desítky tisíc lidí. Svědectví o životě ve věznicích podávají také dochované útržky dopisů nebo úryvky básniček (Nezapomeň), které zůstaly vyryty nebo vyzkrábány na kusech nábytku nebo stěnách. Pár dochovaných dopisů, které psali někteří vězni před svou smrtí, dokazuje, že jejich poslední myšlenky byly plné hrstivosti a vlastenectví. Vězni v nich prohlašují, že jsou ochotni položit život za svůj národ a za svobodu, a pobízejí tak další generace ke vzdoru.

Německé vraždění v Kaunicových kolejích skončilo 16. dubna 1945, kdy bylo slyšet pomalu se blížící tanky Rudé armády. V tento den střelily pušky na popravišti naposled.

Minulosti Kauniček připomíná pamětní síň v přízemí s darovanými věcmi od pozůstalých nebo přímo od vězňů a památník za osvobození od nacismu v zahradě, kolem kterého denně opět prochází desítky studentů do svých pokojů.

HISTORICKÉ POZADÍ

UZAVŘENÍ ČESKÝCH VYSOKÝCH ŠKOL

Německá armáda obsadila Česko-Slovensko 15. března 1939. Následujícího dne byl vyhlášen Protektorát Čechy a Morava. První velká demonstrace proti německé okupaci a protektorátní politice proběhla v Praze 28. října 1939. Protektorátní policie, která měla tento protest potlačit, ale vyjadřovala demonstrantům spíše sympatie. Až jednotky SS, SA, SD a gestapa dav ostrou střelbou rozehnaly. Václav Sedláček zemřel na místě, student medicíny Jan Opletal zemřel na následky svého zranění 11. listopadu. O čtyři dny později se jeho pohřeb proměnil v další masovou demonstraci. Němci odpověděli 17. listopadu uzavřením českých vysokých škol a uvězněním 1.200 studentů v koncentraním táboře Sachsenhausen.

STANNÉ PŘÁVO V PROTEKTORÁTU

Zastupující protektor Reinhard Heydrich vyhlásil den po svém nástupu do úřadu říšského protektora pro Čechy a Moravu, dne 28. září 1941, stanné právo, aby potlačil sílící protinacistický odboj v Protektorátu. Na základě tohoto výnosu byly stovky českých občanů popraveny, tisíce zatčeny a odvečeny do vězení nebo koncentračních táborů. Gestapu se tak podařilo rozbit skoro všechny odbojové organizace. Stanné právo skončilo 20. ledna 1942, doba teroru tak na pár měsíců polevila.

Po úspěšném atentátu na Heydricha Československými výsadkáři Jozefem Gabčíkem a Janem Kubišem, dne 27. května 1942 (pozn. red.: Téma zpracovala pražská redakce v druhém vydání novin [Weisse Flecken]), bylo stanné právo opět vyhláшено. Obnovená vina zatýkaná a popravená více jak tisícovkou civilních obětí trvala do 3. července 1942.

TÝM BRNĚŇSTÍ DRACI TEAM BRÜNNER DRACHEN



Zleva/Von links: Vojtěch Mečír (18), Milan Neužil (19), Bianka Buchvaldková (18), Jakub Michalík (18), Markéta Zelenková (17), Jan Menoušek (19)

Milan, Honza, Vojta, Kuba, Markéta a Bianka – my všichni navštěvujeme německé gymnasium v Brně. Baví nás historie, a tak jsme se alespoň na chvíli stali amatérskými historiky. V českých dějinách je mnoho bílých míst, o kterých většina národa ví jen z půlky či snad vůbec. Napsali jsme proto článek, který je nejen pro naše vrstevníky ale i pro naše učitele, rodiče, prarodiče a jiné. Díky iniciativě step21 jsme se dozvěděli zcela nové informace o našich dějinách. Zjistili jsme také, že práce ve skupině, která je složená z lidí, kteří mluví jinými jazyky, je mnohem náročnější než jsme zvyklí, protože musíme přemýšlet nejen nad tím, co chceme říct, ale taky nad tím, kterým způsobem to podat a vysvětlit. // Milan, Honza, Vojta, Kuba, Markéta und Bianka – gemeinsam be-

suchen wir das deutsche Gymnasium in Brno. Geschichte macht uns Spaß, und deshalb haben wir uns als Amateurchistoriker versucht. In der tschechischen Geschichte gibt es viele weiße Flecken, über die die Mehrzahl der Tschechen nur wenig oder gar nichts weiß. Deshalb haben wir einen Artikel geschrieben, der nicht nur für unsere Altersgenossen bestimmt ist, sondern auch für unsere Lehrer, Eltern, Großeltern und andere. Dank der Initiative step21 haben wir ganz neue Informationen über unsere Geschichte herausgefunden und festgestellt, dass die Arbeit in einer Gruppe mit Menschen, die eine andere Sprache sprechen, sehr anspruchsvoll ist. Denn man muss nicht nur darüber nachdenken, was man sagen will, sondern auch wie.

KOMENTÁŘ

Musíme o tom mluvit častěji

Proč? Proč toho víme tak málo? Tuto otázku jsme si museli klást, když jsme začali psát článek o Kaunicových kolejích v Brně. Při návštěvě malého muzea v přízemí Kauniček, jsme zjistili, že jsme dosud o té hrozné události vlastně nic nevěděli. Ale proč? Snad kvůli tomu, že učebnice dějepisu tuto dobu nastíní jen málo nebo snad proto, že lidé nechtějí mluvit o době panování nacismu? Nacisté zavraždili mnoho lidí a právě kvůli těm, kteří přišli o život bychom se neměli bát o tom mluvit. Nejdůležitě-

tějším momentem pro nás bylo setkání s dnes devadesátiletým pamětníkem Josefem Styxem, který prošel věznicí v Kauničkových. Vyprávěl nám své zážitky z vězení a postupem času se tomu dokázal i zasmát. Neměli bychom zapomínat na lidi, kteří zde byli popraveni nebo se zapojili do protifašistického odboje. O těchto situacích, tedy o našich dějinách a dějinách našich sousedů, by se proto mělo mluvit častěji a ne jen mlčet. Když my o tom víme už tak málo, co tedy budou vědět naše děti? ↩



Milan Neužil, Josef Styx a Bianka Buchvaldková, 2009



Gestapo-Gefängnis im Studentenwohnheim

Folter und Hinrichtungen im Kaunitz-Kolleg in Brünn

Wir hörten nur das Stampfen der beschlagenen Stiefel der SS-Leute und das Rasseln der Schlüssel“, erinnert sich der ehemalige politische Gefangene Josef Styx heute. Auf den ersten Blick war es ein Gefängnis wie jedes andere – kleine Zellen, ein Krug mit Wasser und drei Betten in jedem Raum. „Als sie mich in die Zelle gebracht hatten, erfuhr ich mithilfe des Morsealphabets über die Heizungsrohre nach einer Weile, dass sie meinen Kameraden auf der anderen Seite des Gebäudes eingesperrt hatten“, erzählt Josef Styx. Man schrieb das Jahr 1944, und der 24-jährige Styx befand sich im größten Gefängnis der Gestapo in Brünn – dem tschechischen Brno. Noch wenige Jahre zuvor waren die Stimmen junger Studenten auf den Gängen zu hören gewesen, von einem Tag auf den anderen beherrschten das Gebäude Schmerz und Angst.

Aus dem Studentenwohnheim wird ein Gefängnis

Was war geschehen? Am frühen Morgen des 17. November 1939 hatten die deutsche Geheimpolizei und Einheiten der SS nach der Schließung der tschechischen Hochschulen das Brüner Studentenwohnheim Kaunitz-Kolleg besetzt. Die Nationalsozialisten verschleppten noch am selben Tag 173 Studenten in das Konzentrationslager Sachsenhausen, die übrigen 500 mussten sofort ihre Zimmer räumen. Innerhalb von zwei Monaten entstanden hier der Sitz einer Untersuchungseinheit und ein Gefängnis für Personen, die sich am antifaschistischen Widerstand beteiligt hatten.

Das Gebäude wurde in zwei Blöcke eingeteilt, die Zimmer wurden in Wachstuben, Krankenzimmer, Untersuchungs- und Verhörräume sowie Gefängniszellen umgewandelt. Die Fenster wurden mit Kalk übermalt und Ende 1944 zusätzlich vergittert. Das Gebäude wurde mit Zaun und Stacheldraht gesichert und von außen wie innen von SS-Männern bewacht.

„Wenn wir in den Zellen waren, hatten wir ständig Angst vor den Wärtern. Bei den regelmäßigen Kontrollen suchten sich die SS-Leute einen der Gefangenen aus und gingen direkt auf dem Gang an, ihn zu treten. Oft wurden wir bis zum Umfallen die Treppen hoch und runter gejagt. Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen“, erzählt Josef Styx, der ein halbes Jahr in dem Gefängnis inhaftiert war. Am meisten fürchteten die Häftlinge sich vor den Badezimmern im Keller, wo sogenannte Wannerverhöre stattfanden, bei denen die Deutschen die Gefangenen so lange abwechselnd mit heißem und kaltem Wasser abspritzten, bis sie ein Geständnis ablegten.

Kurzer Prozess

Die Verhöre der Gefangenen nahmen Gestapo-Beamte an der Juristischen Fakultät der Masaryk-Universität vor. Während des Standrechts wurde hier das Standgericht abgehalten, das Gefangene zum Tode verurteilte. Das Standgericht war keine ordentliche juristische Institution mit Richtern und Anwälten. Keiner der Gefangenen hatte Anspruch auf einen Verteidiger. Außer der Todesstrafe, die noch am selben Tag vollstreckt wurde, konnte das Gericht den Häftling der Gestapo übergeben. Das bedeutete den Abtransport in das Konzentrationslager Mauthausen.

Nur in Ausnahmefällen wurde ein Gefangener freigesprochen. Wurde der Häftling zum Tode verurteilt, brachte die Gestapo ihn zurück in das Kaunitz-Kolleg, wo er in Zelle Nr. 17 auf seinen Tod wartete. Er hatte die Möglichkeit, einen letzten kurzen Brief zu schreiben, um sich von seinem Leben zu verabschieden. Das Urteil wurde im Hof vollstreckt, unter dem Bild des Heiligen Wenzel – des tschechischen Nationalheiligen.

Verhöre waren an der Tagesordnung. „Bei einem Verhör waren immer zwei Gestapo-Beamte anwesend, einer von beiden mit höherem Rang. Sie benutzten verschiedene Verhörmethoden, meistens wurden die Häftlinge gefoltert“, erinnert sich der heute 90-jährige Josef Styx. Einige überlebten die Folter nicht, andere begingen Selbstmord, aus Angst, etwas zu verraten, oder weil sie dem Druck während des Verhörs nicht standhielten. Sie sprangen aus dem Fenster oder schnitten sich die Pulsadern auf.

Die von den Nationalsozialisten kontrollierten Protektoratszeitungen berichteten nichts über die Geschehnisse im Gefängnis. Stattdessen bejubelten sie die deutschen Siege und forderten die Tschechen auf, dem Führer des Deutschen Reiches gegenüber loyal zu sein. Während des Standrechts druckten diese Zeitungen, wie etwa die *Moravská orlice* (Mährischer Adler) aus Brünn, täglich Listen der standgerichtlich zum Tode Verurteilten ab, um die restliche tschechische Bevölkerung einzuschüchtern. Das Kaunitz-Kolleg als Hinrichtungsort wurde auch hier nicht erwähnt. Diese Information findet sich nur in den Todesurkunden der Hingerichteten.

Für Nation und Freiheit

Während seines fünfjährigen Bestehens kam das Gefängnis an seine Kapazitätsgrenze, sodass zusätzliche Holzhäuser im Garten gebaut wurden. Nach Aussagen des später festgenommenen Soldaten Duba gab es im Kaunitz-Kolleg bis zu 1.120 Häftlinge. Das Gefängnis war zum Jahreswechsel 1944/45 völlig überfüllt.

Im Hof standen unmittelbar vor den Fenstern der damaligen Küche drei hölzerne Galgen, an denen überwiegend Juden erhängt wurden. Jene, die nicht hier hingerichtet wurden, erwartete der Transport nach Auschwitz. Gegen Ende des Krieges wurde in ei-

jährige Milošek Prudil, starb gemeinsam mit seinen Eltern, die der Partisanengruppe Jermak geholfen hatten.

Die Gestapo hat alle Aufzeichnungen über die Gefangenen vernichtet, nach Augenzeugenberichten und Aussagen von Häftlingen, die das tschechisch „Kauničky“ genannte Gefängnis überlebten, waren hier vermutlich Zehntausende Menschen inhaftiert. Vom Leben im Gefängnis zeugen Teile von Briefen oder Fragmente von Gedichten, die in ein Möbelstück oder in die Wand geritzt wurden. Einige überlieferte Briefe, von Gefangenen kurz vor ihrem Tod geschrieben, zeigen, dass ihre letzten Gedanken voller Heldentum und Patriotismus waren. Sie waren bereit, für ihre Nation und die Freiheit zu sterben, und forderten die nächste Generation zum Widerstand auf.

Das deutsche Morden im Kaunitz-Kolleg endete am 16. April 1945, als das langsame Näherkommen der Panzer der Roten Armee zu hören war. An diesem Tag schossen die Gewehre auf der Hinrichtungsstätte zum letzten Mal.

An die Vergangenheit des Kaunitz-Kollegs erinnern heute ein Gedenkraum im Erdgeschoss und ein Denkmal für die Befreiung vom Nationalsozialismus im Garten, an dem nun täglich wieder Dutzende Studierende vorbei in ihre Zimmer laufen.

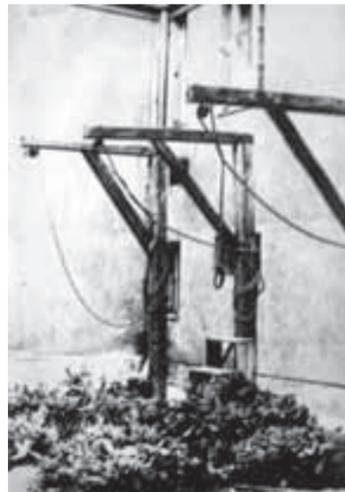
KOMMENTAR

Wir müssen häufiger darüber sprechen

Warum wissen wir so wenig darüber? Diese Frage mussten wir uns stellen, als wir anfangen, für den Artikel über das Kaunitz-Kolleg in Brno zu recherchieren. Beim Besuch des kleinen Museums im Erdgeschoss des Wohnheims stellten wir fest, dass wir über diese furchtbaren Ereignisse bisher eigentlich nichts wussten. Aber warum? Vielleicht, weil die Geschichtslehrbücher diesen Zeitraum nur wenig beleuchten, oder vielleicht, weil über die Zeit des Nationalsozialismus nicht gerne gesprochen wird? Die Nationalsozialisten haben viele Menschen ermordet.

Gerade wegen dieser vielen Toten sollten wir nicht darüber schweigen.

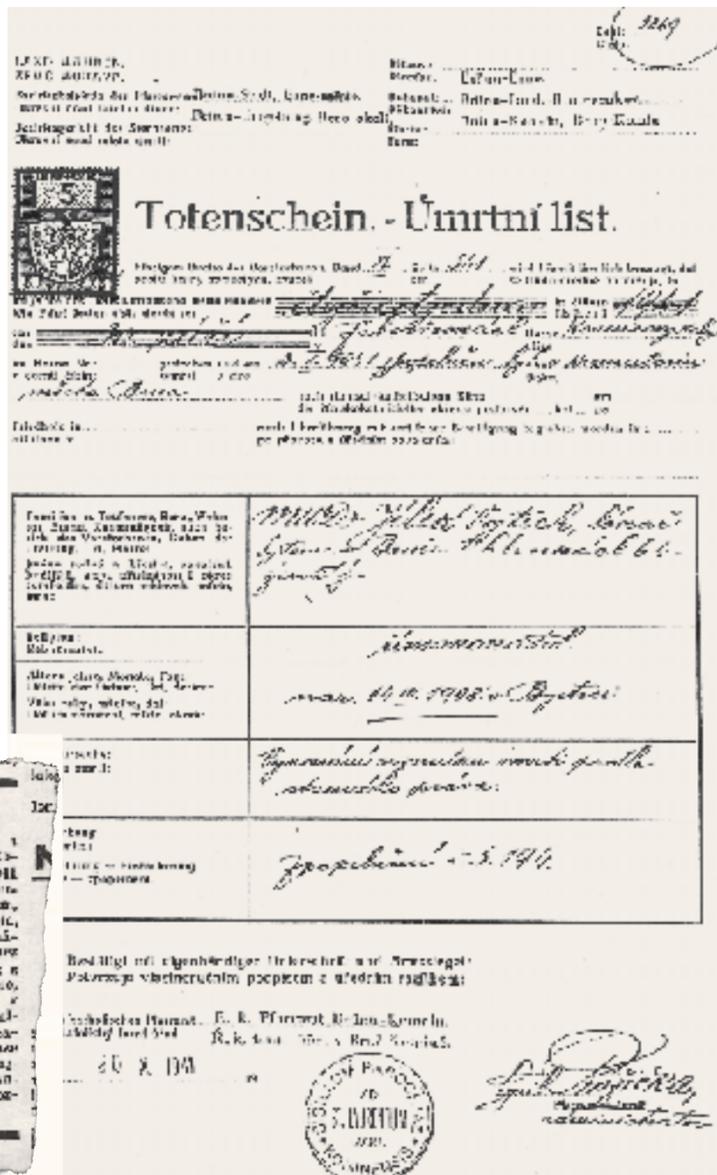
Der wichtigste Moment war für uns das Treffen mit dem heute 90-jährigen Josef Styx, der im Kaunitz-Kolleg inhaftiert war und uns von seinen Erlebnissen berichtete. Wir dürfen die Menschen nicht vergessen, die dort hingerichtet wurden oder sich am antifaschistischen Widerstand beteiligten. Über diese Geschichte, also unsere und die unserer Nachbarn, sollte deshalb öfter gesprochen werden. Wenn wir darüber schon so wenig wissen, was werden dann unsere Kinder darüber wissen?



Die Galgen im Innenhof des Studentenwohnheims. Undatierte Aufnahme. Foto: Privatbesitz Josef Styx // Šibenice na dvoře studentských kolejí. Nedatovaná fotografie. Foto: Soukromé vlastnictví Josef Styx



Die ehemalige Hinrichtungsstätte im Kaunitz-Kolleg mit dem Wandbild des Heiligen Wenzel // Bývalé popraviště v Kaunicevých kolejích s nástěnným obrazem svatého Václava



Links: Auf der Titelseite der *Moravská orlice* (Mährischer Adler) vom 1. Oktober 1941 wurde eine Liste der wegen Hochverrats und Sabotage zum Tode Verurteilten veröffentlicht. Rechts: Der Hinrichtungsort wurde in den Zeitungen nicht bekannt gegeben, sondern war nur aus der Todesurkunde ersichtlich. Wie hier bei Vojtěch Jílek, der am Tag zuvor im Kaunitz-Kolleg als führendes Mitglied des Widerstands in Mähren hingerichtet wurde. Quelle: Mährisches Landesarchiv; Božetěch Kostelka/OREL // Vlevo: Na titulní straně *Moravské orlice* 1. října 1941 byl zveřejněn jeden ze seznamů odsouzených k smrti. Vpravo: Místo, kde byla vykonána poprava, bylo zmíněno jenom na úmrtním listu. Jako u Vojtěcha Jílky, který byl popraven den předtím v Kaunicevých kolejích jako vedoucí člen odboje na Moravě. Zdroj: Moravský zemský archiv; Božetěch Kostelka/OREL

HINTERGRUND DIE SCHLISSUNG DER TSCHECHISCHEN HOCHSCHULEN

Die deutsche Wehrmacht besetzte die Tschechoslowakei am 15. März 1939. Am Tag darauf wurde das Protektorat Böhmen und Mähren ausgerufen. Die erste große Demonstration gegen die deutsche Besatzung und die Politik im Protektorat, an der auch viele Studenten teilnahmen, fand am 28. Oktober 1939 statt. Die Protektoratspolizei, die diesen Protest unterdrücken sollte, zeigte gegenüber den Demonstranten jedoch eher Sympathie. Erst die Einheiten von SS, SA, SD und Gestapo trieben die Menge mit scharfem Geschütz auseinander, wobei ein Mensch starb. Der Medizinstudent Jan Opletal erlag am 11. November den Folgen seiner Verletzungen. Seine Beerdigung vier Tage später wurde zu einer weiteren Massendemonstration. Die Deutschen antworteten am 17. November mit der Schließung aller tschechischen Hochschulen und der Internierung von 1.200 Studenten im Konzentrationslager Sachsenhausen.

DAS STANDRECHT IM PROTEKTORAT

Reinhard Heydrich verhängte am 28. September 1941, dem Tag nach seinem Amtsantritt als Stellvertreter Reichsprotektor für Böhmen und Mähren, das Standrecht, um den wachsenden Widerstand gegen die Nationalsozialisten zu unterdrücken. Auf Grundlage dieses Erlasses wurden Hunderte tschechischer Bürger hingerichtet, Tausende festgenommen und in Gefängnisse oder Konzentrationslager verschleppt. Der Gestapo gelang es auf diese Weise, fast alle Widerstandsorganisationen zu zerschlagen. Das Standrecht galt bis zum 20. Januar 1942, der Terror ließ dann für ein paar Monate nach.

Nach dem erfolgreichen Attentat gegen Heydrich am 27. Mai 1942 wurde das Standrecht erneut ausgerufen. Eine erneute Welle von Festnahmen und Hinrichtungen mit mehr als Tausend zivilen Opfern dauerte bis zum 3. Juli 1942. (Anm. d. Red.: Dieses Thema wurde durch die Prager Redaktion in der zweiten Ausgabe der step21 [Weiße Flecken]-Zeitung bearbeitet)



HINTERGRUND

DIE EDELWEISSPIRATEN

„Edelweiß ist eine Blume, die auf den höchsten Bergen wächst, sogar bei Schnee und Eis“, schreibt Gertrud Koch in ihren 2006 veröffentlichten Erinnerungen *Meine Jugend als Widerstandskämpferin*. Als Mitglied der Kölner Edelweißpiraten leistete sie Widerstand gegen den Nationalsozialismus. „Keiner kommt an sie heran und kann sie einfach abplücken, außerdem steht sie unter Naturschutz. Ein Edelweiß ist frei, wunderbar frei, keine andere Blume ist so frei wie ein Edelweiß. Wo die blüht, da wird uns nichts passieren.“

Wie für die 1924 Geborene gehörte das gemeinsame Wandern zu den Hobbys vieler Jugendlicher aus dem Arbeitermilieu. Daraus erwuchs eine Gemeinschaft, die sich als oppositionelle Jugendgruppe namentlich-ideell mit dem Edelweißverband – so wurden 1938 die Edelweißpiraten geboren. Erkennen konnte man sie an der Kleidung: vorzugsweise Wanderschuhe, kurze Lederhosen oder Röcke und Halstücher. Ihr Erkennungszeichen: ein Edelweiß-Anstecker.

Im Dritten Reich mussten Jungen und Mädchen der Hitler-Jugend beziehungsweise dem Bund Deutscher Mädel beitreten. Da sich die Edelweißpiraten dem entzogen, wurden sie vom NS-Regime verfolgt. Seit 1940 entwarfen und verteilten einige von ihnen provozierende und kritische Flugblätter, schrieben Parolen gegen das Regime auf Wände und wurden später teilweise handgreiflich gegen die HJ – um für ihre Ideale Freiheit und Individualität einzustehen. Besonders in Köln und Umgebung kamen unter dem Namen Edelweißpiraten ab 1941/42 zunehmend kleine Gruppen von Jugendlichen zusammen.

Die Edelweißpiraten galten nach Kriegsende nicht als Widerstandskämpfer; eine Entschädigung für erlittene Haft blieb aus. Laut einem Urteil des Bundesgerichtshofs von 1961 musste Widerstand gegen den Nationalsozialismus „eine Wende zum Besseren herbeiführen“. Gertrud Koch schreibt: „Bis in die achtziger Jahre hinein wurden wir immer wieder als ‚kriminelle Bande‘ dargestellt.“ Die Verwaltungsbehörde behandelte die Edelweißmitglieder zwar als Opfer eines Unrechtsregimes, nicht aber als Angehörige des politischen Widerstands. Erst am 16. Juni 2005 wurden die Edelweißmitglieder im Plenarsaal des Kölner Regierungspräsidiums im Rahmen eines Festakts als Widerstandskämpfer anerkannt und öffentlich rehabilitiert. Gertrud Koch: „Es war zwar eine späte Ehrung für uns Edelweißpiraten – aber für mich war dieser Tag die Krönung meines Lebens.“

Widerstand oder krimineller Akt?

Edelweißpiraten aus Köln-Mülheim versuchten im Oktober 1943, ein Kreishaus der NSDAP zu überfallen

„Polente!“, schallte es über den Platz, und flinke Gestalten flüchteten in alle Richtungen. Die Polizei war am Kreishaus eingetroffen. In kürzester Zeit hatte sie vier der fliehenden Jugendlichen gefasst und der SS-Wache übergeben. Dabei handelte es sich um Anton „Toni“ Manz, Ernst P., Robert E. und Hans W.: Mitglieder der Mülheimer Edelweißpiraten. Nur wenige Minuten zuvor hatten diese versucht, ein Kreishaus der NSDAP zu stürmen.



Zwei „Mülheimer Jungs“: Anton Manz (links), der bei dem versuchten Überfall auf das Kreishaus der NSDAP verhaftet wurde, mit einem Freund in Königswinter. Viele der Mülheimer Edelweißpiraten unternahmen im Sommer Schiffsstouren dorthin. Königswinter am Rhein war ein beliebtes Ausflugsziel der Kölner Edelweißpiraten, die von hier aus Wanderungen unternahmen. Das Bild entstand um 1943. Foto: NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln

Sie sangen, wanderten und unternahmen Schiffsausflüge auf dem Rhein. Die Mülheimer Edelweißpiraten, Volksschüler und Lehrlinge aus dem Arbeitermilieu, trafen sich auch während des Kriegs regelmäßig am Rheinufer in Köln-Mülheim. Ihr unangepasstes Verhalten und ihre Weigerung, der Hitler-Jugend (HJ) oder dem Bund Deutscher Mädel (BDM) beizutreten, führten im Laufe der Zeit dazu, dass sie mehr und mehr von der HJ und der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) verfolgt wurden.

Am 12. September 1943 wurden bei einer Razzia der Gestapo auf einer ihrer Schiffsstouren mehrere Edelweißpiraten festgenommen. Einen Monat später wurden weitere 30 Jugendliche in die Arbeitserziehungsanstalt gebracht und im Gestapogefängnis in Köln-Brauweiler inhaftiert.

Nachdem am 16. Oktober vier Edelweißpiraten nach einem Kinobesuch von einem HJ-Streifendienst mit Gummiknüppeln zusammengeschlagen worden waren, trafen sich zwei Tage später die Mülheimer Edelweißpiraten mit befreundeten Jugendlichen von der anderen Rhein-Seite vor einem Kino. Insgesamt 40 bis 50 Jugendliche zogen gegen Abend des 18. Oktober zum Kreishaus am Wilhelm-Guthoff-Platz,

baude auf. Ihr Ziel war, nun ihrerseits den HJ-Streifendienst und die HJ-Führer zu verprügeln. Einige der Jugendlichen betreten das Gebäude und nahmen vor dem Büro des Unterbannführers Aufstellung. Nach einiger Zeit verließen sie das Gebäude jedoch wieder. Ob ihnen das Warten zu lang oder die Situation zu gefährlich wurde, bleibt unklar. Denn zwischenzeitlich hatten die bedrohten HJ-Führer die Polizei gerufen. Als diese schließlich eintraf und der Ruf „Polente!“ erschallte, traten die Edelweißpiraten die Flucht an.

War diese Aktion nun ein Racheakt oder eine politische Aktion? Über diese Frage sprachen wir mit dem Historiker Dr. Martin Rüter, seit 1988 wissenschaftlicher Mitarbeiter am NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln.

Wie bewerten Sie als Historiker die Aktion der Mülheimer Edelweißpiraten vom 18. Oktober 1943?

Aus den Quellen wird deutlich, dass es sich weniger um einen Akt politischen Widerstands als vielmehr um einen spontanen Racheakt der Jugendlichen gegen die HJ handelte. Es war ihnen zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich gar nicht wirklich bewusst, dass man die Aktion als Angriff gegen die Staatsgewalt ansehen und sie dafür hart bestrafen könnte. Die verhafteten Jugendlichen wurden schnell eines Besseren belehrt und im Januar 1944 vor Gericht gestellt. Das vergleichsweise „milde“ Strafmaß von sechs Monaten bis zu einem Jahr zeigt aber, dass der Angriff auch von den NS-Verfolgungsbehörden nicht als politische Aktion bewertet wurde.

Welche Motive hatten die Edelweißpiraten insgesamt: politischer Widerstand oder (klein)kriminelle Rebellion?

So heterogen, wie sich die Gruppe selbst zusammensetzte, so unterschiedlich waren wohl auch Beweggründe wie Ziele der Einzelnen. Damals waren diese Jugendlichen gerade 16 oder 17 Jahre alt. Viele der Edel-

weißpiraten verstanden sich als völlig unpolitisch, andere waren etwa durch die Herstellung und Verbreitung regimiekritischer Flugblätter aktiv im Widerstand tätig. Das aus heutiger Sicht vielleicht Verblüffende war, dass diese Jugendlichen, bei aller Unterschiedlichkeit ihres politischen Engagements, gemeinsam wanderten und sangen. Eines der Hauptprobleme der gesamten Kontroverse um die Edelweißpiraten und deren Einordnung ist die fehlende Differenzierung. Es hat – so viel zumindest ist belegt – tatsächlich Morde, Diebstähle und Schiebereien gegeben. Aber die zentrale Frage, inwieweit solche Handlungen politisch motiviert waren und daher als Widerstand zu bezeichnen sind, lässt sich heute kaum mehr eindeutig beantworten.

Wie schätzen Sie persönlich die Edelweißpiraten ein, und was sagen Sie zu ihrer späten Anerkennung als Widerstandskämpfer im Jahr 2005?

Ich denke, dass es im Sinne dieser Zeitzeugen war, sie endlich als das zu begreifen und für das zu ehren, was sie waren: Jugendliche, die sich – anders als die weitaus meisten der sie umgebenden Erwachsenen – während der NS-Zeit entschieden vielen Forderungen eines totalitären Regimes verweigert und sich zeitweise auch bewusst entgegengestellt haben.



Der Historiker Dr. Martin Rüter, 2009



Titelkopf der *Kölnischen Zeitung* vom 19. Oktober 1943 mit einem Bericht über die 125-Jahr-Feier der Universität Bonn. Die *Kölnische Zeitung* gehörte im Kaiserreich und der Weimarer Republik zu den wichtigsten überregionalen Tageszeitungen. Die traditionell national-liberal geprägte Zeitung wurde im NS-Regime zunächst bekämpft, die Redaktion schwenkte während des Zweiten Weltkriegs aber auf die offizielle Linie der Nationalsozialisten ein. Der versuchte Überfall auf das Kreishaus der NSDAP, aber auch andere Aktionen der Kölner Edelweißpiraten, Razzien und Festnahmen wurden in der damaligen Presse nicht erwähnt. Im Allgemeinen propagierten die Zeitungen eher das nationalsozialistische Ideal einer „charakterlich sauberen“ und „körperlich gestählten“ Jugend und ignorierten die Existenz oppositioneller Jugendlicher. Anders als im Fall der Hamburger „Swing-Kids“ (siehe zweite Ausgabe der [Weiße Flecken]-Zeitung) ließen sich aber auch keine diffamierenden oder verachtenden Polemiken oder Karikaturen über die Edelweißpiraten finden. Quelle: NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln

KOMMENTAR

Denn das war gut, sie hatten Mut!

Meinungsfreiheit ist heute im Grundgesetz verankert. Versammlungs- und Pressefreiheit sind wichtige Bestandteile unserer Demokratie. Im Dritten Reich war jede Art von Opposition und Protest verboten. Wer seine Meinung öffentlich kundgab, musste mit schwerwiegenden Folgen rechnen, mit Verhaftung, Deportation oder sogar Exekution. Trotzdem gab es Widerstand – sogar von Jugendlichen in unserem Alter wie den Edelweißpiraten.

Warum schlugen sich diese Jugendlichen nicht auf die sichere Seite der Mehrheit? Versprach die große starke Gruppe nicht Schutz, Halt und Anerkennung? Warum gingen die Edelweißpiraten das Risiko der Verfolgung ein und passten sich nicht an?

Die Edelweißpiraten hielten trotz äußeren Drucks durch, blieben ihrer Meinung, ihrer Gruppe, vor allem aber sich selbst treu. Einige von ihnen kämpften noch Jahrzehnte nach Ende des Nationalsozialismus um ihre offizielle Anerkennung als Widerstandskämpfer. Erst 2005 erreichten sie dieses Ziel.

Seitdem ehrt ein jährliches Festival in Köln die Edelweißpiraten – auf eine Art, die auch junge Leute anspricht: mit Musik und Tanz, frei und individuell.

Die Edelweißpiraten waren damals kaum älter als wir. In ihren Handlungen erkennen wir uns teilweise wieder. Auch wir sind politisch interessiert, gehen auf Demonstrationen, verteilen Flyer, leisten Aufklärungsarbeit. Überrascht hat uns aber, dass die Edelweiß-

piraten sich während und trotz des Nationalsozialismus für ihre Ideale eingesetzt haben. Waren sie doch – anders als wir heute – in einer Diktatur aufgewachsen, die Andersdenkende verfolgt.

Noch heute ist Widerstand wichtig. Geschehenes sollte nicht in Vergessenheit geraten, aber auch jede heutige Politik hinterfragt werden. Gegen Aufmärsche von Rechtsradikalen und Diskriminierungen, aber auch gegen Bildungsabbau oder Zensur von Schülerzeitungen können WIR heute Widerstand leisten. Darum ist es unverzichtbar, Aufklärungsarbeit zu leisten und sich – wie damals die Edelweißpiraten – für Freiheit und Individualität einzusetzen. Denn das ist gut, wir haben Mut!

TEAM KÖLN



Von links: Jessica Baumgart (20) und Alexandre Henkes (19). Foto: Manfred Wegener

Wir besuchen das Berufskolleg Ehrenfeld in Köln. Dank unserer Englischlehrerin Jutta Eichhorn sind wir auf step21 [Weiße Flecken] aufmerksam geworden. Wir waren schon vorher politisch aktiv, so stießen wir auf unser Thema: die Kölner Edelweißpi-

raten. Journalistisch tätig waren wir vor dem Projekt noch nie – darum haben wir die Herausforderung angenommen. Anfangs waren wir zu viert, leider sind zwei Mitstreiter wegen Doppelbelastung von Schule und Geschichtsforschung ausgestiegen.



„Die Hunde sind noch nicht kaputt!“

Die Freiheit war schon in greifbarer Nähe, die ersten Gefangenen verließen bereits die Haftanstalt. Doch mit einem Anruf änderte sich alles. Am 6. und 7. April 1945 ermordeten SA-, SS-, Wehrmacht- und Volkssturmmannschaften im Zuchthaus Stein in der Nähe von Wien und in den umliegenden Dörfern über 300 Menschen.

Er hörte den Lärm der Panzer und in der Nacht das Dröhnen von Explosionen an der Front. Jaroslav Petráš, tschechoslowakischer Häftling des Zuchthaus Stein an der Donau, wusste, dass der Krieg bald vorbei sein würde. In der Vorratskammer verfaulten bereits die Kartoffeln und das Gemüse – und selbst das hätte nur noch für zwei Wochen gereicht.

Es war der 6. April 1945. In der Haftanstalt befanden sich zu diesem Zeitpunkt zwischen 1.800 und 2.000 Insassen, von denen die meisten verhaftet worden waren, weil sie ausländische Sender gehört oder illegale Flugzettel verteilt hatten.

Die Genehmigung des Regierungspräsidenten Gruber, Gefangene freizulassen, lag bereits vor. Sie betraf alle „nicht asozialen Häftlinge, soweit es sich nicht um schwerere Fälle politischer oder krimineller Art handelt“. Anstaltsleiter Franz Kodré wollte aber

Petráš beobachtete, wie eine Gruppe Gefangener durch das Tor schritt, als zwei Aufseher gemeinsam mit SS-Männern sie plötzlich zurück in den Gefängnishof drängten. „Wir meinten, die SS sei bloß gekommen, um bei der Entlassung Ordnung zu schaffen. Doch der Anblick der Maschinenpisto-



Historisches Foto der Strafanstalt Stein. Das Aufnahmedatum der Fotografie ist unbekannt. Quelle: Archiv Justizanstalt Stein

len und Handgranaten ließ ein anderes Gefühl in uns wach werden.“ Nach und nach erschienen Truppen der SA, der Wehrmacht und des Volkssturms. Leo Pilz, ein hochrangiger SA-Funktionär, war einer der Anführer.

Petráš sah, wie sie das Haupttor schlossen. Sofort brach unter den Insassen Panik aus. Petráš rannte, so

verlängern und mich dann schließlich lebendig begraben lassen?“

Denen, die das Massaker bisher überlebt hatten, wurde befohlen, Massengräber zu schaufeln und die Toten dort hinzutragen. Zu Petráš' Glück war einer der „Totengräber“ sein Freund und bemerkte, dass er noch am Leben

war. Leise sagte er zu ihm: „Hör zu, Jaroslav, wenn du lebst, schließe deine Hand und ich lege dich so weit weg wie möglich, damit du nachts flüchten kannst.“

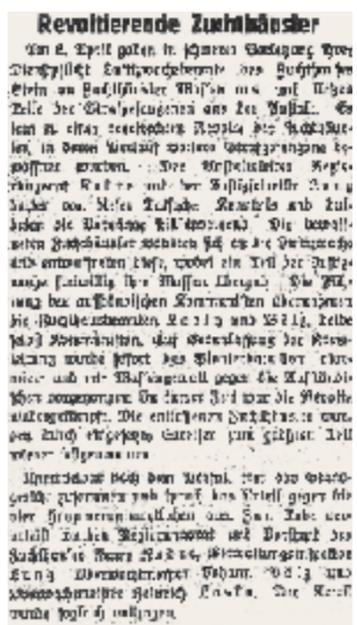
Da die Aushebung des zweiten Massengrabs lange dauerte, überlebte Petráš in einem Berg unzähliger Toter, während ihm das Blut eines Opfers ins Gesicht tropfte. In der Nacht wagten es einige Aufseher des Zuchthaus, die Verwundeten ins Lazarett zu tragen. Dort verbanden sie die Wunden provisorisch mit zerrissenen Bettlaken.

Einen Monat später, am 9. Mai 1945, traf schließlich die Rote Armee ein und befreite die Überlebenden des Massakers. Damals, erinnert sich Jaroslav Petráš, sei ihm eines bewusst geworden, „wie wertvoll jede Minute des Lebens ist“.

Die Donauwacht berichtet in ihrer Ausgabe vom 10. April 1945 von einer Revolte im Zuchthaus Stein, angezettelt von Kommunisten und geduldet von Anstaltsleiter Kodré, der als einer der Hauptverantwortlichen in der Folge hingerichtet wurde.

Leo Pilz und vier weitere Hauptverantwortliche des Massakers wurden im August 1946 vom Volksgericht Wien zum Tode verurteilt und hingerichtet. Fünf beteiligte Justizwachbeamte wurden zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt, aber nach kurzer Haftzeit begnadigt.

Von Jaroslav Petráš sind weder Geburtsjahr noch Lebenslauf bekannt.



Die Donauwacht berichtet am 10. April 1945 über eine „Revolte“ im Zuchthaus Stein. Die Ereignisse werden dergestalt beschrieben, dass die Justizbeamten „in schwerer Verletzung ihrer Dienstpflicht“ die Häftlinge aus ihren Zellen entlassen und sie mit Waffen ausgestattet hätten. Des Weiteren wird von „aufständischen Kommunisten“ gesprochen, die sich bewaffnet hätten. Das Nichteinschreiten des Direktors sowie des Justizsekretärs wird in der Donauwacht als stillschweigende Duldung bezeichnet. Quelle: Udo Eduard Fischer: Erinnerungen 1914–1947. Beiträge zur Geschichte der Pfarre Paudorf-Göttweig, Paudorf 1995

KOMMENTAR

Gefangene Erinnerungen

Bisher erinnerte nur eine Steinplatte an das Massaker von 1945. Allerdings an einem Ort, den die Menschen freiwillig nicht gerne aufsuchen: im Hof der Haftanstalt Stein. Man könnte meinen, die Erinnerung sollte dort gefangen bleiben. Erst am 5. April 2009, dem 64. Jahrestag des Massakers, wurde ein Denkmal am Hadersdorfer Friedhof eingeweiht. Warum nicht schon Jahrzehnte zuvor? Der Bürgermeister von Hadersdorf, Bernd Toms, erklärte es vor einigen Monaten gegenüber dem ORF so: „Das immer wieder aufzuwühlen, dar-

auf immer wieder hinzuweisen ist zwar einerseits richtig. Auf der anderen Seite ist es vielleicht für manche unangenehm.“ Ein persönliches Gespräch wollte er mit uns nicht führen – das Thema war wohl auch ihm zu unangenehm.

Umso mehr freuen wir uns, dass es auch engagierte Menschen gibt, die für die Aufarbeitung der Vergangenheit sind, Denkmäler errichten und Gedenkfeiern planen. Ohne Symbole und Momente, die dazu anregen, ist es nämlich wesentlich schwerer, sich zu erinnern.

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

„In schlaflosen Nächten sehe ich diese Männer immer noch“

Das Zuchthaus Stein ist Teil ihrer Geschichte: Die heute 74-jährige Katharina Fasl war im April 1945, zum Zeitpunkt des Massakers, zehn Jahre alt; ihr Vater arbeitete als Aufseher im Zuchthaus Stein. 1954 heiratete sie den Griechen Gerasimos Garnelis. Garnelis war in seiner Heimat, die Mitte 1941 von den Deutschen besetzt wurde, in der Widerstandsbewegung gewesen. Als diese aufgedeckt wurde, so erzählt Katharina Fasl, haben die Deutschen ihn im August 1942 in Athen verhaftet. Damals war er gerade 20 Jahre alt. Im Mai 1944 wurde Garnelis nach Österreich deportiert und im Gefängnis Stein inhaftiert.

Wie haben Sie das Massaker im April 1945 erlebt?

Ich habe die ersten freien Häftlinge auf der Straße gesehen: Sie waren völlig ausgemergelt und hatten eingefallene Gesichter. Plötzlich wurde geschossen, und die älteren Frauen liefen weg – ich als kleines Mädchen bin einfach hinterher. Wieder gab es Schüsse, dann sah ich nur noch die toten Männer in die Grube fallen. Ich rannte nach Hause und konnte einige Tage weder essen

noch sprechen. In schlaflosen Nächten sehe ich diese Männer immer noch.

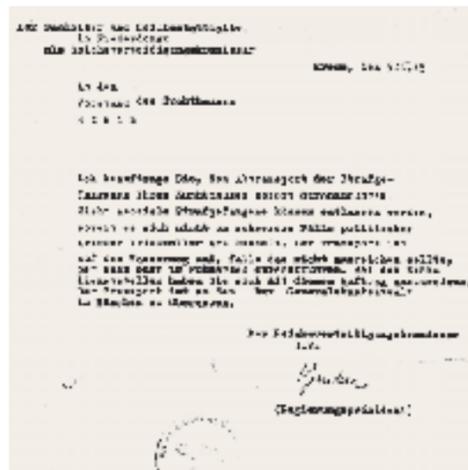
Wie hat Ihr Mann überlebt?

Nachdem die SS im Gefängnishof in die Menge geschossen hatte, waren viele Insassen schwer verletzt oder tot. Die anderen mussten die Körper zu Häufen auftürmen. Dabei bemerkte ein ebenfalls griechischer Häftling, dass Gerasimos noch lebte und flüsterte ihm zu: „Am Abend, wenn es finster ist, kommen wir und holen dich.“ So kam mein Mann ins Lazarett. Aber auch dort gab es keine Verpflegung mehr, keine Medikamente. Gerasimos wog nur noch 45 Kilo und litt an einer Lungenerkrankung.

Warum ist er nach dem Krieg in Krems geblieben?

In der Zwischenzeit war in Griechenland ein Bruderkrieg ausgebrochen. Wäre er zurückgegangen, hätte er gleich den nächsten Krieg erleben müssen. Er hat sich also lieber mit kleinen Hilfsarbeiten über Wasser gehalten und 1951 dann sein eigenes Elektrogeschäft aufgemacht.

Gerasimos Garnelis verstarb 1999.



Mit Schreiben vom 5. April 1945 wurde dem Anstaltsleiter Franz Kodré der „Abtransport der Strafgefangenen“ nach München befohlen. Die Anordnung erging im Namen des Reichsverteidigungskommissars und enthielt den Passus, dass „nicht asoziale Strafgefangene“ entlassen werden könnten. Franz Kodré entschied sich daraufhin, allen Gefangenen die Freiheit zu schenken. Quelle: Udo Eduard Fischer: Erinnerungen 1914–1947. Beiträge zur Geschichte der Pfarre Paudorf-Göttweig, Paudorf 1995

allen Häftlingen die Freiheit schenken. Die Nachricht von der Freilassung verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Der Befehl lautete: „Alles zusammenpacken, am Abend geht ihr nach Hause.“

Jaroslav Petráš hat die damaligen Geschehnisse niedergeschrieben. In der Denkschrift „Die letzten Tage der Naziherrschaft im Zuchthaus Stein“ schilderte er 1965, dass die Insassen vor Freude nicht wussten, was sie tun sollten. „Das Haupttor war geöffnet“, berichtet er. „Die ersten Gruppen der entlassenen Häftlinge befanden sich bereits am Stadtrand.“

Doch der Schein trog. Während im Gefängnishof schon die Kleidersäcke zurückgegeben wurden und die Wärter Brot austeilten, klingelte bei der Kreisleitung der NSDAP in Krems das Telefon. Am anderen Ende der Leitung war Anton Pomassl, ein Aufseher aus Stein und überzeugter Nationalsozialist. Er behauptete, dass im Zuchthaus Stein eine Revolte ausgebrochen sei und dass die Schutzstaffel (SS) sofort bewaffnete Männer schicken müsse. Dabei wusste er, dass in der Strafanstalt bisher alles friedlich verlief.

schnell er konnte, und verkroch sich hinter einem alten Schuhschuppen. Im selben Augenblick hörte er Schüsse: Die Truppen begannen, wahllos in die Menge zu feuern. Handgranaten explodierten, im Hof lagen schon Dutzende Tote. Auch Petráš wurde getroffen. Zu seinem Glück lag er in einer Blutlache, sodass die Aufseher ihn für tot hielten. Überall um ihn herum lagen verletzte Kameraden und stöhnten vor Schmerzen. „Die Hunde sind noch nicht kaputt“, rief ein SS-Mann und richtete wieder die Maschinenpistole auf sie. Gleichzeitig verfolgte die SS jene Gefangenen, die in die umliegenden Dörfer geflüchtet waren. 61 von ihnen wurden am folgenden Tag auf dem nahe gelegenen Hadersdorfer Friedhof ermordet. Nur jene Häftlinge, denen es gelang, in die offenen Zellen zurückzukehren und die Türen zu verriegeln, entkamen, wenn auch nur knapp, dem Tod.

Durch einen Bretterspalt beobachtete Jaroslav Petráš, wie Mithäftlinge in einem Haufen alter Schuhe nach Überlebenden suchten – die SS hatte es befohlen. Als ein französischer Gefangener einen Landsmann fand, der noch am Leben war, und leise mit ihm flüsterte, erschoss ein SS-Mann beide. Einem anderen Häftling nahmen sie die Beinprothese weg. Als er nicht mehr stehen konnte, wurde er niedergeschossen.

Petráš lag in einem Haufen lebloser Körper und wagte kaum zu atmen. „Einige SS-Leute beobachteten den Hof aus den Fenstern des ersten Stockes“, erinnerte er sich. „Wahrscheinlich stellten sie in dem Haufen Häftlinge, unter welchem auch ich mich befand, irgendeine Bewegung fest, und sofort wurde geschossen.“ Sechsmal wurde Petráš insgesamt getroffen. „Sollte ich mich freiwillig melden und erschießen lassen oder die unendlichen Stunden vergeblichen, schmerzlichen Wartens



Katharina Fasl 2009



Gerasimos Garnelis 1996 auf einer Gedenkfeier in Hadersdorf. Foto: Nick Mangafas

TEAM „STEIN 386“



Von links: Denise Scheer (16), Katja Penner (16), Martina Schweiger (17), Elisabeth Czerniak (16) und Anna-Sophie Novak (17)

Am liebsten arbeiten wir unter Zeitdruck. Was uns anspricht, ist, Details zu erforschen, von denen wir sonst nie erfahren hätten – obwohl die Geschichte, über die wir schreiben, sich gleich nebenan abgespielt hat. Wir sind das Team „Stein 386“: Stein ist der Ort neben unserer Heimatstadt

Krems, an dem sich das Massaker zugetragen hat. 386 ist die Opferzahl. In Krems erinnert sich kaum jemand an die Verbrechen von 1945. Aber gerade deswegen und weil es ein Thema ist, das immer schwer in Worte zu fassen war, wollen wir darüber berichten.

HINTERGRUND

JUSTIZANSTALT STEIN

Die heutige Justizanstalt Stein war ursprünglich ein Kloster und wurde 1850 vom damaligen Kaisertum Österreich erworben, um es zu einer Haftanstalt umzubauen. Während der NS-Zeit war es das größte Zuchthaus auf österreichischem Boden. Hauptsächlich politische Gefangene – viele davon aus anderen europäischen Ländern – wurden hier inhaftiert. Noch heute ist die Justizanstalt Stein das zweitgrößte Gefängnis in Österreich. Seit 2001 kam sie durch fünf ungeklärte Todesfälle von Häftlingen wieder in die Schlagzeilen.



Als das Ende nach Scharnitz kam

12. März 1938: Unter großem Jubel der Bevölkerung wurde Österreich an das Deutsche Reich angeschlossen. Österreichische Soldaten kämpften innerhalb der Wehrmacht an allen Fronten des Zweiten Weltkriegs. Sieben Jahre später erreichten die Kämpfe auch das Gebiet der „Ostmark“. Ende April 1945 besetzten die alliierten Streitkräfte Tirol innerhalb von vier Tagen. Auch das nahe der heutigen deutsch-österreichischen Grenze gelegene Dorf Scharnitz blieb nicht unbetroffen.

Sirenen heulten durch die Straßen, in den Häusern, aus den Radios. Sie warnten die Bewohner der Tiroler „Gauhauptstadt“ Innsbruck und Umgebung vor den Luftbombardements, mit denen seit Herbst 1944 die Alliierten angriffen. Es war offensichtlich: Die alliierten Truppen rückten näher, der Krieg näherte sich seinem Ende.

Ein halbes Jahr später erreichte die Front das 30 Kilometer nordwestlich von Innsbruck gelegene Scharnitz. Als amerikanische Truppen am 29. April 1945 das nördlich der Grenze liegende Garmisch-Partenkirchen einnahmen, das von Scharnitz nicht weiter entfernt war als Innsbruck, brach Panik aus. Viele Bewohner des Dorfes packten das Notwendigste zusammen und flohen vor den Alliierten und den zu befüchtenden Kampfhandlungen in entlegene Täler und höher in die Berge.

Unterdessen mobilisierten die Nationalsozialisten alle verbleibenden Kräfte zur Verteidigung. Der Aufruf zur unerbittlichen Gegenwehr ertönte auch in Scharnitz: „Nun erst recht. Kampf bis zum Sieg!“ lautete die Parole. Rundfunkansprachen schworen auf „Durchhalten“, „Heldentum“ und „Endsieg“ ein.

Während österreichische Wehrmachtssoldaten weiterhin an allen Fronten kämpften, wurde in Tirol, wie auch im Rest des Reiches, der Volkssturm aus alten Männern und Jugendlichen der Hitler-Jugend (HJ) gebildet.



Nach kurzem Kampf gelang den US-Truppen der Durchbruch. Das erste Bataillon der US-amerikanischen Streitkräfte rückt durch eine Straßenblockade in das österreichische Dorf Scharnitz vor. Das Bild wurde am 1. Mai 1945 von einem US-Militärfotografen aufgenommen. Quelle: Sammlung Stefan Dietrich

Gegen die amerikanischen Soldaten, Panzer und Flugzeuge bot der Innsbrucker Bannführer Hermann Pepeonig mehrere Dutzend uniformierte 15- bis 17-jährige Mitglieder des „HJ-Bannes Innsbruck“ auf. Auf Anweisung der NS-Führung sollten die Jugendlichen Brücken sprengen und die Verkehrswege über den Grenzpass zwischen Deutschland und Österreich unterbrechen.

Bei der Sprengung einer Brücke wurde eine Wasserleitung beschädigt, sodass ein Teil der in Scharnitz ge-

bliebenen Zivilbevölkerung vom Trinkwasser abgeschnitten und die chaotische Situation noch verschärft wurde. Auf dem engen Scharnitzpass ereigneten sich derweil heftigste Gefechte. Nach kurzem Kampf gelang den US-

lig entkräfteten Häftlinge, von denen schon unzählige während des Transportes an Erschöpfung, Hunger und Durst gestorben waren, am kommenden Tag wieder zurück nach Norden gebracht werden.

Truppen der Durchbruch. Am 1. Mai 1945 nahmen sie Scharnitz ein. Auf dem Pass verloren 28 minderjährige Hitlerjungen ihr Leben.

Kurz vor Kriegsende erreichten auch jüdische Häftlinge aus dem bei München gelegenen Konzentrationslager Dachau die Gegend um Scharnitz: Am 23. April 1945 gab der letzte Kommandant von Dachau, Eduard Weiter, den Befehl, knapp 1.800 jüdische Häftlinge vor den vorrückenden amerikanischen Truppen nach Süden, in die Tiroler Alpen, zu „evakuieren“. Unter schrecklichen Bedingungen wurden die Häftlinge in Eisenbahnwaggons zusammengepfercht.

Schwer bewacht durch SS-Mannschaften erreichte der Zug am 28. April Seefeld, einen Nachbarort von Scharnitz. Die geplante Weiterfahrt nach Innsbruck war nicht möglich, da die Gleise durch alliierte Luftangriffe zerstört worden waren. So sollten die völ-

Am Rande von Scharnitz mussten alle Häftlinge den Zug verlassen und am Ufer der Isar auf dem bloßen Erdboden campieren. „Viele Juden sind auf den Feldern erschossen worden, und wir Kinder haben es gesehen“, berichtet Zeitzeugin Albina Scharmer, damals neun Jahre alt. „Das Schlimmste aber war, dass man diese toten Menschen einfach auf Lastwagen geworfen hat. Wie Kartoffelsäcke“, erinnert sich die heute 73-Jährige.

Dass der Krieg und die Kämpfe rund um Scharnitz tiefe Spuren hinterlassen haben, sieht man dem Dorf heute kaum noch an. Dennoch sind die Bewohner bemüht, die schrecklichen Ereignisse der Vergangenheit nicht zu verschweigen, und versuchen, die unruhige Geschichte des kleinen Ortes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. So soll eine Ortschronik entstehen, die das Kriegsende in Scharnitz dokumentiert.

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

„Ich halte zu keinem Hitler, ich halte zu meinem Herrgott!“

1945 lebte die damals neunjährige Albina Scharmer mit ihren Eltern und Geschwistern in Scharnitz. 64 Jahre später erinnert sich die Schwester Oberin an die letzten Kriegstage in ihrem österreichischen Heimatdorf.

„Ich halte zu keinem Hitler, ich halte zu meinem Herrgott!“ Mit strahlenden Augen zitiert Schwester Oberin Albina Scharmer ihren Vater. Wir sitzen mit ihr in einem hellen Nebenraum des Benediktinerinnenklosters Scharnitz. Alles ist ruhig, sobald sie das Wort erhebt und mit durchdringendem Blick von ihren Sorgen um den Vater berichtet. „Der Hitler? Die Fahne? Nein, die kommt mir nicht ins Haus. Mein dreckigstes Hemd hänge ich hinaus für den.“ Regimefeindliche Aussagen wie diese brachten damals nicht nur ihn selbst, sondern die ganze Familie in Gefahr.

„Mein Vater war nicht bei der Partei“, berichtet Schwester Oberin Albina. Daher verlor er seine Arbeit. Offiziell durfte er keine mehr aufnehmen, was für die Familie Armut bedeutete. Als Pferdehüter brachte der Vater in der Folgezeit illegal ein wenig Geld nach Hause. Auf der Liste der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) stand er an zweiter Stelle, direkt hinter dem Dorfpfarrer. Er wurde von der SS gejagt – und verschwand eines Tages plötzlich. „Niemand aus der Familie wusste, wohin er geflüchtet war“, spricht Albina in den kahlen Raum des Klosters. Vermutlich floh er auf die Alm und versteckte sich dort vor seinen Verfolgern. „Zum Glück wusste ich nicht, wo mein Vater war“, berichtet Albina Scharmer. SS-Männer seien zum Haus der Fami-

lie gekommen, um ihn zu erschießen, und hätten versucht, das Mädchen mit Schokolade zu bestechen, um ihr das Versteck des Vaters zu entlocken. „Ich glaube, ich hätte es gesagt, damit ich die Schokolade bekomme. Dabei wusste ich damals nicht einmal, was Schokolade ist“, erzählte die Kloster Schwester mit bebender Stimme. Albina konnte keine brauchbare Antwort geben, und so nahmen die SS-Männer die Schokoladendose wieder mit.

In den letzten Kriegstagen kam es vor Scharnitz zu Gefechten zwischen dem aus Hitlerjungen und älteren Männern zusammengestellten Volkssturm und amerikanischen Truppen. Wie viele der Dorfbewohner flüchteten Albina und ihre Mutter in die Berge. „Wie wir da hinein sind, am 1. Mai, da

KOMMENTAR

Augen öffnen und nicht vergessen!

Grausamkeit, Brutalität und Unmenschlichkeit. Diese Worte kommen uns beim Gedanken an die NS-Zeit in den Sinn. Gerne verschließen wir uns davor und verdrängen die schrecklichen Dinge, die geschahen. Gerade für uns junge Menschen ist es einfach, dieses Thema auszublenden – schließlich haben wir die Zeit nicht miterlebt. Doch was ist mit den Menschen, die den Nationalsozialismus persönlich erlebt haben? Die Krieg und Vernichtung erfahren oder gesehen haben? Vor deren Augen Menschen ermordet wurden? Kann ein Mensch über solche Erlebnisse jemals hinwegkommen?

Irreparable Verletzungen

Inzwischen ist uns klar: Vergessen werden diese Menschen wohl nie, auch nicht, wenn sie damals noch Kinder waren. Als zukünftige Kindergartenpädagoginnen möchten wir aufzeigen, welche Traumata derartige Erlebnisse auslösen können. Die meisten heute noch lebenden Zeitzeugen waren zwischen 1938 und 1945 Kinder. Zerbombte Häuser, zerstörte Straßen – all das ließ sich wieder aufbauen. Die Verletzungen bei Menschen aber sind irreparabel. Viele haben bis heute nicht über diese Zeit gesprochen – eher zweifelt versucht zu vergessen.

Uns ist wichtig, dass wir jungen Menschen die Augen vor der Zeit des Nationalsozialismus nicht verschließen. Nur wenn wir den Tatsachen der Vergangenheit ohne Furcht, aber mit Respekt ins Auge blicken, können wir Geschichte aufarbeiten und verhindern, dass sie sich wiederholt.

Unsere Generation ist die letzte, die mit Zeitzeugen sprechen kann. Lasst uns also diese letzten Momente nutzen. Lasst uns die Augen öffnen und nicht vergessen!



Aufruf zu unerbittlicher Gegenwehr: „Haltet in entscheidender Stunde zur Heimat!“ Abdruck der Rundfunkansprache von Gauleiter Hofer in den *Innsbrucker Nachrichten* vom 1. Mai 1945 (Montage). Alle Tiroler und Vorarlberger werden aufgerufen, durchzuhalten und die Nerven zu bewahren. Obwohl die alliierten Truppen innerhalb von nur vier Tagen Tirol einnehmen, soll der Widerstand der Zivilbevölkerung unvermindert fortgesetzt werden: „Wer in diesen historischen Stunden der schwerringenden Heimat neue Wunden schlägt, der ist kein Freund unseres Landes!“. Quelle: Tiroler Landesarchiv Innsbruck

TEAM „BUTTERFLY – BRING FARBE REIN!“



Von links: Bianca Leiner, Silvia Schroll (beide 17), Lehrerin Regina Rüscher-Christler, Miriam Marosch (17), Johanna Gius (17), Claudia Planötscher (16) und Judith Prantl (17)

Unser Team besucht die dritte Klasse der Bundesbildungsanstalt für Kindergartenpädagogik in Innsbruck. Nicht weit von Innsbruck, an der Grenze zwischen Tirol und Deutschland, liegt das Dorf Scharnitz. Wir haben versucht, das wirre Kriegsende in diesem Ort zu entwirren und die Menschen jener Zeit zu verstehen. Erlebt

haben wir dabei sehr viele ergreifende, aber auch lustige Momente, die niemand von uns missen möchte.

Mit der Hilfe unserer Professorinnen Regina Rüscher-Christler und Ulla Primus haben wir versucht, diesen historischen „weißen Flecken“ die Farben eines Schmetterlings zu verleihen.



Claudia Planötscher (links) und Johanna Gius (rechts) beim Zeitzeugeninterview mit Schwester Oberin Albina (Zweite von links) und Schwester Notburga, die den Zweiten Weltkrieg als Erwachsene miterlebte, im Benediktinum in Scharnitz



Die schrecklichen Tage vor der Befreiung

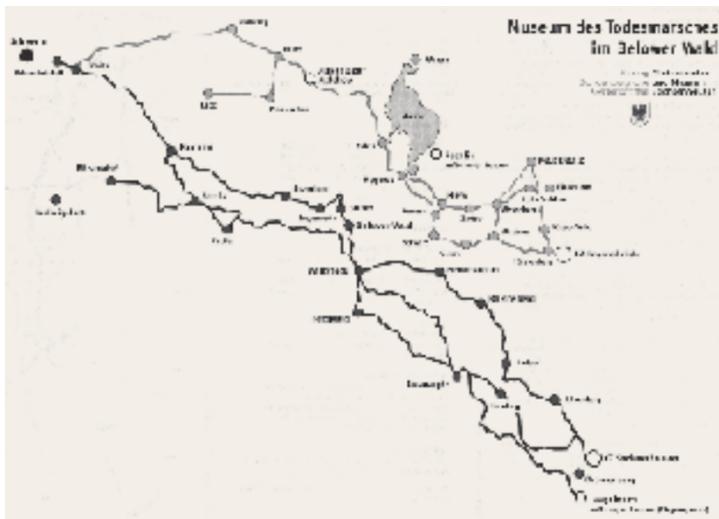
Der Todesmarsch von Sachsenhausen

Im Frühjahr 1945, kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, versuchten die Nationalsozialisten, die Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen. So schick-

ten sie noch im April mehr als 30.000 Gefangene des Konzentrationslagers Sachsenhausen auf einen Todesmarsch in Richtung Ostsee. 1947 sagt der letzte

Lagerkommandant vor einem alliierten Gericht aus, „die Häftlinge sollten ins Meer“ gefahren und dort „versenkt“ werden. Doch dies ist unstritten. Denn die SS hatte am 19. April 1945 das Internationale Rote Kreuz über die Räumung des KZ informiert.

Obwohl der April kalt und regnerisch war, trugen die meisten Menschen während des Marsches nur dünne Häftlingskleidung und Holzschuhe.



Seit dem 21. April 1945 treiben SS-Wachen mehr als 30.000 Häftlinge vom KZ Sachsenhausen Richtung Ostsee – um sie aufs Meer zu bringen und dort „zu versenken“, wie der Lagerkommandant sagte. Der Weg führt über Wittstock, Parchim bis in die Schweriner Region. Dort werden die Gefangenen von sowjetischen und amerikanischen Soldaten befreit. Mehrere Tausend Menschen kommen bei diesem Todesmarsch ums Leben. Quelle: Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Todesmarschmuseum im Belower Wald

Häftlinge suchen in Erdgruben Schutz

Mit dieser unzureichenden Kleidung und wenig Nahrung mussten die durch die Haft Geschwächten 20 bis 40 Kilometer täglich zurücklegen. Nur schleppend und im „Schnecken-Tempo“ kamen sie voran. Sie marschierten über Landstraßen, schlecht befestigte Wege, durch Dörfer und Städte. Anwohner, die den Häftlingen mit Wasser und Nahrung helfen wollten, wurden von den SS-Leuten zurückgedrängt. Nachts schliefen die Gefangenen meist im Freien. Sie bauten sich Erdgruben, um wenigstens ein bisschen Schutz vor der



Opfer des Todesmarsches vom Konzentrationslager Sachsenhausen in Richtung Ostsee, aufgenommen am 21. April 1945. Die schwächsten Gefangenen wurden durch einen Kopfschuss getötet. Foto: CICR/Willy Pfister, Quelle: ICRC Library & Research Service, Genf

Witterung zu haben. Wer zu schwach zum Weitermarschieren war, wurde zurückgelassen, von SS-Wachen erschossen oder erschlagen. Oft ermordeten die Wachen auch Häftlinge, die sich am Wegesrand mit Essen oder Trinken versorgen wollten. Mehr als 16.000 Gefangene wurden ab dem 23. April im Belower Wald nahe Wittstock auf einem von Stacheldraht umzäunten Waldlager zusammengepfercht. Nahrung gab es fast keine mehr.

Erst als vier Tage später mit Lebensmitteln beladene Lastwagen des Internationalen Roten Kreuzes eintrafen, bekamen die Menschen wenigstens wieder kleinere Mahlzeiten.

Dann, am 29. April, verließen die Häftlinge kolonnenweise das Waldlager – sie wurden weiter in Richtung Nordwesten getrieben. Doch kurz vor Kriegsende verließen die Wachen die Gefangenen, um sich vor den Siegermächten in Sicherheit zu bringen. Anfang Mai schließlich trafen große Gruppen von Häftlingen in Crivitz auf die Sowjetarmee, andere bei Ludwigslust auf Truppen der 7. US-Panzerdivision.

Wie viele Menschen während des Todesmarschs ums Leben kamen, weiß heute niemand mehr; 480 sind bekannt. Insgesamt verloren mehrere Tausend ihr Leben – ihre Gebeine sind bis heute verschollen.

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

„Abends hörte man eine Kapelle spielen“

Wilhelm Wolter lebt seit seiner Geburt in Meyenburg. Als der Todesmarsch durch die Stadt zog, war er 15 Jahre alt; seine Eltern waren Bauern.

„Die ersten Trupps, die durch Meyenburg liefen, waren Frauen aus dem KZ Ravensbrück. Damals wussten wir aber nicht, wo sie herkamen. Die Gefangenen haben sich mit grauen Decken, die sie über ihrer Häftlingskleidung trugen, vor der Kälte geschützt. Einige der SS-Leute hatten Hunde dabei.“

Die Schwachen werden zurückgelassen

Später folgten die Männer aus Sachsenhausen. „Einmal hat eine kleine Gruppe in dem Wäldchen in der Nähe unseres Hofes ihr Nachtlager aufgeschlagen. Sie versuchten, Holz für ein Feuer zu suchen, um sich zu wärmen. Aber die Wachen haben sie mit Schlägen daran gehindert. Abends hörte man eine Kapelle spielen. Ich weiß nicht, ob sie freiwillig gespielt haben oder ob sie dazu gezwungen wurden. Ich erinnere mich nicht einmal daran, was sie gespielt haben. Am nächsten Morgen ging der Marsch dann weiter. Doch 30 oder 40 Männer waren zu schwach. Sie wurden bei uns in der Hofeinfahrt zurückgelassen. Später sollten sie wohl mit Lkws abtransportiert werden. Meine Mutter hat ihnen Tee gekocht. In den nächsten Tagen blieben noch mehrere zurück; insgesamt waren es 60. Mein Vater hat den Bürgermeister nach einem Quartier für die Männer gefragt, doch der bereitete seine eigene Flucht vor der Roten Armee vor. Schließlich hat mein Vater ihnen einen alten Kartoffelbunker als Unterkunft besorgt. Tagsüber sind sie dann immer wieder auf unseren Hof gekommen – so lange, bis das Internationale Rote Kreuz mit Lebensmittelpaketen eintraf.“

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

„Hier in Meyenburg wurde nicht geschossen“

Gerhard Tiede, Jahrgang 1935, war zehn Jahre alt, als der Todesmarsch der KZ-Häftlinge durch seinen Geburtsort Meyenburg lief:

„Wir hatten damals, kurz vor Kriegsende, längst keinen Unterricht mehr und konnten den lieben langen Tag toben. Manchmal habe ich Tieffliegerangriffe miterlebt.“

Ende April marschierten die ersten Kolonnen des KZ Sachsenhausen durch Meyenburg. Die Menschen trugen „eigenartige Kleidung, die wir noch nie gesehen hatten“. Es war die aus grobem Stoff genähte, blau-weiß gestreifte Häftlingskleidung. „Hier in der Stadt haben sich Szenen abgespielt, die die meisten Einwohner nie wieder vergessen haben. Viele Gefangene schlepften sich nur mühsam voran. Andere wurden von ihren Kameraden gestützt. Manche mussten Karren ziehen.“ Auf diesen Wagen hatten die SS-Wachen ihr Gepäck verstaut.

Immer wieder kamen neue Häftlingskolonnen durch die Stadt. „Ich kann heute nicht mehr sagen, wie viele Tage es waren. Wir Kinder hatten keine Erklärung dafür. Aber am zweiten Tag sag-

KOMMENTAR

Nicht in Vergessenheit geraten

Viele Jugendliche, aber auch Erwachsene wollen die NS-Zeit einfach nur verdrängen, aber genau das ist nicht das Richtige.

Wir denken, dass man sich daran erinnern und darüber nachdenken sollte. So wird klar, wie schlimm diese Zeit war. Menschen, die sie vergessen möchten, wollen nichts mehr mit den vergangenen Ereignissen zu tun haben. Und so gibt es immer weniger Leute, die gegen Aktionen von Neonazis angehen. Dadurch bestärkt man all diejenigen in ihrem Glauben, die die NS-Verbrechen, wie zum Beispiel den von SS-Wachen befohlenen Todesmarsch vom KZ Sachsenhausen bis in die Schweriner Region im April 1945, verharmlosen. Sie sind der Meinung, dass im Dritten Reich vieles besser war. Neonazis versuchen, Jugendliche davon zu überzeugen, dass es gut sei, Andersdenkende und Ausländer – ähnlich wie damals – als vermeintlich „minderwertig“ auszugrenzen und zu misshandeln. Wenn junge Menschen sich nicht mit der Vergangenheit beschäftigen, fällt es den Neonazis leicht, sie für ihre Überzeugungen zu gewinnen. Es ist sehr hilfreich, wenn man die Möglichkeit hat, mit Zeitzeugen über die Vergangenheit zu sprechen. Wir sind sehr froh, dass wir dieses Glück hatten. Uns haben diese Gespräche mit zwei Männern, die den Todesmarsch vom April 1945 gesehen haben, sehr weitergeholfen – außerdem war es spannend, ihnen zuzuhören. Sie haben uns veranschaulicht, wie viele unschuldige Menschen damals leiden mussten. Eine Garantie, dass solche Ungerechtigkeiten nie wieder geschehen, gibt es nicht. Doch wenn wir Jugendliche (aber auch die Erwachsenen) etwa durch die Medien darauf aufmerksam gemacht werden, ist es unwahrscheinlich, dass sich diese Verbrechen wiederholen.

IM ZEITZEUGENGESPRÄCH

„Hier in Meyenburg wurde nicht geschossen“

te ein Mädchen ‚die kommen aus dem Konzentrationslager‘.“ Von Konzentrationslagern hatten sie noch nie etwas gehört.

Der Weg durch Meyenburg führte an einem Brunnen vorbei. Dort versuchten „die ausgehungerten und durstigen Häftlinge, zu trinken und sich frisch zu machen. Doch Wachleute haben sie sofort wieder in die Kolonne zurückgepfercht.“

„Die meisten Bürger hatten Angst, den Menschen zu helfen. Einige haben es dennoch versucht. Zwei Frauen zum Beispiel – sie wurden von den SS-Leuten mit einer Pistole bedroht. Hier in Meyenburg wurde natürlich nicht geschossen. Aber außerhalb der Stadt haben die Wachen auf Häftlinge gefeuert. Auf unserem Friedhof gibt es zwei recht große Gräberfelder, wo auch Häftlinge beigesetzt sind, die auf dem Marsch getötet wurden.“ Auch auf anderen Friedhöfen in unserer Region sind Opfer des Todesmarschs beigesetzt; in Grabow sind es 132.

„Einige Gefangene konnten fliehen und versteckten sich in den Schmolder Tannen. Von den Überlebenden sind manche in der Region geblieben.“



Zum Kriegsende im April 1945 hatten die meisten Zeitungen ihr Erscheinen eingestellt, so auch der *Brandenburger Anzeiger*, *Der Prignitzer* und die Potsdamer Ausgabe des *Völkischen Beobachters*. Über den Todesmarsch im Belower Wald wird erst nach Kriegsende in den neu gegründeten Zeitungen berichtet. Oben ein Bericht aus der *Märkischen Volksstimme*, dem Organ der Bezirksleitung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) vom 26. April 1950, der das mangelnde Engagement der Wittstocker beim offiziellen Gedenktag am 16. April moniert. Quelle: *Märkische Volksstimme*. Veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung der *Märkischen Allgemeinen Zeitung*, dem Rechtsnachfolger der *Märkischen Volksstimme*

TEAM „ESTA“



Von links: Tina Lange, Anika Mir (beide 15), die Zeitzeugen Wilhelm Wolter und Gerhard Tiede, Saskia Reimers und Elisabeth Preuß (beide 15) in Meyenburg, direkt an der Route des Todesmarsches von Sachsenhausen. Foto: Beate Vogel

Wir sind Elisabeth, Saskia, Tina und Anika, alle 15 Jahre alt. Zusammen sind wir das Team „ESTA“ aus Pritzwalk. Durch unsere Geschichtslehrerin Anke Mulsow kamen wir auf das Projekt step21 [Weiße Flecken].

Für das, was im Dritten Reich geschehen ist, interessieren wir uns schon lange, aber bei einer Fahrt nach Below zum Todesmarschmuseum im September 2008 ist unser In-

teresse gewachsen. Bei unseren Recherchen zu dem Thema „Todesmarsch in unserer Region“ haben wir sehr viel über diese schreckliche Zeit erfahren. Dennoch hat es uns Spaß gemacht, in Archiven und im Todesmarschmuseum Below Informationen zu sammeln. Die Zeitzeugengespräche waren das Highlight unserer Arbeit. Wir sind froh darüber, eins der 15 Redaktionsteams zu sein.

Noch mehr Spurensucher ...

Auch in Aachen, Olkusz und Ostrava haben Jugendliche die Vergangenheit ihrer Heimatorte erforscht

Wie jede Zeitungsredaktion hat auch die von step21 [Weiße Flecken] nicht unbegrenzt Platz. Aus über 40 Städten in Deutschland, Polen, Tschechien und Österreich meldeten sich im Herbst 2008 Jugendliche bei uns, die als Lokalredaktion an dem internationalen Erinnerungsprojekt teilnehmen wollten – mehr als doppelt so viele wie Plätze zur Verfügung standen. Angesichts der vielen spannenden Themenvorschläge fiel die Auswahl schwer. Kurzerhand entschieden wir darum, die Auflage des [Weiße Flecken]-Projektleitfadens mit zahlreichen Informationen und Arbeitstipps zu erhöhen und ihn auch all

jenigen Teams zuzuschicken, die nicht in die Redaktion kommen und an den Konferenzen teilnehmen konnten. Eine Anregung, um eigenständig die „weißen Flecken“ der Lokalgeschichte zu recherchieren und in Reportagen und Zeitzeugeninterviews darüber zu berichten. Den besten Beitrag – so unser Plan – würden wir in der gedruckten [Weiße Flecken]-Zeitung veröffentlichen, alle weiteren auf der Homepage. Dass tatsächlich Teams unserem Aufruf folgen und auch ohne Aussicht auf eine Teilnahme an den Konferenzen in Hamburg und Stubice in die Geschichte eintauchen würden, haben wir anfangs nicht gedacht.

Doch tatsächlich machten sich in drei Städten Jugendliche auch ohne die Einbindung ins Projekt auf Spurensuche, sprachen mit Zeitzeugen und suchten in den historischen Zeitungen – sofern es welche gab – nach Hinweisen auf ihre Geschichte.

Die Reportage von Lee Beck, Carola Mascheraux und Estelle Schuler aus Aachen über die standrechtliche Erschießung zweier Kinder, die angeblich geplündert haben, ist hier zu lesen. Zwei weitere Beiträge aus dem polnischen Olkusz und dem tschechischen Ostrava sind in voller Länge auf der Homepage veröffentlicht. ↪

www.step21.de/weisseflecken

„Kampf um die Erinnerung“ in Olkusz

Das Team aus Olkusz besteht aus drei Mädchen und drei Jungs, alle zwischen 16 und 17 Jahren alt. Sie besuchen gemeinsam das Gymnasium, lernen Deutsch und interessieren sich

sammenzutragen. Die sehr bildhaften und bewegenden Erinnerungen ihres Zeitzeugen Lech Klewzyc, der vor über 67 Jahren als 12-jähriger Schüler die Exekution beobachtet hatte, versetzten die Jugendlichen aus der polnischen Stadt Olkusz in die damalige Zeit.

Heute – so schreibt das Team in seinem Kommentar, den es „Kampf um die Erinnerung“ nennt – erinnere sich fast niemand mehr an dieses Ereignis. Kein Denkmal, keine Tafel erinnere an die Opfer, kein offizielles Gedenken finde zu ihren Ehren statt. Die Erinnerung an den „Blutigen Mittwoch“, ein Massaker, das deutsche Soldaten als Vergeltung für die Tötung eines Polizisten begingen (siehe auch zweite Ausgabe der [Weiße Flecken]-Zeitung) habe in Olkusz dagegen einen hohen Stellenwert. Dass jener Opfer gedacht wird, nicht aber der drei Hingerichteten, hinterließ bei den Jugendlichen „bitteren Beigeschmack und Enttäuschung in den Herzen“. Die Bäume jedoch, an denen die drei jüdischen Männer damals erhängt wurden, stehen noch heute: Am Jahrestag der Hinrichtung haben die sechs Spurensucher dort Kerzen und einen Blumenstrauß hingestellt – um, wie sie schreiben: „das Gedenken der Opfer menschlichen Hasses zu ehren“. ↪



An den Bäumen, an denen 1942 die drei jüdischen Männer erhängt wurden, haben die Jugendlichen aus Olkusz Blumen niedergelegt und Kerzen angezündet.

für Geschichte. In ihrem Beitrag für step21 [Weiße Flecken] schreiben sie über drei jüdische Männer aus Olkusz, die beim Schmuggeln von Lebensmitteln erwischt und verhaftet, später zum Tode verurteilt wurden. Die drei Männer wurden im März 1942 auf dem Hauptplatz von Olkusz erhängt: vor den Augen von über 3.000 Bewohnern der Stadt, die gezwungen wurden, bei der Hinrichtung zuzusehen.

Zahlreiche Quellen haben die Jugendlichen durchgearbeitet und sich mit einem Lokalhistoriker und Journalisten getroffen – um möglichst viele Details zu



Die Spurensucher aus Olkusz (von links): Agnieszka Szyja, Aleksandra Kulig (beide 17), Adrian Żuławiński, Sylwia Nesteruk, Bartłomiej Balsamski (alle 16) und Przemysław Kita (17)

„Gescheiterte Träume“ in Ostrava

In Ostrava, der drittgrößten Stadt Tschechiens, wollten vier Mädchen und ein Junge zwischen 18 und 20 Jahren wissen, wie sich die deutsche Okkupation ihrer Heimat auf die Lage in den Schulen ausgewirkt hat. Unmit-

telbar nach der Annexion der Sudetengebiete, an deren Grenze damals auch Ostrava lag, wurden alle höheren tschechischen Schulen geschlossen, die tschechischen Bürgerschulen bis zu ihrem völligen Verbot im Jahre 1942 schrittweise reduziert. Was bedeutete dies für die Schüler Ostravas und ihrer Vororte?

Die „Wahrheitssucher“ aus Ostrava sprachen mit Alice Šupinová und Jan Polášek. Beide verbrachten ihre Kindheit in Svinov, damals noch eine Nachbargemeinde Ostravas, wo sie gemeinsam die Schule besuchten. Nach dem Münchner Abkommen im Oktober 1938 wurde Svinov Teil des Deutschen Reichsgebiets, wogegen Ostrava jenseits der neuen Staatsgrenze lag. Während die Familie von Jan Polášek

Svinov innerhalb von 24 Stunden verlassen musste, konnte Alice Šupinová nicht wie geplant auf die Berufsschule nach Ostrava-Vitkovice wechseln. Stattdessen musste sie noch einmal dieselbe Klasse besuchen, aber nicht an einer tschechischen, sondern an einer deutschen Schule. Der öffentliche Widerstand der Eltern gegen die Schließung der Schulen in Svinov warnutzlos. ↪



Die Wahrheitssucher aus Ostrava (von links): Kristýna Štávová, Vojtěch Drobík, Sabina Čamdžicová (alle 18), Milena Babajanová (20) und Alexandra Ševčíková (18)



Alice Šupinová verbrachte ihre Jugend in Svinov, das 1938 im Münchner Abkommen dem Deutschen Reich angegliedert wurde.

Anzeige

„Anschluss“, P gro nach,
Z angs be ter, K nze tra onsl ge,
W d rs d, To sm ch

step21 [Weiße Flecken] ist ein Projekt von step21.

Mehr dazu unter www.step21.de/weisseflecken



Auf Initiative von step21 recherchieren 15 Jugendredaktionen aus Deutschland, Polen, Tschechien und Österreich die historische Wahrheit hinter den Falschmeldungen ihrer Lokalzeitungen. Die deutschen Verbrechen der Jahre 1933 bis 1945 wurden in der gelenkten Presse verschwiegen oder manipuliert: Von Rendsburg bis Brno, von Klagenfurt bis Poznań war die

Presselandschaft voller weißer Flecken und heterischer Propaganda. In der dritten Ausgabe der [Weiße Flecken]-Zeitung füllen Jugendliche journalistische Lücken aus der NS-Zeit mit Erinnerungen der letzten lebenden Zeitzeugen. Im Juni 2009 stellen die 70 jungen Redakteure ihre Zeitung in Berlin vor. Erste Leserin ist Bundeskanzlerin Angela Merkel. Diese einmalige

Zeitung wird in hoher Auflage und auf Wunsch mit einem Begleitheft für Pädagogen Schulen und Initiativen zur Verfügung gestellt. Grenzüberschreitend setzt sich die jugendliche [Weiße Flecken]-Redaktion für Menschenrechte und Pressefreiheit ein – wichtige Errungenschaften der Demokratie, die nicht selbstverständlich sind und ständig neu belebt werden müssen!

„Mama, Mama, ich will noch nicht sterben!“

Die standrechtliche Erschießung zweier Jungen in Aachen

Von Lee Beck, Carola Mascheraux und Estelle Schuler

Früher konnte man, wenn man die Saarstraße in Aachen entlangfuhr, an der Ecke Veltmanplatz ein großes Bild an einer Wand mit Einschusslöchern sehen. Zu erkennen waren drei Gestalten in auffälligen Farben, und kaum leserlich stand dort: „Am 13. September 1944 wurden hier zwei unschuldige Jungen erschossen.“

Bei jedem Vorbeifahren fragten wir uns, was dort 1944 wohl geschehen war. Die Geschichte der beiden Jungen Johann Herren und Karl Schwartz ist in unserer Heimatstadt unter dem Namen „Die Tragödie von Aachen“ bekannt. Gereizt vom Thema, machten wir uns auf Spurensuche und liehen uns das Buch mit gleichnamigem Titel aus. Es dauerte nicht lange, bis wir einen Zeitzeugen namens Peter Foré fanden, der uns zu einem Gespräch einlud.

„Die Tragödie von Aachen“

Als wir Peter Foré besuchen, treffen wir auf einen außergewöhnlichen Herrn, der sich an die Geschichten von vor 65 Jahren noch äußerst bildhaft erinnert. Wir kannten sein Aussehen nur von einem Foto aus dieser Zeit; trotzdem haben wir ihn auf den ersten Blick erkannt. Er hat sich nicht stark verändert. In seiner kleinen Wohnung mit liebevoll selbst geschnitzten Möbeln erzählt er uns an einem verregneten Novembertag 2008 von jenem 13. September 1944 und dem Leben zu jener Zeit. In seinem großen Sessel ruft er noch einmal die Ereignisse zu Zeiten des Kriegs aus seiner Erinnerung hervor. Vieles hat er verdrängt und vergessen, doch an die „Tragödie von Aachen“ erinnert er sich genau.

1944 war Peter Foré 14 Jahre alt, bereits vier Jahre Mitglied des Jung-

Der Kommandeur hatte das Standrecht verhängt und Armeestreifen aufgestellt, um ungestört militärisch handeln zu können. Dies geschah nicht zum Schutz



Als Johann Herren und Karl Schwartz am 13. September 1944 hingerichtet wurden, gab es im zerbombten Aachen keine Zeitung mehr, die darüber hätte berichten können. Wenige Wochen später befreiten amerikanische Truppen nach heftigen Kämpfen die Stadt und gaben kurz darauf eine Zeitung mit politischen und lokalen Meldungen heraus. Auf dem Foto verteilt ein US-Soldat im Dezember 1944 eben jene Zeitung an die deutsche Bevölkerung. Im Juni 1945 erschien in Aachen die erste deutsche Zeitung der Nachkriegszeit, die *Aachener Nachrichten*. Quelle: bpk, Berlin

der in der Stadt verbliebenen Zivilisten. Diese wurden nur unzureichend informiert, eine Zeitung gab es zu diesem Zeitpunkt in Aachen nicht mehr.

Zur Mittagszeit plünderten Erwachsene die Weinhandlung Petersbrück in der Petersstraße. „Warum ausgerechnet die Weinhandlung, weiß keiner so genau“, erinnert sich Peter Foré. Vermutlich gab es ansonsten in Aachen nicht mehr viel zu holen. „Sie ließen sich im Keller volllaufen, machten alle Fässer auf, und der Wein stand knöchelhoch.“

Weiter berichtet Foré: „Die Jungen Karl Schwartz, Johann ‚Büb‘ Herren und Egon Koch standen auf der Straße und sahen neugierig zu. Sie waren in meinem Alter. Wir waren liebe Jungs, die sich nie etwas zuschulden haben kommen lassen. Büb ist mit mir verwandt gewesen, er war ein angeheirateter Cousin.“

Als Egon die Soldaten kommen sah, lief er weg und versteckte sich in den Trümmern. So rettete er sein junges Leben. Die Soldaten liefen ihm zwar hinterher, aber finden konnten sie ihn nicht. Alle der Plünderung Bezichtigten, auch die Kinder, wurden verhaftet und auf einen Lkw geschmissen. Mit der Zeit haben sich die Umstände der Geschichte verbreitet und sind aufgedeckt worden, deshalb kennt auch Peter Foré diese Details, obwohl er sie damals nicht selbst mitangesehen hatte. Die Nachricht der Verhaftung verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Es hieß, die SA habe viele Menschen verhaftet und sie zu einem Haus an der Ecke Saarstraße/Veltmanplatz gebracht, um sie dort zu erschießen. Die Älteren wurden mit Ochsentrimmern von der Wehrmacht geschlagen und anschließend weggejagt.

„Die Schreie der Kinder habe ich nicht vergessen“

„Als ich dorthin kam, waren viele Erwachsene schon weg. Ich hielt mich im Hintergrund“, berichtet Foré. „Die Kinder mussten sich mit dem Gesicht zum Haus gewandt hinstellen. Zwei junge Soldaten richteten ihre Pistolen auf sie.“ Während Peter Foré weitererzählt, laufen ihm die Tränen über das Gesicht: „Die Schreie der Kinder aus Todesangst habe ich mein Leben lang

nicht vergessen. Es fielen zwei Schüsse, Büb war sofort tot, und Karl hatte einen Halsstreifschuss und lief weg. „Mama, Mama, ich will noch nicht ster-

nem Zwischenweg der Lousbergstraße unter zwei Tannen. Erst nach Kriegsende bekamen sie ein würdiges Grab auf dem Aachener Ehrenfriedhof. Wieso nur die beiden Jungen, nicht aber die erwachsenen Plünderer mit dem Tod bestraft wurden, ist bis heute nicht geklärt.

Am folgenden Tag wurde Aachen vollkommen evakuiert. Auch Peter Foré verließ mit seiner Familie die Stadt. Für ihn ging das Leben, trotz der Trauer, weiter.

Der Kampf um Rehabilitation

Seit 1944 kämpften Angehörige der erschossenen Kinder für deren vollständige Rehabilitation. Sie wurden als „Plünderer“ bezeichnet und sind als „Plünderer“ gestorben. Erst über 60 Jahre später, am 18. Februar 2006, wurden sie von ihrer angeblichen Schuld freigesprochen.

Graf von Schwerin galt nach dem Krieg lange Zeit als „Retter“ Aachens, der die historische Stadt vor der vollkommenen Zerstörung durch die Amerikaner bewahren wollte. Die Stadt dankte ihm, indem er sich 1957 in das „Goldene Buch der Stadt Aachen“ eintragen durfte. Im Jahre 1963 wurde sogar eine Straße nach ihm benannt. Als ein wissenschaftliches Gutachten keine Beweise für die „Rettung“ Aachens durch Schwerin aufbringen konnte, wurde schließlich bei einer Ratssitzung der Stadt Aachen am 22. August 2007 beschlossen, die Straße erneut wieder umzubenennen.

Am Ende unseres Gesprächs deutet Peter Foré auf eine Tierstatue und sagt: „Ich liebe Tiere über alles, denn seitdem ich die Menschen kenne, liebe ich die Tiere.“

HINTERGRUND

STANDRECHT & STANDGERICHTE

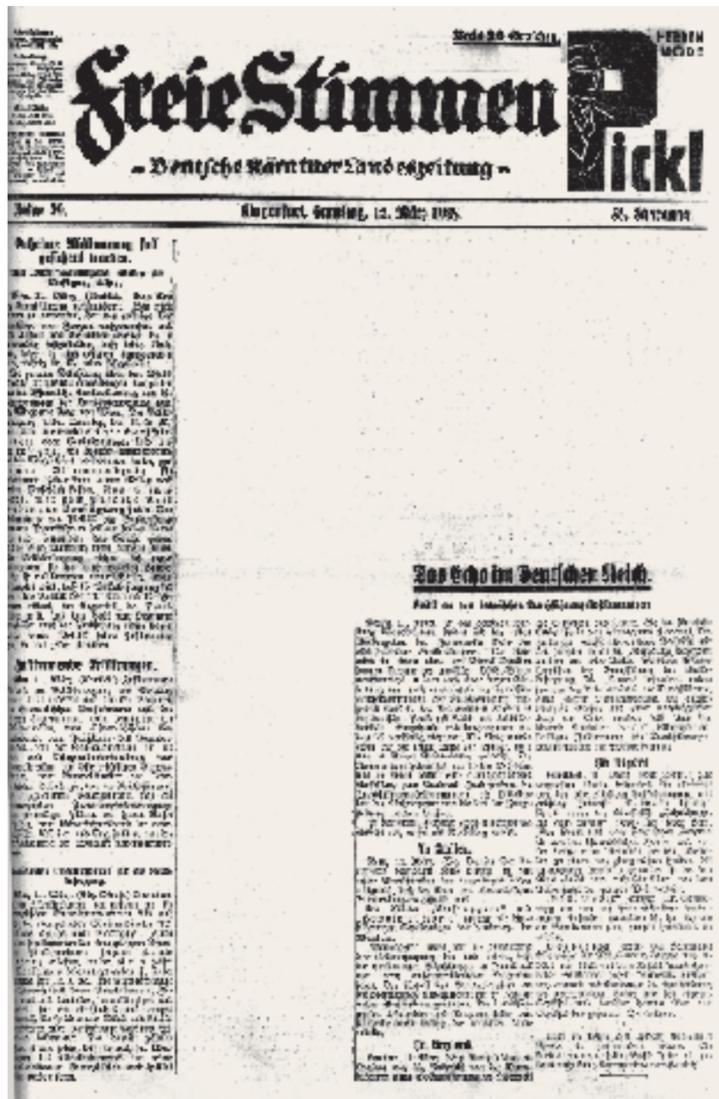
Mit der Ausrufung des Standrechts ging die zivile und militärische Gerichtsbarkeit in einem bestimmten Gebiet auf den höchsten anwesenden Militärbefehlshaber über. Durch sogenannte Standgerichte, die aus Offizieren und Soldaten bestanden, konnten bestimmte Vergehen wie Diebstahl, Plünderung oder Wehrkraftzersetzung in einem abgekürzten gerichtlichen Verfahren abgeurteilt werden. Die Schuldsprüche wurden sofort vollstreckt.

Als die Alliierten im Herbst 1944 das deutsche Gebiet erreichten, wurde in den frontnahen Regionen das Standrecht aufgehoben, um die für militärische Operationen benötigte öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Häufig waren die Urteile unverhältnismäßig hart und entbehrten zudem oft – wie auch im Fall der zwei Jungen in Aachen – notwendiger Beweise. Bis zum Kriegsende wurden Tausende deutscher Zivilisten durch standrechtliche Erschießungen getötet. Erst das 1998 vom Bundestag erlassene „Gesetz zur Aufhebung nationalsozialistischer Unrechtsurteile in der Strafrechtspflege“ ermöglichte eine nachträgliche Rehabilitation von Opfern standrechtlicher Erschießungen; die Urteile verstießen gegen elementare Gedanken der Gerechtigkeit und dienten einer Verlängerung der NS-Herrschaft in den letzten Kriegsmontaten. Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland verbietet Standgerichte.



Von links: Estelle Schuler und Lee Beck (beide 16) aus Aachen. Nicht auf dem Bild: Carola Mascheraux (19)

Ein „weißer Fleck“ im wahrsten Sinne



Bei den Recherchen im Archiv stieß das Redaktionsteam aus Klagenfurt auf diese Zensurlücke, die gut sichtbar auf der Titelseite der Kärntner Zeitung *Freie Stimmen* prangt. Offenbar ist der dort eingelebte Artikel wegen seines Inhalts gestrichen worden, einen echten „weißen Fleck“ in der Berichterstattung hinterlassend. Was dort für ein Beitrag vorgesehen war, lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren. Interessant aber ist das Datum der Zeitung: Es handelt sich hierbei um die erste Ausgabe vom 12. März 1938, dem Tag des „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich. Die Frage, die sich aufdrängt: Wer veranlasste die Zensurlücke – der österreichische Ständestaat oder deutsche Nationalsozialisten? Selbst für Historiker ein schwer einzuschätzender Sachverhalt. Das Kärntner Landesarchiv konnte schließlich Aufschluss geben: Bei den *Freien Stimmen*, der damals bedeutendsten Tageszeitung Kärntens, handelte es sich um ein Blatt mit strikt deutschnationaler Orientierung. Wegen der ideologischen Nähe der Redaktion zum Nationalsozialismus stand die Zeitung schon seit 1933 unter österreichischer Vorzensur, bis 1938 hat man sie 120-mal polizeilich beschlagnahmt. Normalerweise wurde die erste Ausgabe schon am Abend des Vortages gedruckt, hier also nur wenige Stunden vor der NS-Machtergreifung in Klagenfurt. Demnach fiel die Zeitung dem letzten Zensureingriff des österreichischen Ständestaats zum Opfer. Kurz darauf übernahmen die Nationalsozialisten die Redaktion und schalteten sie gleich. Bis zum Beginn der Herausgabe der NS-Gauzeitung *Kärntner Grenzruf* im September 1938 waren die *Freien Stimmen* das inoffizielle Organ der NSDAP für den Reichsgau Kärnten. Quelle: Kärntner Landesarchiv, mit freundlicher Unterstützung des Direktors Dr. Wilhelm Wadl



Peter Foré 2008

volks und besuchte die Tannenschule. Gemeinsam mit sieben Geschwistern und seinen Eltern lebte er in einer Wohnung im Gasborn Nummer 14. Die Kinder teilten sich zu zweit ein Bett, viel zu essen gab es nicht. Der Vater – im Ersten Weltkrieg schwer verwundet – arbeitete als Wachmann in einem Lager für sowjetische Kriegsgefangene, die zur Zwangsarbeit in Aachener Betrieben eingesetzt wurden. „An sich waren wir zufriedene Menschen, wir waren arm und brav“, wiederholt er mehrmals mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Wie wahrscheinlich jeder weiß, waren die Zeiten nicht allzu rosig.“

1941 begann die Bombardierung Aachens – 1944 war die mittelalterliche Stadt zu drei Vierteln zerstört. Am Morgen des 13. September 1944 übernahm die 116. Panzerdivision (Windhund-Division) unter ihrem Kommandeur Graf von Schwerin die Verteidigung des Aachener Kampfgebiets, da die Amerikaner seit dem Vortag am Rande der Stadt standen und schossen.

Ferien im Führerbunker

Die organisierte braune Kindererziehung

Von Andrea Röpke

Das Mädchen und der kleine Junge winken zum Abschied. Die schweren Rucksäcke geschultert, kehren die Kinder dem Vater im abfahrenden roten Kleinbus entschlossen den Rücken zu. Sie tragen warme Winterkleidung. Vor ihnen liegt düster und mächtig eine Burg im Schnee. Sie stehen vor dem schmiedeeisernen, hohen Eingangstor. Zwei junge uniformierte Wachmänner öffnen bereitwillig eine Tür. Die Kinder treten ein – in die Welt der „Heimatreuen Deutschen Jugend“, kurz HDJ.

Seit Anfang 2008 warb die völkisch-nationalistische Neonazi-Organisation mit einem Videoclip und der Parole „Wir suchen Dich!“ auf rechtsextremen Internetseiten, aber auch auf YouTube um Nachwuchs im Alter zwischen sieben und 29 Jahren. „Wir suchen Kameraden und keine Schreier!“, beschwor ein Sprecher aus dem Off den Zuschauer des einschlägigen Videos, welches zur Jahreswende 2006/07 beim HDJ-Winterlager auf der fränkischen Burg Hohenberg gedreht wurde. Etwa 100 Kinder und Jugendliche trugen hier einheitliche Kluft, die Mädchen in dunkelblauen langen Röcken, das schwarz-weiß-rote Flammensymbol der HDJ auf den Ärmeln ihrer weißen Blusen oder Hemden.

„Da kann man nichts machen“

Getrennt nach Geschlechtern wird stramm vor jungen Führern und der Fahne in den Farben des Deutschen Reichs angetreten. Der Herbergsvater Steffen Hörntler wird Medienvertretern später erzählen, dass das Treiben auf seiner Burg eindeutig „einen militärischen Charakter“ gehabt habe. „Halt! Stehen bleiben!“, hätten ihn zwei jugendliche Wachmänner in Uniform aufgefordert. Als der Hausherr sich vorgestellt habe und nachhakte, was das Ganze denn solle, bekam er zu hören: „Sie sind nicht berechtigt, uns eine Frage zu stellen!“ Alle hätten „genau denselben Ton“ drauf gehabt, berichtet Hörntler. Am meisten erschütterte die Herbergsgestellten die Erinnerung an die Kinder, die frierend in Uniform Fahnenwache schieben mussten, sie hätten trotz Kälte nicht reinkommen dürfen. Hörntler meint: „Die wollten ihre Kinder eindeutig abhärten.“ Er informierte die Polizei, aber die Beamten hätten nur mit den Schultern gezuckt und betont, das sei ein einge-

tragener Verein, „da kann man nichts machen“.

Die Heimatreue Deutsche Jugend agierte offiziell seit 2001 unter diesem Namen und war die Inner-Circle-Organisation, die im Verborgenen den Nachwuchs deutscher Neonazis nach soldatischen Idealen dressieren sollte.

Führers der „Leitstelle Nord“ hieß es: „Ich will keine bessere BRD, ich will ein neues Reich auf den Trümmern dieses verkommenen Systems errichten.“ Der Verein ist verboten – doch die gefährlichen Ideale leben weiter.

„Mein Glaube ist Kampf“ lautete einer der Leitsätze der Heimatreuen.

ren. Ihre Kinder tragen nordisch klingende Namen wie Runhild oder Sieghard. Anglizismen werden auch in der Erziehung daheim vermieden. So heißt das Internet in ihrem Jargon „Welt-netz“, „T-Shirts“ sind „T-Hemden“. Kinder aus HDJ-Familien wirken auf Lehrer oft eingeschüchtert oder ver-

denn die Durchsuchungsprotokolle gegen sie seien von Rechtschreibfehlern und neuen Wortkreationen „übersät“ gewesen.

Die heimatreuen Erzieher haben sich auch im Zeitraum zwischen den Razzien im Oktober 2008 und dem Verbot Ende März 2009 nicht von ihren



„Der Heimat und dem Volke treu“. HDJ-Zeltlager in Fromhausen (Nordrhein-Westfalen) im August 2008. An den weißen Rundzelten prangen Schilder mit Aufschriften wie „Germania“, „Alemania“ oder „Führerbunker“. Etwa alle drei Wochen veranstaltete die HDJ geheime Zeltlager an wechselnden Orten. Foto: Otto Belina

Wer in der bundesdeutschen Szene etwas auf sich hielt, der schickte seine Kinder zum Drill in die Zeltlager und Schulungsveranstaltungen der HDJ.

Ende März 2009 wurde der Verein mit Eintragung beim Registergericht in Kiel vom Bundesinnenministerium verboten. Die Berliner Behörde sieht es als erwiesen an, dass die HDJ eine „nationalsozialistische Ideologie verbreite“ und gegen die verfassungsmäßige Ordnung der Bundesrepublik verstößt. In einem internen Schreiben des

Schon die Kleinen wurden als „Kameraden“ angesprochen und mit „Heil Dir“ begrüßt. Die rund 400 Mitglieder starke Truppe zog aber weitaus mehr Kinder durch ihre Reihen. Viele der Erzieher und Erzieherinnen bzw. deren Eltern waren zuvor schon in der 1994 verbotenen „Wiking-Jugend“ aktiv. Diese äußert militante Neonazi-Vereinigung agierte 42 Jahre lang ungestört. Angeblich sollen 15.000 Rechte durch deren Schule gegangen sein. Viele der heutigen NPD-Anführer, auch Landtagsabgeordnete oder Vorstandsmitglieder, reihten sich in die Marschkolonnen der Wiking-Jugend ein. Sie blieben dem braunen Drill treu und setzten die Arbeit in ähnlicher Form bei der HDJ weiter fort. So waren die HDJ-Erzieher unter Bundesführer Sebastian Rübiger aus Brandenburg angetreten, um „wieder eine saubere Jugend zu formen“, und das vor allem durch „körperliche Wehrhaftigkeit“. Eingeteilt in „Einheiten“ und „Leitstellen“ veranstalteten sie Zeltlager, Fahrten, militärische Gedenkfeiern, Wettkämpfe, Gepäckmärsche, Überlebens-training im Gelände sowie ideologische Schulungen im NS-Sinne.

„Lebensbundprinzip“ und „Mutterfrauen“

Die HDJ ist mehr als eine Erziehertruppe – sie ist Gesinnungsgemeinschaft nach dem nationalsozialistischen „Lebensbundprinzip“. Von bündischen oder gar christlichen Jugendgruppen grenzt sie sich ab. Fanatische junge Frauen, die sich gern als „Mutterfrauen“ bezeichnen, stützen die Struktu-

stört. Andere treten früh selbstbewusst auf. Ein jugendlicher HDJ-Aktivist aus Franken gründete bereits eine kleine Wehrsportgruppe an seiner Schule. Kinder lernen SS-Dichter wie Kurt Eggers zu verehren oder stehen stramm an den Gräbern von NS-Größen. Der Zweite Weltkrieg heißt „großdeutscher Freiheitskampf“, und in eigens angefertigten Rätseln werden sie nach „dem Führer des letzten Deutschen Reiches“ – Hitler – befragt. Behördenintern wurde die HDJ als „paramilitärisch auftretende Elite“ gesehen.

Trotz Verbot wird es weitergehen

Dabei gelang es den Heimatreuen bis 2006 mit ihren gefährlichen Aktivitäten kaum Aufmerksamkeit zu erregen. Nachdem das TV-Magazin „Panorama“ etwas später die ersten Bilder aus den Lagern veröffentlichte, richteten auch Polizei und Verfassungsschutz ihr Augenmerk auf die braune Erziehertruppe. Sie warteten in Folge vor dem „neonazistisch ausgerichteten Jugendverband“, dessen Ziel die „frühzeitige rechtsextremistische Beeinflussung von Kindern und Jugendlichen“ sei. Nachdem im Herbst 2008 alle Parteien im Bundestag ein Verbot des gefährlichen Vereins gefordert hatten, war ein Ende – auch für deren Anführer – in sichtbare Nähe gerückt. Die Neonazis gaben sich kämpferisch: „BRD – Ihr könnt uns mal!“, wetterten sie in Richtung Berlin. In ihrer Vereinszeitung „Funkenflug“ machten sie sich über angebliches „Analphabetentum“ in deutschen Behörden lustig,

Aktivitäten abhalten lassen. Zur Jahreswende wurde ungestört ein großes Winterlager – wahrscheinlich in Sachsen – abgehalten, und in der Pfalz soll eine neue „Einheit“ gegründet worden sein. Mitte Februar nahmen zahlreiche HDJ-Anhänger am Neonazi-Aufmarsch in Dresden mit über 7.000 Teilnehmern und zwei Wochen später am „Tollensemarsch“ zu Ehren des NS-Märtyrers Horst Wessel teil. „Das sind fanatische Neonazis, die werden auf jeden Fall weitermachen“, warnte Reinhard Koch, Leiter der „Arbeitsstelle Rechtsextremismus und Gewalt“ in Braunschweig bereits vor dem Verbot. „Nur in welcher Form – das bleibt abzuwarten“, befürchtet Koch. ↪

Buchtip: ANDREA RÖPKE, ANDREAS SPEIT (HRSG.): *Neonazis in Nadelstreifen. Die NPD auf dem Weg in die Mitte der Gesellschaft*, Ch. Links Verlag, Berlin 2008



ANDREA RÖPKE, Politologin und freie Journalistin. Schreibt u. a. für *taz*, *Spiegel*, *Stern* und *Focus*. Von der Fachzeitschrift *medium magazin* 2007 als „Reporterin des Jahres“ ausgezeichnet. Foto: Linus Lemming

HINTERGRUND

WEISSE FLECKEN – BRAUNE GEWALT

Ausländerfeindliche Übergriffe in Mölln, Solingen und anderen Orten der Bundesrepublik gaben in den neunziger Jahren den Anstoß zur Gründung der Initiative step21. Seit inzwischen zehn Jahren engagieren sich Kinder und Jugendliche in unterschiedlichen Projekten und Aktionen der gemeinnützigen Initiative für mehr Toleranz und Verantwortung.

Ausländerfeindlichkeit, Intoleranz und rechtsextreme Gewalt bestehen weiterhin. Der Mitte Mai 2009 vom Bundesinnenministerium vorgestellte Verfassungsschutzbericht informiert nicht nur über einen Anstieg rechtsextremer Gewalttaten, sondern auch über eine erhöhte Gewaltbereitschaft unter Rechtsradikalen. Mit 4.800 Neonazis bundesweit gab es zudem einen Zuwachs von zehn Prozent „Aktiven“ im Vergleich zu 2007. Eine bedenkliche Entwicklung.

Ähnlich die Statistik des Bundesinnenministeriums über politisch motivierte Straftaten: Nach den vorläufigen Zahlen vom Februar 2009 und einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) vom März 2009 stieg die Anzahl von Straftaten mit politischem Hintergrund 2008 auf Rekordniveau. Vor allem in der rechtsradikalen Szene ist ein Zuwachs von 16 Prozent zu verzeichnen. Drastisch sind auch die Ergebnisse einer weiteren Studie des KFN: Hierin offenbarten 14,4 Prozent aller befragten Jugendlichen ein hohes Maß an ausländerfeindlichen Einstellungen – das ist fast jeder siebte!

Aufgrund dieser beunruhigenden Zahlen hat sich die Redaktion der step21 [Weiße Flecken]-Zeitung dazu entschieden, den besorgniserregenden aktuellen Entwicklungen eine Doppelseite zu widmen. Rechtsextremismus ist kein rein deutsches Problem. Längst schon ist die rechtsradikale Szene über Grenzen hinweg organisiert und vernetzt, so auch zwischen Deutschen, Polen, Tschechen und Österreichern.

Der Artikel von Andrea Röpke über die Aktivitäten der „Heimatreuen Deutschen Jugend“ wird deshalb in diesem Themenschwerpunkt ergänzt durch eine Analyse der aktuellen Situation in Tschechien, in der Ondřej Čákl auch die europäische Vernetzung der rechten Szene miteinbezieht.

Gegen Roma, Israel und „Bombenterror“ der Alliierten

Die neonazistische und ultrarechte Szene in Tschechien und ihre europäische Vernetzung

Von Ondřej Cakl

Hunderte verummter Neonazis werfen Pflastersteine und Feuerwerkskörper und provozieren eine Straßenschlacht mit 1.200 Polizisten. Diese fahren Wasserwerfer und spezielle Transporter auf, um die Rechtsextremen aufzuhalten. Tschechische Neonazis, die im Herbst 2008 in der nordböhmischen Stadt Litvínov zu Straßendemonstrationen aufriefen, hatten nur ein Ziel vor Augen: ethnische Unruhen zu entfachen und die im Stadtviertel Janov lebende Minderheit der Roma zu überfallen und einzuschüchtern. Solche Bilder kannten Tschechen bisher nur aus der Auslandsberichterstattung. Nun waren sie Realität im eigenen Land. Seitdem wiederholen Neonazis in anderen Städten überall in Mähren und Böhmen ihre Angriffe gegen Roma, die größte ethnische Minderheit in Tschechien.

Zunahme rechtsextremer Aktivitäten

In der Tschechischen Republik ist seit 2005 ein deutlicher Anstieg von öffentlichen Aktivitäten neonazistischer und ultrarechter Organisationen zu beobachten. Das Jahr 2008 war mit 80 Demonstrationen, Gedenkveranstaltungen und neonazistischen Konzerten das bisher aktivste seit der „Samtenen Revolution“ 1989. Innenministerium und Nichtregierungsorganisationen wie das Projekt „Monitoring“ des Vereins Toleranz und Zivilgesellschaft gehen von etwa 4.000 bis 5.000 Rechtsextremisten im Alter zwischen 16 und 35 Jahren aus.

Bei den Regionalwahlen im Herbst 2008 gaben fast 29.000 tschechische Wähler, erstmals mehr als 1%, ihre Stimme der Dělnická strana (Arbeiterpartei), die nachweislich mit militanten Neonazi-Organisationen zusammenarbeitet. Dies zeigt deutlich den Wandel eines Teils der tschechischen Gesellschaft und wachsende Sympathien für die neonazistische Ideologie. Der Erfolg der bisher unbedeutenden politischen Partei überraschte nicht nur die tschechische Öffentlichkeit, sondern vor allem die darauf nicht vorbereiteten staatlichen Organe. Seit dem Wendjahr 1989 macht die tschechische

Ultrarechte eine Entwicklung durch, die sich zunehmend am Erfolg der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands (NPD) orientiert. Die rechtsradikalen Bewegungen begannen in den neunziger Jahren als Subkulturen rassistischer und neonazistischer Skinheads wie „Bohemian Hammerskins“ oder „Blood and Honour“. In den vergangenen zehn Jahren bildeten sie nichteingetragene Vereinigungen mit den Namen „Národní odpor“ (Nationaler Widerstand), „Národní korporativismus“ (Nationaler Korporativismus) und „Autonomní nationalisté“ (Autonome Nationalisten). Offiziell registriert ist bisher nur die Arbeiterpartei, die 2003 aus der Republikánská strana (Republikanische Partei) Miroslav Sládeks hervorging. Diese saß in den neunziger Jahren im tschechischen Parlament. Seit 1998 haben die Radikalen bei den Wahlen aber weder auf Staats- noch auf Regionalebene Sitze gewinnen können.

Die Arbeiterpartei arbeitet jedoch immer enger mit den rechtsextremen Vereinigungen zusammen. Auf Demonstrationen, Konzerten und anderen Veranstaltungen treten ihre Vertreter oft gemeinsam auf; personelle Verbindungen beider Gruppen sind keine Ausnahme mehr. Die Partei toleriert nicht nur Neonazis unter den Mitgliedern; sie ermöglicht diesen auch, unter ihrem politischen Schutz legal in der Öffentlichkeit zu agieren. Gemessen an ihren Tätigkeiten und der Anzahl ihrer Veranstaltungen zählen die tschechischen Neonazis zu den aktivsten in Europa; in einigen Fällen stehen sie sogar ganz an der Spitze. Der Versuch der tschechischen Regierung, die Arbeiterpartei verfassungsrechtlich zu verbieten, scheiterte im März 2009 an der schlechten Vorbereitung der Anklageschrift durch das Innenministerium.

Die NPD als Vorbild

Die Kontakte zwischen deutschen und tschechischen Neonazis intensivierten sich in den vergangenen Jahren. Unter den Rechtsextremen wächst das Interesse an einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Vor fünf Jahren finden tschechische Rechtsextreme an Veranstaltungen deutscher Neonazis

zu besuchen und zu unterstützen. Diese waren zunächst nur unter der Bedingung zur Zusammenarbeit bereit, dass sich die Tschechen für die Vertreibung der Deutschen aus dem Sudetengebiet nach dem Kriegsende entschuldigen. Die tschechische Seite erfüllte diese Bedingung nicht, dennoch wurden die Beziehungen immer enger und sind heute Normalität. 2005 sprachen

Altenburg oder dem „Antikriegstag“ in Dortmund. Beim jährlichen „Trauermarsch für die deutschen Opfer des alliierten Bombenterrors“ in Dresden, der das Gedenken an die Kriegsoffer zur Verbreitung neonazistischer Ideen missbraucht, marschieren tschechische Neonazis traditionell mit deutsch-tschechischen Transparenten. Während bei ähnlichen Aktionen je ein

nationalen rechtsextremen Organisation „Blood and Honour“. In der Szene existieren Dutzende „White Power“-Musikbands, die auch regelmäßig in Tschechien spielen. Seit den neunziger Jahren traten hier über 50 Bands aus der ganzen Welt auf, die mit ihren Texten oft tschechisches Recht verletzen. Beispielhaft für die europäische Vernetzung ist auch der Auftritt des



Tschechische Neonazis des „Nationalen Widerstands“ (Národní Odpor) mit einem Transparent in deutscher Sprache am 16. Februar 2008 in Dresden. Jedes Jahr veranstalten deutsche Neonazis am Jahrestag der Bombardierung der Stadt einen „Trauermarsch“, der das Gedenken an die Kriegsoffer zur Verbreitung neonazistischer Ideen missbraucht. Im Frühjahr 2009 meldeten die Tschechen nach dem gleichen Muster eine Demonstration in der nordböhmischen Stadt Ústí nad Labem an. Foto: Recherche Ost

chen Vertreter von tschechischen ultrarechten Organisationen erstmals bei offiziellen Veranstaltungen ihrer deutschen Kameraden; seit 2008 lässt sich ein regelmäßiger Austausch von Rednern zwischen beiden Ländern beobachten. Tschechen engagieren sich auf Veranstaltungen deutscher Neonazis wie dem „Fest der Völker“ im thüringi-

Dutzend Neonazis aus Italien, Österreich, Ungarn und der Slowakei teilnehmen, zählen Nichtregierungsorganisationen bei aktuellen Veranstaltungen in Deutschland zehnmal so viele Teilnehmer aus Tschechien.

Die tschechische Seite profitiert von den Erfahrungen der deutschen Szene. So ließ sie sich vom „Trauermarsch“ in Dresden inspirieren und organisierte im Frühjahr 2009 nach gleichem Muster eine Demonstration in der nordböhmischen Stadt Ústí nad Labem, mit dem offiziellen Ziel, an die Opfer des Weltkriegs zu erinnern. Da Beobachter mehrere Hundert Unterstützer aus Deutschland erwarteten, kontrollierten deutsche und tschechische Polizisten an diesem Wochenende die gemeinsamen Grenzen. In Ústí nad Labem demonstrierten zahlreiche Menschen gegen diese Veranstaltung; anders als in Sachsen organisierten die Tschechen die Protestaktion jedoch einige Tage vorher, um Straßenkämpfe zu vermeiden. Nur ein Teil der Gegner entschied sich, am selben Tag entlang der Straßen zu protestieren, durch die die Neonazis marschierten.

Vernetzung auf europäischer Ebene

Die tschechische Szene orientiert sich nicht nur nach Deutschland, sondern auch in andere europäische Staaten. Traditionell ist die Zusammenarbeit mit den slowakischen Neonazis am intensivsten, enge Verbindungen bestehen jedoch auch nach Ungarn, Österreich, Serbien und Russland. Als Ausgangspunkt dienen langjährige Verbindungen zu Personen der inter-

50-jährigen österreichischen Neonazis Gottfried Küssel auf der Versammlung der tschechischen Arbeiterpartei in Brno am 1. Mai 2009. Er gehört zum harten Kern der Neonaziszene in Europa. Küssel ist seit 30 Jahren überzeugter „Nationalsozialist“ und Mitglied der US-amerikanischen Organisation NSDAP/AO, die Neonazis in der ganzen Welt mit Propagandamaterial versorgt. Nach mehrjähriger Gefängnisstrafe in Österreich tritt er wieder in der Szene auf und ist seit zwei Jahren ständiger Gast auf europäischen Treffen von Neonazis.

Die vermehrte grenzüberschreitende Zusammenarbeit von Rechtsextremisten und ihre zunehmende Präsenz in der Öffentlichkeit sollte nicht nur einzelne Länder, sondern die gesamte europäische Gesellschaft wachrütteln. Alle – vom Bürger bis zum Politiker – müssen diesem europäischen Problem mehr Aufmerksamkeit widmen und gemeinsame Gegenstrategien entwickeln, denn dieses gefährliche Phänomen wird keinesfalls verschwinden – im Gegenteil.



ONDŘEJ CAKL, Gründer der Bürgerinitiative „Tolerance a občanská společnost“ (Toleranz und Zivilgesellschaft), die mit dem Projekt „Monitoring“ seit fast zehn Jahren die Aktivitäten von Neonazis in Tschechien und Mitteleuropa beobachtet.



Die Arbeiterpartei (Dělnická strana) ist in der Tschechischen Republik seit 2003 offiziell registriert. Die Ergebnisse der Regionalwahlen 2008 zeigten deutliche wachsende Sympathien für die Partei, die eng mit rechtsextremen Vereinigungen zusammenarbeitet. Ein Verbotsantrag der tschechischen Regierung scheiterte im Frühjahr 2009. Foto: Recherche Ost

step21 dankt – dziękujemy – děkujeme!

Ohne die großzügige Unterstützung durch unsere Förderer könnte step21 das internationale Erinnerungsprojekt [Weiße Flecken] nicht realisieren. Dass wir für die dritte Ausgabe der Zeitung erstmals in allen Ländern Unterstützer gefunden haben, freut uns ganz besonders. Ihnen allen ein herzlicher Dank!

Auch symbolische Unterstützung ist von unschätzbarem Wert. Unser herzlicher Dank gilt darum auch den 18 Projektpaten, die das Engagement der [Weiße Flecken]-Redakteure mit ihrem prominenten Namen, zum Teil auch ganz persönlich und tatkräftig unterstützen.

Danken möchten wir auch unseren Kooperationspartnern KARTA und Živá paměť, die den jungen Redakteuren aus Polen und Tschechien bei der Vermittlung von Zeitzeugen geholfen haben.

Ein besonderer Dank geht an die von Stern'sche Druckerei in Lüneburg, in der die [Weiße Flecken]-Zeitung seit der ersten Ausgabe gedruckt wird, und ans Jüdische Museum Berlin, wo die jugendlichen Redakteure ihre neue Zeitung der Öffentlichkeit präsentieren. ↪

Länderübergreifend die Zukunft gestalten

Von Marion Horn

Erste Vorsitzende BILD hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“, Hamburg



Marion Horn

Das Projekt step21 [Weiße Flecken] ist einzigartig. Einzigartig, weil Jugendliche hier auf eine ganz besondere Weise den kritischen Umgang mit unserer Vergangenheit lernen und umsetzen. Hier wird nicht nur aus Schulbüchern der Blick auf die Geschichte geschärft, sondern durch echtes Erleben, durch selbstständige Recherche vor Ort. Dabei fördern die Nachwuchsjournalisten die großen Versäumnisse und Verfehlungen zutage, die sich die Presse im Dritten Reich hat zuschulden kommen lassen. Sie schreiben, wie es wirklich war!

Die Ergebnisse, die jetzt in der step21-[Weiße Flecken]-Zeitung ver-

öffentlicht werden, beweisen einmal mehr, dass selbst im Jahr 2009 das Kapitel des Nationalsozialismus noch längst nicht abgeschlossen ist. Ein Grund mehr für BILD hilft e.V. „Ein Herz für Kinder“, die Arbeit der Jugendlichen aus Deutschland, Polen, Tschechien und Österreich zu unterstützen. Die Tatsache, dass step21 [Weiße Flecken] auch von jungen Menschen aus den Ländern mitgestaltet wird, die noch vor wenigen Jahrzehnten unter der schrecklichen deutschen Besatzungs- und Vernichtungspolitik zu leiden hatten, freut uns besonders. Es zeigt, wie es gelingen kann, länderübergreifend die Vergangenheit zu bewältigen und dabei die Zukunft zu gestalten. ↪



www.ein-herz-fuer-kinder.de

Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen

Von Martin Salm

Vorstandsvorsitzender der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Berlin



Dr. Martin Salm

In diesem Jahr jähren sich zwei für Europa entscheidende Ereignisse: zum einen der Überfall Deutschlands auf Polen und damit der Beginn des Zweiten Weltkriegs im Jahr 1939, zum anderen der Fall der Mauer in Deutschland und Mitteleuropa.

Die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts wird in der [Weiße Flecken]-Zeitung aufgearbeitet, indem sich junge polnische, deutsche, tschechische und österreichische Redakteure mit Leerstellen, aber auch mit gezielter Propaganda während der NS-Zeit beschäftigen. Für die aktuelle Ausgabe lernten sie unter Anleitung

von erfahrenen Journalisten das Leben im deutsch-polnischen Grenzort Frankfurt (Oder)/Stubice kennen, diskutierten und erprobten gemeinsam das Recht auf Meinungsfreiheit. Sie stellten damit unter Beweis, dass unterschiedliche Perspektiven zu einem gemeinsamen Ergebnis führen können.

Die Stiftung EVZ, im Jahr 2000 für die Entschädigung von Zwangsarbeitern des NS-Regimes gegründet, unterstützt das Projekt step21 [Weiße Flecken] vor allem deshalb, weil es sich für eine demokratische Zukunft und ein friedliches Zusammenleben der Völker einsetzt. Wir sind davon überzeugt, dass nachfolgende Generationen aus der kritischen Auseinandersetzung mit dem NS-Unrecht für die Zukunft lernen können.

Aus den journalistischen Forschungsreisen der Jugendlichen ist eine eindrucksvolle Zeitung entstanden, die mit einer dritten Ausgabe sicher zahlreiche und aufmerksame Leser und Leserinnen finden wird. ↪



www.stiftung-evz.de

UNSERE STEP21 [WEISSE FLECKEN]-PATEN



Adé Bantu

Musiker, Gründer des Musikprojekts Brothers Keepers e.V.

„Das neue Europa kann sich den globalen Herausforderungen nur stellen, wenn junge Menschen den Mut aufbringen, sich ehrlich mit ihrer gemeinsamen Geschichte zu befassen. Nur so können wir es vermeiden, dass Geschichte relativiert wird. Dank Initiativen wie step21 und dem Projekt [Weiße Flecken] stehen die Chancen für eine dauerhafte europäische Identität gut.“



Anke Schäferkordt

Geschäftsführerin von RTL

„Historische Erinnerung ist ein wichtiger Baustein für unsere Zukunft, denn nur durch Wahrhaftigkeit kann wirkliche Versöhnung entstehen. Zudem wird im Projekt step21 [Weiße Flecken] mehr als deutlich, dass die Pressefreiheit das Fundament unserer Demokratie ist.“



Dagmar Reim

Intendantin des Rundfunks Berlin-Brandenburg

„Mutig sein, auch wenn es schwerfällt. Kritisch fragen, was passiert ist. Nicht zögern, Unrecht zu nennen. Das lernen Jugendliche im Projekt step21 [Weiße Flecken]. Damit auch in die dunklen Ecken der Geschichte Licht fällt. Das Projekt verbindet Länder und Generationen und stärkt Jugendliche für ihr Leben in einem vereinten Europa.“



Giovanni di Lorenzo

Chefredakteur „Die Zeit“, Mitherausgeber „Der Tagesspiegel“

„Pressefreiheit ist nicht nur ein Schmuckwort für die Sonntagsrede, sondern ein Wesenselement der Demokratie. Umso wichtiger ist es, dass junge Leute begreifen, was sich hinter diesem abstrakten Begriff verbirgt. step21 [Weiße Flecken] macht das auf einzigartige Weise möglich. Wer die Grausamkeit staatlich verordneter Lügen einmal erkannt hat, wird die Pressefreiheit zu schätzen wissen.“



Henry Hübchen

Schauspieler

„Wirkliche Zeitzeugen aus der NS-Zeit existieren bald nicht mehr. Umso wichtiger wird es für die nachkommenden Generationen, sich mit Vergangem auseinanderzusetzen. Die Art und Weise, wie das Projekt step21 [Weiße Flecken] das tut, finde ich beispielhaft. Meinungsfreiheit und ein verantwortlicher Journalismus bei der Aufarbeitung ‚weißer Flecken‘ – dafür setze ich mich gern als Pate ein.“



Lutz Marmor

Intendant des Norddeutschen Rundfunks

„Es ist eine sehr gute Idee, dass Schülerinnen und Schüler journalistische Lücken aus der NS-Zeit füllen und damit dazu beitragen, dass die Geschichte nicht vergessen wird. step21 [Weiße Flecken] schärft das politisch-historische Bewusstsein. Zugleich ist die Arbeit der Jugendlichen eine Mahnung an alle Journalistinnen und Journalisten, ihrer Verantwortung gerecht zu werden.“



Peter-Matthias Gaede

Chefredakteur GEO

„Erinnerungs- und Medienarbeit miteinander zu verknüpfen, und dies über eine immer noch und wieder heikle Grenze hinweg: eine intelligente Idee von step21! Und wie sie verwirklicht wurde, finde ich rundum beeindruckend. Eine wichtige Initiative gegen den gesellschaftlichen Gedächtnisverlust, gegen neue Ost-West-Ressentiments – und nicht zuletzt für einen Journalismus jenseits der roten Teppiche.“



Prof. Dr. Burkhard Schwenker

CEO von Roland Berger Strategy Consultants

„Werte sind unersetzlich für eine freie, demokratische Gesellschaft. Werden sie nur noch als lästig betrachtet oder sogar vergessen, geht das Fundament verloren – mit fatalen Folgen. Das Projekt step21 [Weiße Flecken] schärft das Bewusstsein für Werte wie Verantwortungsbewusstsein und Mut. Es hilft mit Blick auf die Vergangenheit, unserer Gesellschaft Zukunft durch ein starkes Rückgrat zu geben.“



Prof. Dr. Gesine Schwan

Politikwissenschaftlerin, 2004 und 2009 Kandidatin für das Amt der Bundespräsidentin

„In den Zeitungen des Dritten Reichs stand nicht, was war, sondern was Hitler und Goebbels gedruckt sehen wollten. step21 [Weiße Flecken] trägt dazu bei, von der damaligen Zensur und Propaganda verschüttete Erinnerungen freizulegen. Es ermutigt Jugendliche, mediale Wahrheiten kritisch zu hinterfragen und weckt das Bewusstsein, dass Medienfreiheit eine grundlegende Voraussetzung ist für Demokratie.“



Prof. Dr. Werner Michael Blumenthal

Direktor des Jüdischen Museums Berlin

„In unserer globalisierten Welt sollten wir Toleranz und Verständnis aufbringen für andere – andere Menschen, andere Nationalitäten, Religionen und Kulturen, die mit und unter uns leben. Zum toleranten Miteinander gibt es keine Alternative! Toleranz, mehr noch: Respekt, ist deshalb das A und O im Zusammenleben der Menschen.“

Wertschätzung des geschriebenen Wortes

Von Markus Baumanns

Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, Hamburg



Dr. Markus Baumanns

Die ZEIT-Stiftung verdankt ihre Gründung dem Verleger Gerd Bucerius – einem Mann, der Journalismus immer als Teil einer handlungsfähigen Demokratie verstanden hat. Was wir durch Sprache in den Medien sichtbar machen – oder auch unsichtbar machen – bestimmt die Qualität unseres gesellschaftlichen Dialogs, stärkt oder schwächt unsere Fähigkeit, in einer komplexen Welt sinnvolle und faire Entscheidungen zu treffen.

Das Projekt step21 [Weiße Flecken] hat die ZEIT-Stiftung von Anfang an überzeugt, weil es eine ganz ähnliche Wertschätzung des geschriebenen

Wortes vertritt. Schülerinnen und Schüler erhalten Gelegenheit, durch eigene journalistische Recherche unsichtbar gelassene Geschichte wieder fassbar zu machen. Damit lernen sie nicht nur journalistisches Handwerkzeug und historische Zusammenhänge, sondern gewinnen auch Verständnis für die unausweichliche Verbindung von Sprache und Ethik. Dass die Schülerinnen und Schüler diese Erkenntnisse im internationalen Austausch zwischen Deutschland, Polen, Tschechien und Österreich erarbeiten, ist ein weiterer Pluspunkt des Projekts. Unabhängig von unserer Bereitschaft, den „Dingen auf den Grund zu gehen“, bleibt unsere Wahrnehmung gebunden an unsere Herkunft. Das bedeutet nicht die Abkehr von Wahrheit, sondern die Hinwendung zu Toleranz. Und auch das ist eine Lektion, die step21 [Weiße Flecken] für die Schülerinnen und Schüler bereithält. ➔



www.zeit-stiftung.de

Aus den Fehlern der Geschichte lernen

Von Waltraud Klasnic

Vorsitzende des Kuratoriums des Zukunftsfonds der Republik Österreich, Wien

Dem Zukunftsfonds der Republik Österreich ist es immer ein großes Anliegen, Projekte zu fördern, in denen Jugendliche motiviert werden, sich aktiv mit der Geschichte ihrer Heimatorte auseinanderzusetzen. Wie sonst können wir erreichen, dass man aus den Fehlern der Geschichte lernt, wenn wir nicht die Jugend mit einbeziehen? Auf wen sollten wir zählen, wenn nicht auf engagierte Jugendliche, damit wir auch morgen noch in einer friedlichen und menschlichen Gesellschaft leben können? Unsere sozialen Errungenschaften sind nicht selbstverständlich. Wenn die Jugendlichen von heute das verstehen, werden sie diese Errungenschaften auch bewahren wollen und gegenüber neuen Gefahren wachsam sein als es viele junge Menschen während des Heranwachsenden des Nationalsozialismus gewesen sind. Das ist meine Hoffnung. Und ich bin sehr zuversichtlich, dass uns dies gelingt. ➔



www.zukunftsfonds-austria.at

//////// UNSERE STEP21 [WEISSE FLECKEN]-PATEN //////////



Prof. Dr. Wolfgang Benz
Historiker, Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung in Potsdam

„step21 [Weiße Flecken] ist ein gelungener Beitrag zum Umgang mit der NS-Vergangenheit. Das Projekt weist den Weg aus der bloßen Betroffenheit hin zu einer aktiven, engagierten Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte. Über Länder- und Generationengrenzen hinweg inspiriert step21 Jugendliche zu einer bewussten und kritischen Aneignung von Geschichte. Dafür wünsche ich viel Erfolg!“



Sandra Maischberger
Journalistin und Moderatorin

„In den 15 Jahren an der Seite meines tschechischen Mannes habe ich häufig erlebt, wie viele hitzige Debatten zwischen deutschen und tschechischen Freunden die unselige gemeinsame Geschichte auch heute noch provoziert. Deshalb unterstütze ich step21 [Weiße Flecken] – weil nichts für Europa so wichtig ist wie gute Nachbarschaft!“



Steffen Möller
Schauspieler und Kabarettist

„Grenzüberschreitende Jugendarbeit und Jugendbegegnungen sind das Allerwichtigste für die europäischen Beziehungen. Die zwischenmenschlichen Ebenen müssen gestärkt und ausgebaut werden, auch und gerade beim unterschiedlichen Blick auf die gemeinsame Geschichte. Genau das macht step21 [Weiße Flecken]!“



Wolfgang Niedecken
Musiker und Künstler

„Allzu viel Dreck wurde nach 1945 weggeputzt, bis Täter, willige Helfer oder Mitläufer des NS-Regimes plötzlich nur noch mit weißen Westen herumlaufen. Und mit tiefen Lücken im Erinnerungsvermögen, die dieser Putzwahn hinterlassen hatte. Diese weißen Flecken des Verschweigens wieder zum Sprechen zu bringen ist das hervorragende Anliegen von step21 [Weiße Flecken].“

Einsatzbereitschaft für Meinungsfreiheit

Von Tomáš Jelínek

Geschäftsführer des Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, Prag

Wer diese Zeitung in Händen hält, weiß bereits, welch schwer durchdringliche Ereignisse sich die 15 Jugendredaktionen von step21 [Weiße Flecken] erschlossen haben. Ihre Begeisterung für die Erörterung historischen Geschehens, ihr kritischer Umgang mit Quellen und ihre prägnanten Texte stärken demokratische Wachsamkeit heute. Gemeinsames, grenzüberschreitendes Handeln verankert die Einsatzbereitschaft für Meinungsfreiheit noch tiefer. Das ist ein wichtiger Grund für den Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, dieses vorbildliche Projekt zu fördern. Mit dem Wissen um die parallele Geschichtsschreibung der Nachbarländer werden auch heutige Wissenslücken viel leichter erkennbar. Wir danken daher allen forschungsfreudigen Jungjournalisten der [Weiße Flecken]-Zeitung sowie dem Team von step21 für

ihre hervorragende Leistung. Mögen sie unser aller Aufgeschlossenheit weiterhin schulen. ➔

ihre hervorragende Leistung. Mögen sie unser aller Aufgeschlossenheit weiterhin schulen. ➔



www.zukunftsfonds.cz

Gemeinsame Geschichte

Von Albrecht Lempp

Direktor, Mitglied des Vorstands der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, Warschau

Die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit (SdpZ) will durch ihre Arbeit dazu beitragen, dass Polen und Deutsche einander besser verstehen. Jedes Jahr fördert sie gut 600 Einzelprojekte aus Bereichen wie Bildung, Wissenschaft, Kultur und Journalismus, die von deutschen und polnischen Teilnehmern gestaltet und durchgeführt werden.

Das interessante Projekt der Herausgabe einer Zeitung von Jugendlichen aus Deutschland, Polen, Tschechien und Österreich, die über die Zeit des Nationalsozialismus recherchieren, entspricht den Zielen unserer Stif-

tung, zu denen auch die Verbreitung des Wissens über gemeinsame, aber auch schwere Geschichte gehört.

Anlässlich des 10. Jahrestags des Bestehens von step21 wünsche ich Ihnen im Namen des Rats und Vorstands der SdpZ genauso erfolgreiche Unternehmen zur Förderung der Ideen von Toleranz und Menschenrechten unter der europäischen Jugend. ➔



www.fwppn.org.pl



Nationalsozialistische Rüstkammer: Zeitgenössische Karikatur aus dem Schweizer Satiremagazin Nebelspalter vom November 1935. Quelle: Nebelspalter, mit freundlicher Genehmigung der Redaktion

Tausende Kinder und Jugendliche hat step21 in den vergangenen zehn Jahren stark gemacht. Gegen Unrecht und Gewalt. Für die eigene Zukunft.

Aber Toleranz muss immer wieder neu gelernt werden. Deswegen ist der Auftrag von step21 nicht zu Ende. Er fängt erst an.

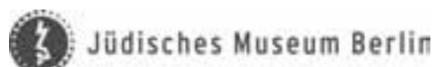
Danke für Ihre Hilfe.

Stiftung step21
SEB Bank
BLZ: 480 101 11
Konto: 1 372 924 100
IBAN: DE36 4801 0111 1372 9241 00
BIC/SWIFT: ESSE DE 5F 480



Die step21 [Weiße Flecken]-Zeitung zum Download unter: www.step21.de

WEITERE FÖRDERER UND KOOPERATIONSPARTNER:



ANIELA (18):

Ich habe gelernt zuzuhören

Aniela Trojanowska ist halb Polin, halb Schweizerin. Sie war sechs Jahre alt, als ihre Familie nach Przemyśl nahe der ukrainischen Grenze zog. Für die zweite Ausgabe der [Weiße Flecken]-Zeitung erkundete die damals 16-Jährige gemeinsam mit ihrem Redaktionsteam die Geschichte ihrer Heimatstadt, die von 1939 bis 1941 in einen deutschen und einen russischen Besatzungsteil gespalten war. Heute ist Aniela 18.

Was machst du heute?

„Ich stehe kurz vor dem Abitur. Danach möchte ich Medizin studieren, am liebsten in Kraków.“



Aniela (16) mit Zeitzeugin Danuta Stachowska-Kuprowska. Przemyśl 2007

Welche Erfahrung aus deiner Zeit bei step21 [Weiße Flecken] ist dir besonders in Erinnerung und warum?

„Die Erinnerungen ans Projekt sind noch sehr frisch, und ich denke oft daran zurück – es war für mich eine einmalige und unvergessliche Erfahrung. Zum Teil war es harte Arbeit: Wir haben viele Stunden im Stadtarchiv verbracht, einen Historiker befragt, mit Zeitzeugen gesprochen, Fotos gesammelt und selbst geknipst. Dabei habe ich viel Neues gelernt. Unsere Aufmerksamkeit galt den Jahren 1939 bis 1941, als unsere Stadt in eine deutsche und eine sowjetische Besatzungszone geteilt war. Von einem Tag auf den anderen wurde der Fluss zur Grenze, was das Schicksal vieler Menschen geprägt hat. Dank unserer Recherchen wurde uns klar, welche Probleme und welches Unglück die Teilung der Stadt für ihre Bewohner bedeutet hat. Die Erzählungen der Zeitzeugen, die nach so vielen Jahren noch immer sehr emotional waren, haben auf uns besonderen Eindruck gemacht. Wir waren erstaunt, dass die älteren



Aniela Trojanowska 2009

Menschen sich sichtlich gefreut haben über das Interesse von uns Jugendlichen an ihren traurigen Erinnerungen.“

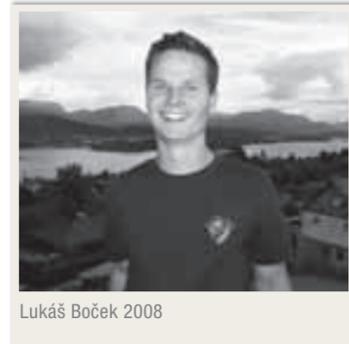
Wie, denkst du, hat dich das Projekt beeinflusst oder geprägt?

„So lebendig, beinahe greifbar, habe ich Geschichte noch nie erlebt. Das war das Schönste an dem Projekt. Diese Geschichte weiterzuerzählen und dadurch die Erinnerung an sie bewahren zu können, war mir sehr wichtig. Meine Gefühle konnte ich mit anderen Jugendlichen aus drei Ländern teilen. Während des Projekts habe ich viele neue Freundschaften geschlossen. Ich habe mich auch etwas verändert. Meine Stadt hat eine neue Bedeutung für mich bekommen, weil ich jetzt ihre Geschichte kenne. Auch mein Verhältnis zu älteren Menschen ist ein anderes geworden. Die meisten haben viel Trauriges erlebt, ich habe gelernt zuzuhören, wenn sie mir davon erzählen. So habe ich mich auch mit unserer Zeitzeugin Danuta angefreundet.“

LUKÁŠ (20):

Vorurteile abgebaut

„Vorwärts mit Mut!“ So nannten Lukáš Boček, Anna Bravcová und Aneta Smutná ihr Redaktionsteam für die zweite [Weiße Flecken]-Zeitung. In ihrer Heimatstadt Prag recherchierten die drei zur sogenannten Heydrichiade. Nach dem Attentat auf Reichsprotektor Reinhard Heydrich im Mai 1942 rächten sich die deutschen Besatzer mit erbarmungsloser Verfolgung des tschechischen Widerstands und willkürlichem Terror gegenüber der Zivilbevölkerung. Lukáš und sein Team sprachen mit Zeitzeugen und untersuchten die Berichte der zensurierten Protektorat-Zeitungen wie auch der tschechoslowakischen Exilpresse.



Lukáš Boček 2008

Was machst du heute?

„Ich stehe auf der Brücke zwischen Gymnasium und Universität. Damit ich sie erfolgreich überschreite, muss ich das Abitur schaffen und alle Prüfungen bestehen. In der Tschechischen Republik müssen alle, die studieren wollen, eine Aufnahmeprüfung machen. Ich habe mich bei verschiedenen Hochschulen und für verschiedene

ne Schuld auf sich zu laden, unseren größten Respekt verdienen.

Was die Begegnungen in Deutschland betrifft, sind mir zwei Erfahrungen besonders in Erinnerung. Zum einen die herzliche Begleitung durch die Leute von step21, vom ersten Treffen spätabends bei Regen am Hamburger Bahnhof bis zur Abschlussveranstaltung. Bei der hatte ich – und das ist der andere besondere Moment – die

MICHELE (23):

Die Macht des geschriebenen Wortes



Michele White 2009

Michele White ist heute 23 Jahre alt. Aufgewachsen ist sie in Seligenstadt. Angestoßen von ihrem Geschichtslehrer recherchierte Michele zusammen mit fünf Freunden aus dem Leistungskurs Geschichte zum Lager Rollwald im hessischen Nieder-Roden. Unter katastrophalen hygienischen Bedingungen wurden dort bis zu 1.500 Gefangene eingepfercht, die die umliegenden Kiefernwälder roden mussten. Bei ihren Recherchen stießen die „Fleckenlöser“ auf einen Zeitungsartikel des Darmstädter Tagblatts. Der lobte die Flurbereinigung und dass der Rodgau fruchtbar gemacht werde – vom Einsatz der Gefangenen kein Wort.

Was machst du heute?

„Ich studiere mittlerweile im sechsten Semester Geschichte und Anglistik an der TU Darmstadt.“

Welche Erfahrung aus deiner Zeit bei step21 [Weiße Flecken] ist dir besonders in Erinnerung und warum?

„Das ist schwer, denn es sind so viele. Am meisten begeistert hat mich das Arbeiten mit und das Kennenlernen von interessanten Menschen, seien es die anderen Teams, die Leute von step21 oder bekannte Persönlichkeiten. Es war einfach toll, sich mit den anderen auszutauschen, der Geschichte auf den Grund zu gehen und anschließend die Ergebnisse der Öffentlichkeit voller Stolz präsentieren zu können.“

Wie, denkst du, hat dich das Projekt beeinflusst oder geprägt?

„Ich habe bei dem Projekt step21 [Weiße Flecken] eine Men-

ge gelernt. Neben dem Recherchieren, Schreiben und Präsentieren des eigenen Berichts hat sich mein Bewusstsein gegenüber Berichterstattungen verändert. Das Projekt hat mich vor allem gelehrt, Dinge zu hinterfragen. Die Macht des geschriebenen und gesprochenen Wortes ist enorm, diese wurde und wird leider immer noch missbraucht.“



Michele (20, 4. v. l.) und ihr Redaktionsteam bei der Abschlusspräsentation von step21 [Weiße Flecken] in Berlin, Januar 2006. Foto: Bente Stachowske



Stolz überreicht Lukáš (18) Bundeskanzlerin Angela Merkel das erste Exemplar der [Weiße Flecken]-Zeitung, in der Mitte Pia (16) aus Dresden. Berlin, 21. Januar 2008. Foto: Bente Stachowske

Fachbereiche beworben. Mein Traum ist es, später einmal im diplomatischen Dienst zu arbeiten. Ich hoffe sehr, das es klappt! Ansonsten genieße ich die buntere Seite der Jugend – mit Reisen, Skifahren und Partys.“

Welche Erfahrung aus deiner Zeit bei step21 [Weiße Flecken] ist dir besonders in Erinnerung und warum?

„Es ist schwierig, nur einen Moment zu nennen. Bei der Spurensuche waren es bestimmt die Interviews mit unseren Zeitzeugen. In diesen Gesprächen wurde mir erst wirklich bewusst, wie grausam und unmenschlich die NS-Zeit war. Und dass die Menschen, die diesen Krieg durchlebt haben, oh-

Ehre, Bundeskanzlerin Merkel persönlich unsere [Weiße Flecken]-Zeitung zu überreichen.“

Wie, denkst du, hat dich das Projekt beeinflusst oder geprägt?

„Mit einem Wort: stark. Ich habe viel Neues gelernt. Was ich aber besonders hoch schätze, ist die Fähigkeit, die Presse und andere Medien seitdem kritischer zu bewerten und nicht allem zu vertrauen, was geschrieben oder gesagt wird. Durch die internationale Zusammenarbeit habe ich außerdem viele Vorurteile abgebaut. Noch heute bin ich mit einigen Redakteuren aus anderen Städten und Ländern im Kontakt, was mich wirklich freut.“

ARKADIUSZ (21):

Schlummerndes Interesse geweckt

Was machst du heute?

„Im September 2008 habe ich mein einjähriges Dasein als „Friedi“ (im Fachjargon Abkürzung für eine spezielle Form des Freiwilligen, nämlich des Friedensdienstleistenden), entsandt durch Pax Christi im Bistum Aachen, beendet. Mein Lebensweg führte mich daraufhin aus dem kleinen niederschlesischen Dörfchen Krzyzowa (Kreisau), das auf dem Gelände des ehemaligen Guts der Grafen von Molke die Stiftung Kreisau für europäische Verständigung beherbergt, ins mittelhessische Gießen. Dort studiere ich nun Osteuropäische Geschichte sowie Polonistik und Turkologie im Nebenfach.“

Welche Erfahrung aus deiner Zeit bei

step21 [Weiße Flecken] ist dir besonders in Erinnerung und warum?

„Eine schöne Erfahrung war der Umgang mit den Zeitzeugen. Man hatte die Gelegenheit, Sensibilität gegenüber sehr persönlichen Themen zu entwickeln – damit also auch die Möglichkeit, sein journalistisches und zwischenmenschliches Geschick zu vertiefen. Gleichzeitig bot sich ein ungemein plastisches Bild von der Vergangenheit, das zwar alleine zur historischen Schilderung sicher nicht ausreicht, aber ein wichtiges Puzzleteil darstellt – zudem ein immer rareres. Allein schon deswegen ein Erlebnis. Und wir durften es auch noch für zukünftige Generationen festhalten. Das war zumindest für mich eine aufbauende und prägende Erfahrung.“

Wie, denkst du, hat dich das Projekt beeinflusst oder geprägt?

„step21 [Weiße Flecken] hat mir, da es sich in der ersten Generation um ein deutsch-polnisches Projekt handelte, zum ersten Mal einen Einblick in den deutsch-polnischen Beziehungsbereich gegeben. Ein in mir schlummerndes Interesse wurde geweckt, das bis heute andauert. So schlug es sich immerhin in meiner Studienwahl sowie in der Ent-



Von links: Sarah (17), Teresa (17) und Arkadiusz (18) vor ihrer Zeitungsseite. Abschlussveranstaltung in Berlin, 23. Januar 2006. Foto: Bente Stachowske

scheidung nieder, ein FSJ in Polen zu machen. Mittlerweile hat sich mein Interesse auf alle Länder Ostmitteleuropas und Osteuropas ausgeweitet.“



Arkadiusz Blaszczyk 2009

Arkadiusz Blaszczyk zog als Dreijähriger mit seiner Familie als sogenannte Spätaussiedler aus Oberschlesien nach Ulm. Von Mai bis Dezember 2005 recherchierte er im Team „Memento Scelerum“ (lat. Gedenkt der Verbrechen) für die erste Ausgabe der [Weiße Flecken]-Zeitung. In ihrer Reportage „Wie lange noch Scholl?“ schilderte das Team, wie sich die Lokalzeitung von Ulm nach der Hinrichtung von Hans und Sophie Scholl 1943 an der Hetze gegen den Rest der Familie beteiligte.

Unvergessliche Erfahrungen

Warum Zeitzeugen einen ganz besonderen Zugang zur Geschichte eröffnen



Malgorzata Kalarus 2009

Malgorzata Kalarus (19) aus Olkusz über ihre Begegnungen mit Zeitzeugen im Rahmen des Projekts step21 [Weiße Flecken] 2007/08 und einer Jugendbegegnung des Deutschen Bundestags im Januar 2009.

Vermittelt über step21 nahm ich im Januar 2009 an einer sechstägigen Jugendbegegnung teil, die der Deutsche Bundestag anlässlich des Holocaust-Gedenktags veranstaltete. Mit dabei waren 80 Jugendliche aus Deutschland, Frankreich, Israel, Österreich, Polen, Tschechien und der Ukraine.

Ich war sehr stolz, als gleich zu Beginn die [Weiße Flecken]-Zeitung verteilt wurde – schließlich habe ich an dieser Zeitung mitgeschrieben. In den kommenden Tagen beschäftigten wir uns mit verschiedenen Opfer-Gruppen des Nationalsozialismus, wobei wir unter anderem in Berlin und Oradour-sur-Glane haltmachten.

Im Archiv des Jüdischen Museums Berlin recherchierten wir jüdische

ge als „Mischling 1. Grades“, da sie einen jüdischen Vater hatte. Die Alenfelds betrachteten Deutschland als ihre Heimat. Vater Erich, Offizier im Ersten Weltkrieg und deutscher Patriot, wurde durch die Gesetze des Dritten Reichs zum „jüdischen Rassenfeind“ gestempelt. Dennoch entschied er sich gegen die Emigration und blieb mit seiner „arischen“ Frau Sabine und den beiden Kindern Irene und Justus in Deutschland. Die Familie überlebte. Jahre später beschäftigt Irene Alenfeld die Frage: „Warum seid ihr nicht ausgewandert?“ So heißt auch ihr Buch, das in Briefen, Aufzeichnungen und Kalendernotizen ihrer Eltern nach Antworten sucht.

Besonders in Erinnerung ist mir ihre Enttäuschung über die Haltung der deutschen Bevölkerung in der Nachkriegszeit. Irene Alenfeld erlebte das Kriegsende nicht nur als Befreiung, sondern auch als Ende einer bis dahin vergleichsweise behüteten Kindheit und als Beginn neuer Probleme. 1953 entschloss sie sich zur Auswanderung nach Frankreich.

In Frankreich trafen wir die Zeitzeugen Robert Hébras und Marcel Darthout. In der Gemeinde Oradour-sur-Glane, unweit von Limoges im westlichen Zentralfrankreich, hatte am 10. Juni 1944 eine deutsche SS-Division bei einem Massaker 642 Männer, Frauen und Kinder ermordet. Nur sechs Menschen überlebten die Tragödie, von diesen sechs leben heute nur noch Hébras und Darthout.

Robert Hébras begrüßte uns herzlich und freute sich über unser Inter-

schies Schicksal sprachen. Besonders Respekt verdienen sie auch dafür, dass sie trotz ihrer Erfahrungen keine Ressentiments gegenüber Deutschland haben, sondern für ein gemeinsames Europa sind.

Weniger Hoffnung auf eine Aussöhnung machte mir eine Zeitzeugenbegegnung im Rahmen meiner Arbeit für die zweite Ausgabe der [Weiße Flecken]-Zeitung. Im Sommer 2007 recherchierten wir zum sogenannten „Blutigen Mittwoch“, einer Strafexpedition von SS, Gestapo und deutscher Polizei, bei der als Rache für einen erschossenen Deutschen im Juli 1940 mehr als 20 Polen ermordet und viele weitere schrecklich gequält wurden. Die Zeugen dieses Geschehens trugen immer noch einen entsetzlichen Schmerz in sich. Als wir unserem Zeitzeugen, einem Überlebenden der deutschen Racheaktion, erzählten, dass das Projekt step21 [Weiße Flecken] von einer deutschen Initiative ausgeht, verweigerte er uns sein Einverständnis, seine Erinnerungen auf unserer Zeitungsseite zu dokumentieren. Ich fühlte mich hilflos, weil ich nichts dagegen tun konnte. Und ich musste begreifen, dass die Jahre, die seit Kriegsende vergangen sind, für manche Menschen nicht zählen.

Neben step21 [Weiße Flecken] war die Jugendbegegnung des Bundestags für mich eine ganz besondere und unvergessliche Erfahrung. Ich habe viele junge Leute kennengelernt, die sich in Projekten und Organisationen für das Erinnern engagieren. Geschichte spielt eine große Rolle in meinem Leben. Wir



Judith (19) aus Berlin und Elisabeth (16) aus Wien im Gespräch mit Zeitzeugin Ursula Suhling während eines Workshops bei der step21 [Weiße Flecken]-Konferenz in Hamburg, November 2008. Foto: Sinje Hasheider

Schicksale im nationalsozialistischen Deutschland. Wir fanden Dokumente zu Kindheit und Schule in der NS-Zeit, zur besonderen Situation sogenannter „Mischlinge“ und zu gescheiterten Emigrationsbemühungen. Wie schon bei meinen Recherchen für step21 [Weiße Flecken] waren es aber die Gespräche mit Zeitzeugen, die mich am meisten faszinierten.

In Berlin trafen wir Irene Alenfeld. Nach der Definition der Nationalsozialisten galt die heute 76-Jähri-

esse. Er führte uns durch die Überreste des Dorfs. Gemeinsam beschränkten wir die Straße, auf der die SS-Division „Das Reich“ 1944 in den Ort einmarschiert war. In der dortigen Gedenkstätte, dem „Centre de la mémoire d'Oradour“, trafen wir auch Marcel Darthout, der trotz Krankheit gekommen war, um all unsere Fragen zu beantworten.

Diese Gespräche werden für mich unvergesslich bleiben: Ich habe Hochachtung vor diesen beiden Männern und wie freimütig sie über ihr tragi-

sollen alles in unserer Macht stehende tun, damit sich die tragischen Ereignisse der Vergangenheit nie wiederholen. Sicher ist: Die Möglichkeit, mit Zeitzeugen zu sprechen, wird sich nicht unbegrenzt wiederholen. Darum müssen wir jetzt jede Gelegenheit nutzen, unser Wissen über die Geschichte zu erweitern. In einigen Jahren werden keine Zeitzeugen mehr leben – dann sind wir dafür verantwortlich, dieses Wissen an kommende Generationen weiterzugeben. ↩

BOTSCHAFTER UND PATEN VON STEP21 [WEISSE FLECKEN]

Erfahrungen „europäisieren“



Dr. Marek Prawda

Botschafter der Republik Polen in Berlin und Pate von step21 [Weiße Flecken]

Wie viel Geschichte braucht ein Volk, um mit sich selbst und den Nachbarn gut auszukommen? So viel, um Geschichtsschwund zu verhindern, aber auch deutlich zu machen, dass es vor allem auf das Leben ankommt. Die Völker haben zu viele unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Dennoch lassen sich diese Erfahrungen vielleicht „europäisieren“, indem man sie als ständige Mahnung betrachtet und daraus den Mut schöpft, sich gemeinsam möglichen Katastrophen entgegenzustellen. Indem man zur Aufarbeitung aller Schattenseiten der eigenen Geschichte bereit ist. Die jungen Menschen im Projekt step21 [Weiße Flecken] lernen, wie wichtig das historische Bewusstsein ist. ↩

Junge Leute einbeziehen



Dr. Rudolf Jindrák

Botschafter der Tschechischen Republik in Berlin und Pate von step21 [Weiße Flecken]

Die NS-Zeit, die in der Tschechischen Republik vor allem mit dem „Münch-

ner Abkommen“ und dem sogenannten „Reichsprotectorat Böhmen und Mähren“ verbunden ist, und die folgenden unmittelbaren Nachkriegsereignisse haben die deutsch-tschechischen Beziehungen in einem nicht gerade geringen Maße beeinflusst. Ihre gegenwärtig immer schneller fortschreitende Intensivierung zeugt auch davon, dass ohne gegenseitige Kenntnis und ein Verständnis der Geschichte unsere Zukunft kaum vorstellbar ist. Das Einbeziehen junger Leute in die Bewältigung der Vergangenheit, das gleichzeitig mit ihrer journalistischen Tätigkeit verbunden ist, stellt dabei einen wichtigen Beitrag dar. Deswegen unterstütze ich das Projekt step21 [Weiße Flecken]. ↩

Zukunft braucht Erinnerung



Dr. Christian Prosl

Bis Mitte Mai 2009 Botschafter der Republik Österreich in Berlin, nun Botschafter in Washington D.C., USA und Pate von step21 [Weiße Flecken]

2008 jährte sich zum 70. Mal der „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938, der den Verlust der staatlichen Souveränität Österreichs bedeutete. Auch heute sind wir

vor menschenverachtenden Verbrechen wie jenen, die während der NS-Zeit begangen wurden, nicht gefeit. Wir müssen aus der Vergangenheit für unsere Gegenwart und Zukunft lernen. Daher ist ein Projekt wie step21 [Weiße Flecken], das journalistische Lücken aus der NS-Zeit füllen möchte, meiner Ansicht nach so wichtig.

Es ist sehr erfreulich, dass Jugendliche aus vier europäischen Ländern – Deutschland, Österreich, Polen und Tschechien – gemeinsam die Vergangenheit erforschen möchten, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. In einem immer enger zusammenwachsenden Europa ist es notwendig, schon der Jugend ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl zu vermitteln. Die gemeinsame Beschäftigung mit der Geschichte kann dazu wesentlich beitragen.

Ich gratuliere step21 zu diesem gelungene Projekt und wünsche weiterhin alles Gute. ↩

Wir sagen DANKE

ZEITZEUGEN

Ein besonderer Dank gilt den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Sie haben den Redaktionsteams von step21 [Weiße Flecken] mit informativen und bewegenden, mit eindrucksvollen und teils sehr privaten Erinnerungen einen lebendigen Einblick in die Vergangenheit gewährt. Ohne ihre Mitarbeit wäre diese Zeitung nicht möglich gewesen:

Katharina Fasl, Peter Foré, Ing. Jan Kadlec, Zofia Kamińska, Lech Klewzyć, Czesław Kordylewski, Klaus Kula, Stanisław Lagun, Stefan Makny, Helmut Maschmann, Erna Mayer, Herta Novotná, Albina Scharmer, Sigrid Scheinert, Esther Schuldmann, Franz Steinböck, Josef Styx, Ursula Suhling, Gerhard Tiede, Walter Winterberg, Wilhelm Wolter, Eberhard Zamory

TUTOREN DER TEAMS

Birgit Bänsch, Lisbeth Cvrčková, Jutta Eichhorn, Jan Goll, Martin Hanf, DDR: Gernot Haupt, Kinga Jankowska, Irena Klementová, Hana Kraft, Anke Mulsow, Ursula Primus, Jörg Ritterhoff, Regina Rüscher-Christler, Ute Schultes, Renata Šípová, Elisabeth Streibel, Agata Wiśniewska-Schmidt

WEITERE UNTERSTÜTZER

Inken Baberg, Thomas Bartels, Brit Bellmann, Kathleen Bernsdorf, Hans-Karl Bluhm, Jiří Bock, Ingrid Dahl, Markus Deggerich, Jakub Deka, Christoph Dust, Damian Flügel, Ina Gamp, Daniele Gasparini, Marta Glauer, Jan Hirsch, Tone Jelen, Andreas Jörß, Marilena Jung-hans, Przemysław Jurkiewicz, Božetěch Kostelka, Franz Krahl, Jens Längert, Carmen Lange, Alexander Langenhagen,

Gesche Lundbeck, Bogusław Małusiński, Dieter Maretzky, Mikołaj Maśluk, Pavla Matějková, Gisa Michaelis, Beate Mössner, Gerhard Pazderka, Aleksandra Pietrowicz, Eckard Reiß, Petr Rak, David Rojkowski, Dr. Martin Rüther, Marianna Sadownik, Veronika Schopka, Anna Maria Schulz, Manuela Schulz, Paulina Schulz, Ursula Schulz, Nina Schwarz, Ursula Schwarz, Waltraut Seegers, Jiří Šlajsna, Elke Steiner, Prof. Dr. Peter Stöger, Dr. Robert Streibel, Christian Timm, Isabella Vértes-Schütter, Pavel Voves, Dariusz Walerjański, Leszek Wróbel

ARCHIVE, BIBLIOTHEKEN UND WEITERE INSTITUTIONEN

Archiwum Państwowe w Katowicach (Oddział w Gliwicach), Biblioteka Śląska

w Katowicach, Collegium Polonicum, Deutsches Zensur Archiv – Museum für Kunst- und Pressefreiheit München, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW), Ernst-Deutsch-Theater, Fundacja Polsko-Niemieckie Pojednanie, Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen, Handelsakademie Klagenfurt, Instytut Pamięci Narodowej (Oddział w Poznaniu), Instytut Zachodni w Poznaniu, Internationales Zeitungsmuseum der Stadt Aachen, Jüdisches Museum Rendsburg, Kärntner Landesarchiv, Krajská vědecká knihovna Liberec, KZ-Gedenkstätte Neuengamme, MAZ-Redaktion Pritzwalk, Moravský zemský archiv v Brně, Muzeum Martyrologii Wielkopolan – Fort VII, Muzeum Miejskie w Zabrze, NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, Oblastní Muzeum v Chomutově, Österreichische

Nationalbibliothek Wien, Orel o.s. Brno, Pommersches Landesmuseum Greifswald, Satiremagazin *Nebelspalter*, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag, Stadtarchiv Aachen, Stadtarchiv Greifswald, Stadtbibliothek Aachen, Státní okresní archiv Chomutov (se sídlem v Kadani), Státní okresní archiv Liberec, Tiroler Landesmuseum Innsbruck, Todesmarschmuseum im Belower Wald, Židovská obec Liberec

SOWIE

Bärenmenü GmbH, Big Image Systems Deutschland GmbH, Vignold Hamburg GmbH, Volksfürsorge Holding AG

... und allen anderen, die hier nicht namentlich erwähnt sind, aber am Entstehen der Zeitung beteiligt waren.

Momentaufnahmen

Eindrücke aus neun Monaten Projektarbeit bei step21 [Weiße Flecken]

15. Oktober 2008

Heute kam die Zusage von step21 aus Hamburg! Ich war...

...gerade im Garten. Während des Telefonierens rannte ich vor Aufregung auf der Wiese herum. Ich freute mich riesig und konnte unser Glück erst gar nicht fassen.

Oktober 2008 – Januar 2009

Mein erstes Highlight...

...war die [Weiße Flecken]-Konferenz in Hamburg! Alle Leute aus den anderen Teams und von step21 persönlich kennenzulernen und an den Workshops teilzunehmen, hat meine Motivation noch gesteigert. Die Konferenz war ein interessantes, informatives, aber auch spaßiges Erlebnis!

...war der Besuch des Archivs der Arbeiterkammer Wien. Die Originalausgaben der Zeitungen von 1938 in der Hand zu halten und durchzublättern, war unglaublich interessant und motivierend.



Johanna (17) aus Innsbruck, Florence (19) aus Mainz und Sophie (17) aus Krems bei der Workshoparbeit. [Weiße Flecken]-Konferenz in Hamburg, November 2008. Foto: Bente Stachowske

...waren die vielen Rückmeldungen auf unseren Zeitungsaufwurf: „Wer weiß etwas zum Lebensborn?“ So fanden wir auch unsere Zeitzeugin.

Bei der Projektarbeit...

...berührte uns besonders das sehr emotionale und persönliche Zeitzeugengespräch.

...lernte ich viele interessante Dinge wie neue Schreibtechniken, die Geschichte einer Grenzstadt und vieles mehr kennen. Da ich nicht genau wusste, wie Zeitungsartikel geschrieben werden, war die Hilfe der Coaches sehr wichtig und gut.

...lieferten unsere Teamsitzungen immer wieder neue Ideen und viel Ansporn!



Das step21 [Weiße Flecken]-Team. Von links: Kirsten Pörschke, Johanna Drescher, Christoph Zielinski, Agata Frank und Armin Krahl. Nicht auf dem Bild: Lena Knäpple. Foto: Bente Stachowske

Wenn Sie Urheber- oder Persönlichkeitsrechte an einzelnen Bildern oder Dokumenten geltend machen möchten, melden Sie sich bitte bei step21.

Vor dem Zeitzeugengespräch...

...waren wir sehr aufgeregt. Wir wussten nicht, was uns erwartet, wie wir mit ausbrechenden Emotionen umgehen sollen, ob das Aufnahmegerät funktioniert. Unsere Zeitzeugin wirkte zu Anfang ebenfalls sehr nervös, aber sie war entschlossen, uns von ihrer Vergangenheit zu erzählen. Unsere Fragen waren schnell abgearbeitet, jedoch erzählte sie uns von sich aus sehr viel mehr. Je emotionaler ihre Erinnerungen wurden, desto häufiger brachen die Sätze ab... Oft musste sie schlucken. Auch uns berührten ihre Erzählungen sehr, vor allem, da wir das Glück haben, in intakten Familien aufzuwachsen. Für uns alle war es eine unglaubliche Erfahrung, persönliche Einblicke in die NS-Zeit zu bekommen. Zumal nur wenige vom Lebensborn e.V. wissen. Ohne unsere Zeitzeugin wären unsere Recherchen recht vage geblieben. Darum sind wir ihr sehr dankbar!

Februar 2009

Wenn ich an die Redaktionskonferenz in Stubice denke, ...

...muss ich lächeln. Die Atmosphäre, die Leute – alles war fantastisch. Es war super, die Leute, die wir in Hamburg kennengelernt hatten, wieder zu sehen. Ich habe am Leitartikel mitgearbeitet, was für mich eine besondere Erfahrung war. Ich weiß jetzt, wie die Arbeit in einer Redaktion aussieht, und werde das bestimmt in Zukunft nutzen. Außerdem habe ich wieder mein Deutsch verbessert. Am schwersten war – wie immer – der Abschied. Ich hoffe, dass manche der geschlossenen Freundschaften bleiben werden.

März–April 2009

Kurz vor Redaktionsschluss...

...gab es in unserer Gruppe Unstimmigkeiten: Was brauchen wir noch? Wer hat bisher eher wenig getan? Wer schreibt was? Dazu kam der Zeitdruck. Schlussendlich haben wir alles geschafft und finden gut, wie unsere Artikel geworden sind.

...wurde es noch einmal stressig. Und wie es dann so ist, war plötzlich unsere Zeitzeugin nicht zu erreichen, der historische Zeitungsartikel unauffindbar... ein Endspurt mit Hindernissen!

Mai 2009

Zur Abschlussfeier in Berlin im Juni 2009 werde ich mit dem Gefühl fahren, ...

...dass dieses Projekt leider schon vorbei ist. Und dass ich die Erfahrungen nicht missen möchte. Könnte ich noch einmal mitmachen, ich würde es wieder tun.

...etwas Großartiges geschaffen zu haben. Ich werde an die guten und die stressigeren Zeiten denken. Daran,

dass wir uns anfangs in allem uneinig waren – vom Thema angefangen über den Zeitplan bis hin zur Arbeitsteilung. Doch schließlich haben wir es geschafft und können gemeinsam stolz auf unse-



Coach Olaf Mischer und Saskia (15) aus Pritzwalk beim Feilen an den Teamartikeln. Redaktionskonferenz in Stubice, Februar 2009. Foto: Bente Stachowske

re Arbeit sein. Ich glaube, dass unsere Artikel gut geworden sind, und ich hoffe, dass sie die Leser interessieren und berühren. Ich bin glücklich darüber, die einmalige Chance genutzt zu haben, an der [Weiße Flecken]-Zeitung mitarbeiten zu dürfen.

...der Zufriedenheit, dass ich zur Entstehung der [Weiße Flecken]-Zeitung und zur Erinnerung an bisher verschwiegene Ereignisse beitragen konnte. Die Teilnahme am Projekt hat viel Zeit und Mühe erfordert, aber auch viel Spaß gemacht. Ich hatte die Möglichkeit, neue Bekanntschaften zu machen. Aber am wichtigsten ist für mich, dass ich einen kritischeren Blick auf Ereignisse, historische Quellen und Berichte von Zeitzeugen bekommen habe.

Über step21

Das Ziel unserer Arbeit

Die ausländerfeindlichen Übergriffe der neunziger Jahre waren 1998 Gründungsanlass für die gemeinnützige Initiative step21. Mit unserem innovativen medienpädagogischen Programm bestärken wir seit zehn Jahren Kinder und Jugendliche darin, Selbstbewusstsein und Rückgrat zu entwickeln, um gegen Unrecht, Diskriminierung und Gewalt aufzustehen und als Vorbild in unserer Gesellschaft zu wirken. Unser Ansatz ist Empowerment!

step21 stärkt:

Selbstvertrauen und Verantwortung, damit Kinder und Jugendliche ihre wichtige Rolle als Mitgestalter der Gesellschaft erkennen und aktiv einnehmen.

Toleranz und Respekt,

damit Kinder und Jugendliche Fremdem offen und mit Achtung begegnen.

Zivilcourage,

damit Kinder und Jugendliche den Mut aufbringen, gegen Unrecht, Diskriminierung und Gewalt ihre Stimme zu erheben.

Die Felder unserer Arbeit

Unser Programm setzt bei den Alltagsthemen der Kinder und Jugendlichen an. Kernelemente sind unsere Medienboxen und eine Vielfalt an Projekten und Wettbewerben.

1. Unsere **Medienboxen** sind innovative Unterrichtspakete für Schulen und Jugendeinrichtungen. Sie bestehen aus Lerneinheiten, verschiedenen Medien und Software, mit denen Kinder und Jugendliche eigene Radiosendungen, Comics und Musikstücke erstellen können. Die Medienboxen behandeln verschiedene Themenkomplexe, zum Beispiel Zukunft/Identität oder Weltbilder/Bilderwel-

ten, und unterstützen Kinder und Jugendliche dabei, selbstbewusst und eigenverantwortlich in die Zukunft zu gehen.

2. Unsere **Projekte** regen Kinder und Jugendliche an, selbst aktiv zu werden. Sie vermitteln Sozial- und Medienkompetenzen und fördern den



INITIATIVE

FÜR TOLERANZ UND VERANTWORTUNG

Dialog zwischen jungen Menschen unterschiedlicher kultureller, sozialer und nationaler Herkunft. Team- und ergebnisorientiertes Arbeiten ist charakteristisch für unsere Projekte. So bewirkte zum Beispiel [Vorbilder], dass sich Jugendliche mit den Vorbildern ihres täglichen Lebens auseinandersetzten, [DO!T], dass Hauptschüler Projektideen zum Thema Zukunft realisierten, und [Fairlink.de], dass Kinder und Jugendliche einen Verhaltenskodex zum respektvollen Umgang im Internet entwickelten.

Der Erfolg unserer Arbeit

In den vergangenen zehn Jahren konnte step21 mit rund 300 regionalen sowie internationalen Projekten und den Medienboxen mehr als 900.000 Jugendliche und rund 13.000 Schulen und Jugendeinrichtungen erreichen. Unterstützt wird step21 dabei von Stiftungen, ehrenamtlichen Helfern, prominenten Paten und Unternehmen. Schirmherr ist Bundespräsident Horst Köhler.

step21 – Schritt für Schritt das 21. Jahrhundert gestalten!

IMPRESSUM

STEP21 [WEISSE FLECKEN]

Unsere Zeitung füllt journalistische Lücken aus der NS-Zeit

Herausgeber

step21 – Jugend fordert! gGmbH
V. i. S. d. P.

Sonja Lahnstein

Projektleitung

Kirsten Pörschke

Textredaktion

70 Jungredakteure aus Deutschland, Polen, Tschechien und Österreich

Redaktion Rahmentexte

Lena Knäpple, Armin Krahl,

Kirsten Pörschke

Schlussredaktion

Johanna Drescher, Agata Frank,

Lena Knäpple, Armin Krahl, Kirsten Pörschke, Christoph Zielinski

Bildredaktion

Christoph Zielinski

Übersetzungen

Ina Gamp, Paulina Schulz,

Anna Maria Schulz

Schlusskorrektur

Inken Baberg

Gestaltung und Herstellung

Kathleen Bernsdorf, Beate Mössner

Lithographie

Edelweiß Publish,

Alexander Langenhagen

Druck

von Stern'sche Druckerei, Lüneburg

Kontakt zur Redaktion

Tel. +49 (0)40.37 85 96-12

Fax +49 (0)40.37 85 96-13

E-Mail: weisseflecken@step21.de

Postanschrift

step21

Jugend fordert! gGmbH

step21 [Weiße Flecken]

Steinhöft 7 – Haus am Fleet

20459 Hamburg

Auflage: 30.000 Exemplare

JETZT BESTELLEN!

Die Zeitung step21 [Weiße Flecken] gibt's auch im Klassensatz
Exklusiv dazu: das Begleitheft für Pädagogen

Die neue Ausgabe der [Weiße Flecken]-Zeitung kann ab sofort bei step21 bestellt werden. Die Extrablätter in polnischer bzw. tschechischer Sprache gibt's auf Wunsch dazu.

Schon die ersten beiden [Weiße Flecken]-Zeitungen haben sich im Unterricht hervorragend bewährt und vielerorts zu ähnlichen Projekten motiviert. Dafür hat step21 ein Begleitheft für Pädagogen entwickelt, das Anregungen für die Arbeit mit der Zeitung in Schul- und Seminargruppen gibt. Die Vorschläge verknüpfen unterschiedliche Lernmethoden mit den vielfältigen Themen des Projekts. Jeweils als geschlossene Unterrichtseinheiten konzipiert, bieten sie auch untereinander Anknüpfungspunkte sowie Tipps zur Erweiterung. Das Begleitheft ist bei step21 gegen eine Schutzgebühr von 3 Euro erhältlich.

So geht's:

E-Mail, Fax oder Brief mit Adresse und gewünschter Stückzahl schreiben an:

step21
Jugend fordert! gGmbH
step21 [Weiße Flecken]
Steinhöft 7 – Haus am Fleet
20459 Hamburg

Fax: +49 (0) 40.37 85 96-13
E-Mail: weisseflecken@step21.de

Je nach Stückzahl Beitrag zu Porto- und Verpackungskosten:
Innerhalb Deutschlands:

1 Exemplar: 1,50 Euro // 10 Exemplare: 4,50 Euro // 20–30 Exemplare: 10,00 Euro

Nach Österreich, Polen und Tschechien:

1 Exemplar: 2,00 Euro // 10 Exemplare: 8,00 Euro // 20–30 Exemplare: 15,00 Euro

und die Schutzgebühr für das Begleitheft in Höhe von 3 Euro auf folgendes Konto überweisen:

step21
Jugend fordert! gGmbH
Commerzbank Gütersloh
BLZ 478 400 65
Konto-Nr.: 1 581 453
IBAN: DE 70 47840065 0158145300
SWIFT: COBA DE FF 478

Als Verwendungszweck bitte „step21 [Weiße Flecken]“ angeben!

Sobald die Portokosten (und gegebenenfalls die Schutzgebühr) bei step21 eingegangen sind, wird die Bestellung verschickt.



Begleitheft für Pädagogen